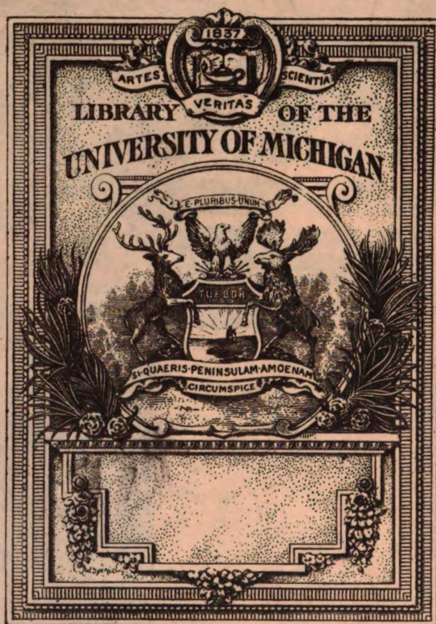

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

An unsere geehrten Abonnenten!

Um unseren geehrten Abonnenten, wie überhaupt Jedermann, Gelegenheit zur Anschaffung **schöner** und **gediegener Kunstblätter** zu geben, offerieren wir die in unserem Verlage erschienenen **großen prachtvollen Kupferstiche**

Aufbruch zur Jagd

nach dem Gemälde von **F. Defregger** gestochen von **R. Petzsch**; Papiergröße 59 cm breit und 71 cm hoch, Stichgröße 31 cm breit und 38½ cm hoch

Das Tischgebet

nach dem Gemälde von **F. Defregger** gestochen von **H. Walde**; Papiergröße 71 cm breit und 59 cm hoch, Stichgröße 40 cm breit und 33 cm hoch

Die Heimkehr des Landwehrmanns

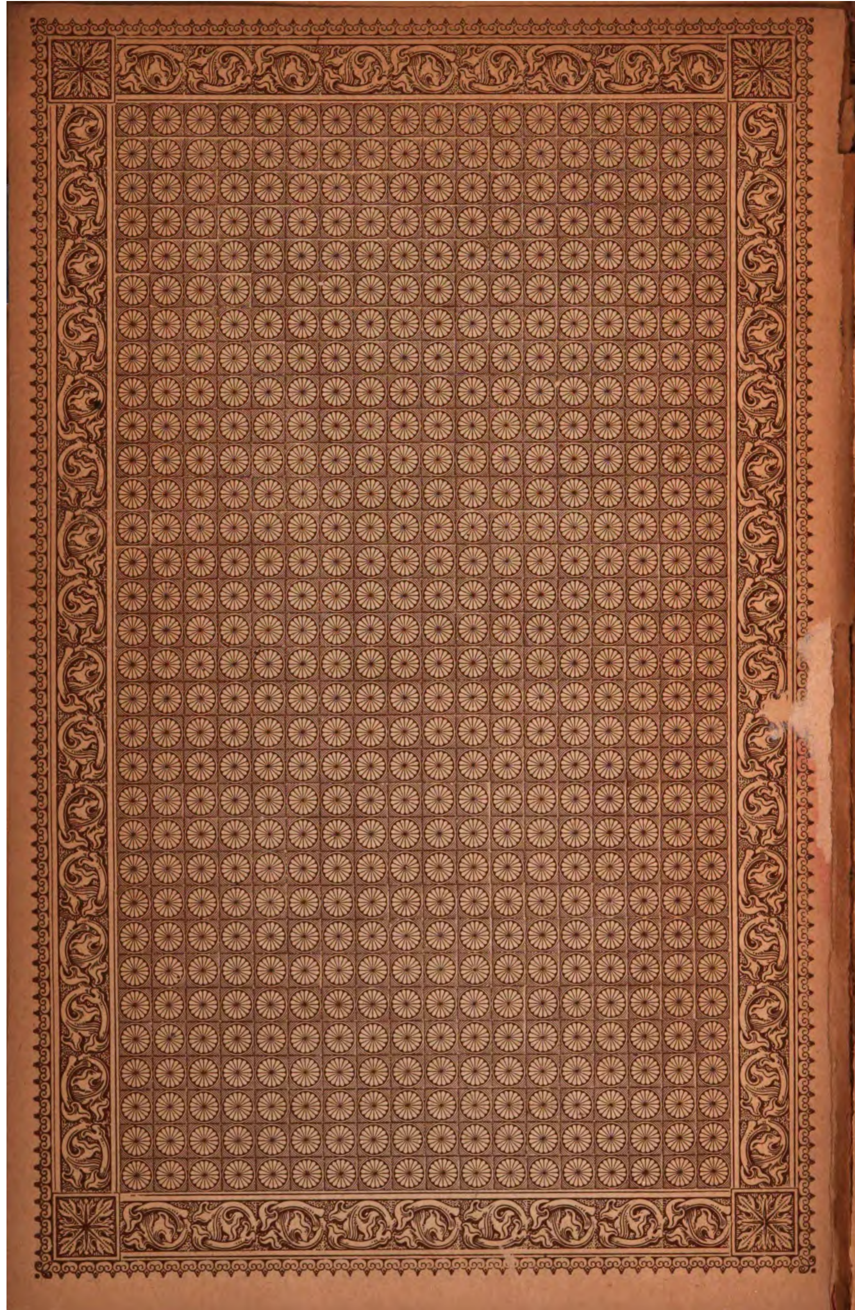
nach dem Gemälde von **R. Heck** gestochen von **A. Wagenmann**; Papiergröße 71 cm breit und 59 cm hoch, Stichgröße 48 cm breit und 38 cm hoch

zu dem außergewöhnlich billigen Preise von

☛ nur 1 Mark 50 Pf. pro Exemplar. ☚

Nach den sonst im Kunsthandel üblichen Preisen würden diese Kupferstiche 10 bezw. 12 **Mark** pro Exemplar kosten. Um die Kunstblätter den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, werden dieselben, wie schon bemerkt, nicht nur an Abonnenten, sondern an **Jedermann** in beliebiger Anzahl abgegeben. — Bestellungen nehmen die meisten Buch- und Kolportagehandlungen, Journalexpeditionen 2c. entgegen; wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die unterzeichnete Verlagshandlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novelle „Im Wahn" von Loth. Brenkendorf. (S. 107)
Originalzeichnung von G. Schöbel.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.
Vierter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





Auf stürzendem Thron.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

Mit dem dämmernden Morgen erreichten die beiden Reiter Cefalu, das hoch auf den Küstenfelsen mit seinen verwitterten grauen Häuschen, Türmen und Kirchen vor ihnen auftauchte. Hier mußte man der Pferde wegen eine kurze Rast machen. Nach dieser begab sich Massilli mit Felice nach der Präfektur, wo Erkundigungen eingezogen, Passierscheine vorgezeigt und Besprechungen abgehalten wurden. Hier bemerkte Felice auch, daß der Capitano seine Papiere auf dem bloßen Körper in einer Tasche aus weichem Hirschleder trug, die er an einem Riemen um den Hals hängte. Das also waren die wichtigen Schriftstücke, derentwegen sie ihr Leben in die Schanze schlugen. Massilli hatte vor seinem Begleiter natürlich keine Geheimnisse, sondern machte ihn jetzt darauf aufmerksam, daß dies der Schatz sei, den Felice bis zum letzten Blutstropfen zu wahren und zu verteidigen habe, falls ihm selber etwa ein Unfall zustoßen sollte.

Am Abend des zweiten Tages ihrer Reise, die sie der großen Hitze wegen auf einige Stunden hatten unterbrechen

müssen, gelangten die beiden Reiter in einen kleinen Ort, San Stefano di Camastra. Das war die äußerste Grenze der Rothemden gegen Messina hin. Von hier an mußten sie sich nun darauf gefaßt machen, auf den Feind zu stoßen. So beschlossen sie denn, die Nacht in San Stefano di Camastra zu bleiben, die vorgesehene Verkleidung vorzunehmen und am nächsten Tag, natürlich auf Umwegen, gegen Messina selbst vorzurücken.

Massilli hatte sich schon in Palermo Anzüge besorgt, desgleichen Papiere, die ihn als einen Weingutsbesitzer Namens Giovanni Nutazzi aus Caltanisetta auswiesen, der nach Messina wollte. Felice galt für einen Fuhrmann aus dem gleichen Ort, Namens Lorenzo Fustaro, der ihn begleitete. Beide hatten angeblich Wein und Oel in Messina zu verfrachten. Diese Papiere waren von der Behörde in Caltanisetta für diese genannten Personen ursprünglich nach Palermo ausgestellt worden, den Eigentümern aber dort abgenommen, nach Messina umgeschrieben und so Massilli und Felice übergeben worden.

Zufällig trafen sie in der Locanda della Trinacria, wo sie abends müde und bestaubt von der Reise einkehrten, zwei Franziskanermönche. In der ganzen Herberge befand sich kein Fenster, das noch ganz war, und die Thüren, die aus einem Raum in den anderen führten, zeigten sich von einer so altersschwachen Gebrechlichkeit, daß sie ein Kind hätte erbrechen können. Nur der große Herdraum, in den man von der Straße trat, und der sowohl als Empfangsraum der Reisenden, wie als Gast- und Wohnstube, Hühnerstall, Küche und Vorratskammer diente, war ein Ort, wo man sich bequem ausruhen konnte. Hier trafen die Reisenden die beiden Mönche, mit denen sie bald in eine oberflächliche Unterhaltung gerieten.

Sie waren aus einem Kloster in Cefalu und befanden sich auf der Reise von Milazzo nach Hause.

Man aß am Wirtstische zusammen, wobei Hühner, Katzen und zwei kleine Schweine eifrig um die Tafel herumliefen, um die abfallenden Brocken aufzulesen. Massilli erkundigte sich bei den Mönchen, wie es im Lande vor ihnen — Milazzo lag nach der Seite von Messina hin — aussähe und ob sie von bourbonischen Soldaten belästigt worden wären.

Das verneinten sie. Weshalb auch hätte man sie belästigen sollen? Sie seien arme, fromme Diener der Kirche. Was könnte man bei ihnen suchen? Sie hätten nichts. Sie stünden all dem wüsten Treiben der Weltlinge fern. Sie wüßten nichts von all diesen Dingen, wollten auch nichts wissen, weder von der Revolution, noch von den Bourbonen. Der Krieg sei eine Strafe Gottes, meinten sie, und sie hätten damit nichts zu schaffen.

Massilli besah sich währenddessen die beiden näher. Sie hatten beide Sandalen an den nackten Füßen, die mit Lederriemen festgebunden waren. Die vom Hals bis auf die Füße reichenden braunen Kutten waren weit und bequem. Was konnte man darunter nicht alles verbergen, dachte Massilli. Die Mönche waren beide nicht mehr jung und von einer behäbigen Rundlichkeit. Die Kopfhaare waren in der bekannten Art geschoren, so daß nur ein Kranz von Haaren rings um den Kopf stehen geblieben war, während auf dem tellerartigen Ausschnitt ein kleines braunes Käppchen saß. Beide hatten die Kutten, die mit einem weißen Hanfstrick um den Leib festgehalten wurden, der Hitze wegen am Halse geöffnet. Beide schnupften, kurz, alles an ihnen war so echt und natürlich wie nur möglich.

Massilli kam, während er sie betrachtete, auf die Idee, ob er nicht vielleicht sicherer und ungehinderter nach Messina gelangen könne, wenn er sich in solch eine Kutte stecke.

„Ich möchte wohl wissen,“ meinte er im Laufe des

Gespräches, „wie ich in einer solchen Kutte aussehen würde.“

„O, der gnädige Herr scherzen wohl nur?“ antwortete der eine der Mönche, der an der Stirn ein sonderbares Muttermal, einen kaum erbsengroßen schwarzen Fleck hatte.

„Wahrhaftig nicht,“ meinte Massilli wieder. „Ich denke, es wird keine Sünde sein, wenn Sie uns einmal Ihre Kutten borgen, natürlich nur auf kurze Zeit. Ersatzkleider haben wir selbstverständlich da.“

„O Vater!“ flüsterte der andere halb für sich, wie erschrocken über diese Idee, und küßte fromm ein kleines Hornkreuz, das ihm am Halse hing.

„Herr Wirt, noch einen Liter von Eurem roten Syrakuser,“ befahl Massilli.

Felice stieß den Capitano leise und verstohlen an. Fragend wandte sich Massilli nach ihm um, aber jener sagte nichts, sondern machte nur ein verstohlenes Zeichen, das sich der Offizier nicht zu deuten vermochte. Erst als Felice einige Minuten später vor die Thür ging, angeblich um nach dem Wetter zu sehen, folgte ihm Massilli und fragte:

„Weshalb stießest du mich an?“

„Weil ich sah, wie sich die beiden Mönche Blicke zuwarfen, die mir nicht gefielen.“

„Weshalb nicht?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich hatte sofort das Gefühl, als ob man ihnen nicht allzu sehr vertrauen dürfe und jedenfalls nicht mehr sagen müsse, als unbedingt nötig.“

„Ich verstehe nicht recht —“

„Capitano, wir sind hier nicht mehr in Palermo. Könnte es nicht möglich sein, daß diese Beiden verkleidete Kundschafter des Feindes wären?“

„Was?“ fuhr Massilli erschrocken auf. „Bist du bei Sinnen? Kundschafter der Bourbonen?“

„Wir stehen vor dem Feinde, Capitano. Sie mögen sein, was sie wollen — unsere Pflicht ist die größte Vorsicht.“

Das Gespräch wurde hastig im leisen Flüsterton geführt. Als sie gleich darauf in den Raum der Locanda zurückkehrten, schien es, als ob auch die Mönche heimlich miteinander gesprochen hätten. Aber es konnte auch sein, daß es Massilli infolge des von Felice geweckten Mißtrauens nur so schien. In Wirklichkeit saßen sie bei seiner Rückkehr mit gefalteten Händen stumm da und schienen ihr Abendgebet zu sprechen.

Massilli kam aber nicht wieder auf seinen Vorschlag bezüglich der Kutten zurück, teils weil er Felice darin recht geben mußte, daß ihm die Wichtigkeit seiner Botschaft die äußerste Vorsicht zur Pflicht machte, teils aber auch, weil er sich bei genauerer Ueberlegung sagte, daß sie in der Verkleidung als Mönche doch ihre Waffen hätten zurücklassen müssen, und das wollte Massilli nicht. Es erschien ihm geradezu toll, sich mitten in das feindliche Lager zu begeben und seine Waffen zurückzulassen. Nahmen sie sie aber unter der Mönchsverkleidung, unter den Kutten versteckt, mit, so konnten sie dadurch beim geringsten Anlaß verraten werden, denn Mönche mit Pistolen waren ungleich verdächtiger, als Geschäftsleute mit solchen, namentlich in einer Zeit und in einem Lande, wo jeder Waffen zu tragen gewohnt war, nur eben mit Ausschluß der Mönche. Auch hätten sie als Mönche zu Fuß gehen müssen, was erstens sehr beschwerlich, dann aber auch zeitraubend sein würde, und Massilli hatte Eile. Er wollte morgen abend in Messina eintreffen und es noch in derselben Nacht wieder verlassen. So verzichtete er also auf seinen Plan, dagegen lauschte er, ob vielleicht die Mönche durch Fragen dem Verdacht Felices weiteren Grund geben würden. Das geschah indessen nicht, und mit dem Ge-

Zeichen des Einverständnisses in der folgenden Nacht vor der Citadelle zu erwarten und dann, ohne sich um Massilli oder sonst etwas weiter zu bekümmern, sofort nach Palermo zurückzueilen, um dort Mitteilung davon zu machen. Die ganze Sache war schließlich das Werk einer Stunde, und Massilli beschloß deshalb auch, um in Messina selbst so wenig wie möglich aufzufallen, den Abend abzuwarten, so daß er vielleicht nach eingetretener Nacht erst die Thore von Messina zu passieren hatte. Ging alles glatt, so konnte er bald nach Mitternacht auf der Hauptstraße nach San Stefano di Camastra wieder mit Felice zusammentreffen.

Die Hitze war gerade an jenem Tage eine furchtbare und selbst für sizilianische Verhältnisse ungewöhnliche. Das Thermometer mochte vierundvierzig bis sechsundvierzig Grad Celsius zeigen. Es wäre also auch ohne Massillis Absicht, erst in der Nacht in Messina anzukommen, ein Wahnsinn gewesen, die Pferde auf der staubigen, heißen Landstraße zu ermüden, da man ihrer doch in der Nacht zuverlässig bedurfte. So konnten sie in vier bis fünf Stunden bequem von Castroreale bis Messina reiten und brachen demnach erst auf, als die Sonne schon ziemlich tief stand.

Kurz nach zehn Uhr hielten sie auch richtig vor dem Hafenthor von Messina, um sich hier verabredetermaßen zu trennen. Während Massilli durch dieses Thor einritt, schlug sich Felice seitwärts, um durch ein beliebiges anderes Thor in die Stadt zu gelangen.

„Also in zwei Stunden!“ rief ihm Massilli noch leise beim Abschied zu, und Felice antwortete ebenso zuversichtlich und siegesgewiß:

„In zwei Stunden.“

Das sollte heißen, in zwei Stunden wollten sie sich auf der Straße nach San Stefano di Camastra wieder treffen. Unter Umständen konnten natürlich aus diesen

zwei Stunden auch zwei Jahre oder zwanzig Jahre oder zwei Ewigkeiten werden, und die Straße nach San Stefano di Camastra konnte sich in die Kasematten von Messina oder das Schafott von Neapel verwandeln. Aber daran dachte in diesem Augenblick keiner von beiden.

„Halt!“ donnerte die Thorwache Massilli entgegen, als er vorüberreiten wollte.

Massilli hielt sein Pferd an, ohne jedoch herabzusteigen.

„Wohin?“ fragte man ihn.

„Nach der Locanda del Leone d'Oro,“ antwortete er.

„Wer seid Ihr?“

„Ich heiße Giovanni Nutazzi und bin ein Weinhändler aus Caltanisetta. Wollt Ihr noch mehr wissen?“

„Was habt Ihr in Messina zu thun?“

„Wein zu verfrachten.“

„Wohin?“

„Nach Marseille.“

„Könnt Ihr Euch ausweisen?“

Massilli fluchte leise wie für sich über diese Schererei und Ausfragerei, zog aber doch seine Papiere hervor und reichte sie dem Soldaten vom Pferde herab.

Der Soldat nahm die Papiere und gab sie, ohne hineinzusehen, an seinen herzugetretenen Vorgesetzten, der damit unter die Thorlaterne trat und sie las.

„Aus Palermo?“ fragte der Korporal. „Ihr kommt aus Palermo?“

„Warum nicht, Herr Lieutenant?“ antwortete Massilli frei und unbefangen. „Palermo ist für uns der nächste Hafen. Leider fand ich aber dort keine passende Gelegenheit und mußte deshalb hierher.“

„Habt Ihr Steuerbares?“

„Zum Henker auch, wo soll ich es denn haben? Untersuchen Sie mich. Ich habe nichts, wenn nicht etwa dieses Päckchen Tabak —“

danken, daß Felice in seiner Aengstlichkeit zu weit gegangen sei, trennte er sich endlich von den Mönchen, um sich mit Felice zur Ruhe zu begeben.

Sie schliefen in demselben Raum, wo ihre Pferde untergebracht waren. Hier mußte auch die Umwandlung der Soldaten Massilli und Camboni in den Weinhändler Nutazzi und den Fuhrmann Fustaro vor sich gehen. Nach einigen Stunden Schlaf standen sie also noch mitten in der Nacht wieder auf, legten ihre Rothemden und was sonst an ihren soldatischen Beruf erinnern konnte, ab und verbargen sie zusammengerollt in einem Haufen Heu, das sie in einer Ecke des Stalles fanden. Da Massilli in der nächsten Nacht oder doch spätestens im Laufe des darauffolgenden Morgens San Stefano di Camastra wieder zu passieren hoffte, so konnten sie nach vollbrachter Expedition sich hier wieder umkleiden.

Als die Morgendämmerung fahl, grauweißlich im Osten heraufzog, waren sie fertig und zogen ihre Pferde aus dem Stall. Massilli hatte als Weinhändler Nutazzi eine dunkelbraune Sammetjacke und gleiche Weste mit schwerer, schwach vergoldeter Uhrkette, wie sie die Landleute auf Sizilien gern tragen, dazu Ringe, dicke, schwere, mit großen wertlosen Steinen an allen Fingern. Um den Leib hatte er eine rotwollene Schärpe, unter der er seinen Pistolengurt sehr bequem verbarg. Aehnlich, nur noch etwas bäurisch-nachlässiger, war Felice ausstaffiert. Kleine, gewöhnliche Filzhüte vervollständigten ihren Anzug, der als durchaus „echt" und landläufig nicht den geringsten Verdacht erregen konnte.

In der Locanda schien noch alles zu schlafen, was ihnen natürlich sehr erwünscht war. Felice wollte zwar an einem der Fenster im oberen Geschoß, wo die Mönche schliefen oder geschlafen hatten, einen Kopf gesehen haben; da das Fenster aber nur zwei unversehrte Scheiben hatte

und alle übrigen mit weißlichem Papier oder alten Zeitungen verklebt waren, so nahm Massilli an, Felice habe sich getäuscht, denn wenn auch ein Gesicht hinter den Scheiben gewesen wäre, so würde es, weil es im Freien heller als im Inneren des Hauses war, wohl kaum zu erkennen gewesen sein. Schließlich lag auch nichts daran, meinte der Capitano, gesehen oder nicht, das durfte und konnte an ihrem Vorhaben nichts ändern. Rasch schwangen sie sich in die Sättel und ritten im schärfsten Trab davon, nicht auf der großen Hauptstraße nach Messina, sondern auf einer weniger lebhaften Nebenstraße, die freilich einen Umweg über Castroreale machte, dafür aber, wie sie annahmen, weniger überwacht und leichter zu passieren sein würde.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als sie in Castroreale ankamen, wo sie die Glut des Tages abzuwarten beschlossen hatten. Hier wurde alles noch einmal bis ins kleinste durchgesprochen. Es handelte sich nur darum, dem General Pinedo, der in der Citadelle von Messina selbst sein Hauptquartier hatte, sicher und unauffällig die Vorschläge des Komitees in Palermo zu übermitteln. Die Vorschläge lauteten dahin, daß General Pinedo zwanzigtausend Lire erhalten sollte, am Tage nach einem Zusammenstoß mit seinen Truppen, wenn diese blind gefeuert hatten, und weitere hunderttausend Lire, wenn in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August die Citadelle von Messina selbst an die Aufständischen übergeben würde. Falls der General auf diese Vorschläge einging, so sollte um die nächste Mitternachtsstunde ein in den Papieren genau bezeichnetes Fenster der Citadelle geöffnet werden.

Das Schwierigste, die Uebermittelung der Vorschläge an den General, übernahm Massilli selbst. Felice sollte sich deshalb alsbald nach ihrer Ankunft in Messina von ihm trennen. Er hatte weiter nichts zu thun, als jenes

Zeichen des Einverständnisses in der folgenden **Nacht** vor der Citadelle zu erwarten und dann, ohne sich um Massilli oder sonst etwas weiter zu bekümmern, sofort nach Palermo zurückzueilen, um dort Mitteilung davon zu machen. Die ganze Sache war schließlich das Werk einer Stunde, und Massilli beschloß deshalb auch, um in Messina selbst so wenig wie möglich aufzufallen, den Abend abzuwarten, so daß er vielleicht nach eingetretener Nacht erst die Thore von Messina zu passieren hatte. Ging alles glatt, so konnte er bald nach Mitternacht auf der Hauptstraße nach San Stefano di Camastra wieder mit Felice zusammentreffen.

Die Hitze war gerade an jenem Tage eine furchtbare und selbst für sizilianische Verhältnisse ungewöhnliche. Das Thermometer mochte vierundvierzig bis sechsundvierzig Grad Celsius zeigen. Es wäre also auch ohne Massillis Absicht, erst in der Nacht in Messina anzukommen, ein Wahnsinn gewesen, die Pferde auf der staubigen, heißen Landstraße zu ermüden, da man ihrer doch in der Nacht zuverlässig bedurfte. So konnten sie in vier bis fünf Stunden bequem von Castroreale bis Messina reiten und brachen demnach erst auf, als die Sonne schon ziemlich tief stand.

Kurz nach zehn Uhr hielten sie auch richtig vor dem Hafenthor von Messina, um sich hier verabredetermaßen zu trennen. Während Massilli durch dieses Thor einritt, schlug sich Felice seitwärts, um durch ein beliebiges anderes Thor in die Stadt zu gelangen.

„Also in zwei Stunden!“ rief ihm Massilli noch leise beim Abschied zu, und Felice antwortete ebenso zuversichtlich und siegesgewiß:

„In zwei Stunden.“

Das sollte heißen, in zwei Stunden wollten sie sich auf der Straße nach San Stefano di Camastra wieder treffen. Unter Umständen konnten natürlich aus diesen

zwei Stunden auch zwei Jahre oder zwanzig Jahre oder zwei Ewigkeiten werden, und die Straße nach San Stefano di Camastra konnte sich in die Kasematten von Messina oder das Schafott von Neapel verwandeln. Aber daran dachte in diesem Augenblick keiner von beiden.

„Halt!" donnerte die Thorwache Massilli entgegen, als er vorüberreiten wollte.

Massilli hielt sein Pferd an, ohne jedoch herabzusteigen.

„Wohin?" fragte man ihn.

„Nach der Locanda del Leone d'Oro," antwortete er.

„Wer seid Ihr?"

„Ich heiße Giovanni Nutazzi und bin ein Weinhändler aus Caltanisetta. Wollt Ihr noch mehr wissen?"

„Was habt Ihr in Messina zu thun?"

„Wein zu verfrachten."

„Wohin?"

„Nach Marseille."

„Könnt Ihr Euch ausweisen?"

Massilli fluchte leise wie für sich über diese Schererei und Ausfragerei, zog aber doch seine Papiere hervor und reichte sie dem Soldaten vom Pferde herab.

Der Soldat nahm die Papiere und gab sie, ohne hineinzusehen, an seinen herzugetretenen Vorgesetzten, der damit unter die Thorlaterne trat und sie las.

„Aus Palermo?" fragte der Korporal. „Ihr kommt aus Palermo?"

„Warum nicht, Herr Lieutenant?" antwortete Massilli frei und unbefangen. „Palermo ist für uns der nächste Hafen. Leider fand ich aber dort keine passende Gelegenheit und mußte deshalb hierher."

„Habt Ihr Steuerbares?"

„Zum Henker auch, wo soll ich es denn haben? Untersuchen Sie mich. Ich habe nichts, wenn nicht etwa dieses Päckchen Tabak —"

„Was? Tabak?"

„Er ist die Steuer nicht wert. Ich verzichte lieber darauf, wenn Sie dafür halten sollten, daß ich ihn versteuern muß."

Damit reichte Massilli ein kleines Paket Tabak vom Pferd herunter. Der Korporal griff sofort danach und schmunzelte schon. Es war ein bekannter Schlich, den auch Massilli hier ausübte, um die Aufpasser menschenfreundlich und umgänglich zu stimmen.

„Verzichten darauf?"

„Selbstverständlich."

„Müssen Sie darauf schreiben, Signore," antwortete der Korporal schon bei weitem freundlicher. „Bitte. Verzicht wegen Steuerbelastung."

Massilli kannte die Komödie schon. Eigentlich sollte derartiges an die Zollbehörde abgeliefert werden. Natürlich geschah das nie bei Gegenständen, welche die Soldaten selber brauchen konnten, besonders bei Tabak nicht. Das war bekanntermaßen eine kleine Abgabe, welche die Soldaten für sich erhoben, und Massilli war sicher, daß das Paket in die Pfeifen der Soldaten wandern würde, sobald er den Rücken gewendet hatte.

„Passiert!" schrie auch gleich nach dieser Prozedur der Korporal und reichte Massilli seine Papiere zurück, der hocherfreut sein Pferd antrieb und in die Stadt hineinritt.

Die Locanda zum goldenen Löwen war ein Gasthaus in der Via Marina, nicht weit vom Hafen. Es lag sehr gut für die Zwecke Massillis, weil er von hier aus die Citadelle übersehen und gleichzeitig nicht weit nach dem Hafenthor hatte. Obwohl er von dem Gelingen seiner Sendung fest überzeugt war, wollte er doch alle mögliche Vorsicht anwenden, um, wenn etwas fehlschlug, so rasch wie möglich aus der Stadt kommen zu können.

Sein Pferd ließ er gesattelt im Hofe der Locanda

stehen und band es an einem Pfahl fest, er selbst ließ sich ein Zimmer geben, wo er die für den General Pinedo bestimmten Schriftstücke, welche er mit anderen wichtigen Papieren auf der Brust trug, hervorholte, damit er sie rasch bei der Hand habe. Er legte sie in einen Umschlag, den er an den General adressierte. Außerdem bezeichnete er den Brief auf dem Umschlag mit dem Wort „Persönlich". Da er nämlich nicht wußte, wie Pinedo die Sache aufnehmen würde — er hätte ihn ja auch verhaften lassen können, wenn er sie selbst überbrachte — so hatte sich Massilli entschlossen, ihn durch den dienstthuenden Ordonnanzoffizier übergeben zu lassen, im selben Augenblick aber auch wieder aus der Citadelle zu verschwinden.

Eben war er mit diesen Vorbereitungen fertig und wollte nun sofort an die Ausführung seines Planes gehen, als jemand an seine Thür klopfte.

Zunächst fuhr er erschrocken zusammen. Wer konnte irgend etwas von ihm wollen? Hier, in einer Stadt, wo er niemand kannte? Hatte er dem angenommenen Namen etwa unliebsame Verwickelungen zu danken? Gleich darauf beruhigte er sich aber mit dem Gedanken, daß es sich um irgend eine Anfrage von seiten des Wirtes handeln werde, und rief: „Herein!"

Zu seiner sprachlosen Ueberraschung trat der Mönch mit dem Muttermal auf der Stirn in sein Zimmer, den er in der Locanda della Trinacria am Abend vorher getroffen. Er erkannte ihn auf der Stelle. Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, daß er verraten, daß man seiner Spur gefolgt sei, daß Felice mit seinem instinktiven Mißtrauen recht gehabt habe.

„Sie hier?" fuhr er ihn finster und drohend an, indem er gleichzeitig nach seiner Pistole griff, die er im Gürtel hatte. „Was wollen Sie hier bei mir?"

In einer sonderbaren Weise zog der Mönch die Thür

rasch hinter sich wieder zu, als ob er Dahinterstehende hätte verbergen wollen.

„Ich bitte unterthänigst um Entschuldigung, Signor Capitano,“ sagte der Mönch langsam und lauernd, indem er ihn dabei prüfend ansah.

„Signor Capitano?“ erwiderte Massilli. „Was für ein Capitano? Ich bin —“

Der Mönch schien ihn jetzt mit Bestimmtheit erkannt zu haben. Mit einer raschen Wendung stieß er die Thür wieder mit dem Fuße auf. Auf dem Gange dahinter tauchten eine Anzahl Soldaten auf. Massilli sah nicht, wieviel es waren, er hörte aber an den raschen Tritten, die sich näherten, daß es viele sein mußten.

„Er ist's!“ hörte er den Mönch wieder sagen. „Verhaften Sie ihn, Herr Lieutenant.“

„Wer mir nur einen Schritt naht, ist des Todes!“ schrie Massilli, vor Schreck bleich geworden, und hielt den Angreifern seine Waffe entgegen. In dem ungewissen Kerzenschein glaubte er jetzt auch den Unteroffizier zu erkennen, dem er am Hafenthor den Tabak geschenkt hatte. Da dieser gerade auf ihn zukam, so schoß er los. Der Mann brach zusammen. Fast im selben Augenblick fielen noch einige Schüsse. Auch Massilli schoß sein zweites Pistol ab, um sich seiner Angreifer zu erwehren, indessen sah er schon nicht mehr, ob er traf oder nicht, denn im gleichen Moment sprang er nach der Balkonthür, die er aufriß.

Mit einer Schnelligkeit, die nur die äußerste Lebensgefahr giebt, schwang er sich über das Balkongeländer, um so auf die Straße zu gelangen. So viel war ihm natürlich sofort klar, daß er jetzt weder an die Ausführung seines Planes, noch an eine erfolgreiche Gegenwehr denken konnte, sondern einzig und allein auf seine Rettung bedacht sein mußte. Rufe, Schreien, Kommandoworte und Flüche schallten hinter ihm her.

Der Balkon war nicht hoch. Ein Sprung, und er war glücklich unten. Nun nach seinem Pferd. Eine Flucht zu Fuß konnte er nicht wagen. Aber wenn er wie von Furien gejagt durch das Thor sprengte, so würden die Leute sich wohl hüten, sich ihm zu nähern. Schon während er nach dem Hof lief, wo sein Pferd angebunden war, zog er das Messer, um die Riemen zu durchschneiden. Dann auf und davon wie der Teufel — das war seine Idee. Und wirklich saß er auch schon im Sattel oder wollte sich wenigstens eben zurechtsetzen und davonjagen, als er einen empfindlichen Schmerz in der rechten Schulter spürte. Der Zügel fiel ihm aus der Hand. Offenbar hatte er einen Schuß bekommen von einem der Soldaten, die aus den Fenstern nach ihm feuerten. Aber noch immer hielt er sich im Sattel, spornte das Pferd an und sprengte dem Hofthor zu. Plötzlich fühlte er einen zweiten Schuß im linken Oberschenkel.

Da wußte er, daß alles vorbei war. Wie in Todesangst flogen seine Blicke noch einmal hastig umher. Von überallher sah er Soldaten auf sich zukommen, hinter sich, vor sich, wohin er blickte, tauchten Uniformen auf. Er konnte weder sein Pferd noch sich selbst mehr regieren. Die Sinne schwanden ihm, und vor seinen Augen wurde es schwarz. Langsam glitt er wie ohnmächtig vom Pferd. Gleich darauf wurde er, schon halb bewußtlos, von unzähligen Händen ergriffen. Er hörte noch laute, wilde Zurufe, er solle stehen und gehen. Man riß ihn mit Gewalt vom Boden auf — dann brach er bewußtlos zusammen. Er sah und hörte nicht mehr, was mit ihm vorging.

17.

Assunta war zunächst in dem Glauben gelassen worden, Felice sei wirklich tot in seiner Zelle aufgefunden worden. Das arme Mädchen schien diesen Schlag, der mit einem=

mal jeder Hoffnung ein Ende machte, nicht überleben zu können. Bisher hatte sie immer noch gehofft, daß Felice begnadigt, dann auf irgend eine Weise aus dem Gefängnis herauskommen, und schließlich doch noch alles gut werden würde. So schwach auch diese Hoffnung war, und so wenig sie selbst wußte, wie sie sich erfüllen sollte, so klammerte sie sich doch, wie ein Ertrinkender an den Strohhalm, an sie an und hielt sich dadurch aufrecht. Als sie dann aber auch dieses letzten Haltes sich beraubt sah, ging mit dem sonst so kindlich-naiven Mädchen eine auffallende Veränderung vor.

Still und in sich gekehrt, die Augen starr und trocken auf den Boden geheftet, teilnahmlos für alles, was sie umgab, schlich sie herum, fuhr erschreckt zusammen bei jedem noch so geringen Geräusch und sah zum Erbarmen bleich und kränklich aus. Von Zeit zu Zeit aber lohte die frühere innere Glut noch einmal in ihr auf, besonders wenn sie den Herzog Ugo, der sich in letzter Zeit öfter zeigte und sie mit seichtem Geschwätz verfolgte, sah. Sie vergoß nie eine Thräne, aber ihr Blick hatte mitunter eine so schauerliche Tiefe und Wildheit, daß der junge Offizier sich vornahm, behutsam und vorsichtig mit ihr zu sein.

Eines Tages sah ihr Vater, wie sie in einem solchen Anfall ein Messer vom Tisch nahm und sich dem Herzog von hinten in unverkennbarer verzweifelter Absicht nahte. Rasch sprang er hinzu, um ein Unglück zu verhüten, und entwand ihr das Messer. Sie leistete keinen Widerstand, und die Scene ging vorüber, ohne daß der Herzog auch nur etwas davon merkte. Aber Gennaro sah wohl ein, daß das nicht so bleiben könne. Als Assunta allein war, sagte er zu ihr in der sonderbaren äußeren Ruhe und Gleichgültigkeit, hinter der die Neapolitaner oft die stärksten Erregungen zu verbergen vermögen: „Du willst also dich und uns alle ins Verderben bringen, Assunta?“

„Es ist alles eins, Vater. Er hat Felice unter die Erde gebracht und muß nun nach."

„Du bist toll. Er ist unschuldig daran."

„Mag ich toll sein. Was ist dabei? Ich weiß, daß er das Unglück Felices auf dem Gewissen hat."

„Woher weißt du das?"

„Ich fühle es. Ich weiß, daß es so ist. Er hat ihn auf die Seite gebracht, um —"

„Nun?"

„Genug. Felice ist tot, und er muß auch sterben. Mögen sie mich dann auch hinbringen, wo sie Felice hingebracht haben. Es ist alles eins."

Gennaro sah sie an. Eine eisige, starre Härte sprach aus ihrem sonst so weichen, kindlichen Gesicht, eine unbeugsame, rücksichtslose Entschlossenheit. Hätte sie geweint oder sonst ihren Schmerz in einer Weise zum Ausdruck gebracht, die hoffen ließ, daß sie sich mit der Zeit trösten und ruhiger werden würde, so hätte ihr Vater vielleicht auch ruhiger der Entwickelung zusehen können. Aber dieser Zustand konnte ein Unglück über Nacht zur Reife bringen. Dem mußte also ein Ende gemacht werden. Gennaro wußte natürlich vom Präfekten, daß die Flucht Felices geglückt und dieser selbst glücklich in Palermo angekommen sei. Aber er hatte das unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit erfahren. Es sollte davon nicht geplaudert werden. Gennaro hatte deshalb auch Assunta nichts davon gesagt, in der Meinung, daß sie nicht ausplaudern könne, was sie nicht wußte. Das war aber jetzt anders. Er mußte jetzt heraus mit der Sprache, er mochte wollen oder nicht.

„Du wirst ein Unglück anrichten, Assunta," sagte ihr Vater leise. „Und was soll dann werden, wenn — wenn Felice wiederkommt?"

Sie sah ihn mit einer hastigen Wendung des Kopfes an.

„Wiederkommt?“ wiederholte sie mechanisch.

„Sei still! Die Toten verfolgt man nicht mehr,“ fuhr er noch leiser fort, „ich sage dir, was ich nicht darf, Assunta. Hüte deine Zunge, damit Felice am Leben bleibt.“

„Was willst du damit sagen, Vater? Damit Felice lebt? Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß du schweigen und ruhig abwarten sollst, was geschieht.“

„Ist er tot oder nicht?“ fragte sie mit plötzlich ausbrechender Energie.

„Sei still, sage ich! Wenn er tot wäre, ja, dann freilich wäre alles gleichgültig. So aber mußt du vorsichtig sein, schweigen, thun, als ob er tot wäre, weinen, trauern, soviel du willst — damit er unbehelligt bleibt. Hast du nun verstanden?“

„Vater, Vater,“ rief sie leidenschaftlich, „sage mir alles! Ist er entflohen? Ich will schweigen, wie das Grab, aber sage mir, daß er lebt, daß er frei und geborgen ist.“

„Er ist geborgen, solange du still und klug bist —“

„Wo?“

„Nichts! Kein Wort sage ich mehr! Wozu? Ich sage dir, weine und jammere, hasse den Herzog, soviel du willst, aber sei klug und schweige, denn sonst wirst du alles verderben.“

„Vater!“ schluchzte sie weinend auf und wollte ihm im Uebermaß der Freude um den Hals fallen. Es waren die ersten Thränen, die sie seit der fürchterlichen Nachricht von Felices Tode vergoß. Aber Don Gennaro entzog sich ihren Liebkosungen und ging an seine Arbeit.

Durch diese Andeutungen ihres Vaters, so unvollständig und unsicher sie auch waren, wechselte der Ideengang Assuntas von Stund an. Daß ihr Vater sie belüge, um sie zu trösten, glaubte sie nicht, wiewohl ihr flüchtig dieser

Gedanke kam. Aber nichtsdestoweniger hätte sie von der Sache gern mehr wissen wollen. Was war mit Felice geschehen? Wo war er? Wann kam er wieder? Das waren die Fragen, die ihr unablässig durch den Kopf fuhren, und mit deren Beantwortung sie sich Tag und Nacht abplagte. Häufig lief sie hinaus nach dem Posilipo, in der Hoffnung, von den Geschwistern Felices Näheres erfahren zu können. Sie sah aber bald ein, daß das vergeblich war. Der Bruder Felices wußte noch weniger als sie, und Assunta war wenigstens, eingedenk der Warnung ihres Vaters, vorsichtig genug, sich nicht zu verraten.

Dann fiel ihr ein, daß ihr Vater dreimal beim Präfekten gewesen war, und daß dieser sich auch ihr gegenüber sehr gütig und in Bezug auf Felice sehr entgegenkommend gezeigt hatte. Sofort war sie sicher, daß sie dort Näheres erfahren könne, vielleicht mehr als selbst ihr Vater wußte. Aber wie sollte sie das anstellen? So klug war sie doch auch geworden, einzusehen, daß sie der Wache unten an der Präfektur nicht sagen durfte, weshalb sie mit dem Präfekten reden wolle. Wenn sie aber selbst unauffällig bis zu ihm gelangte, so war doch hundert gegen eins zu wetten, daß er ihr nicht mehr eröffnete, wie ihr Vater bereits gesagt hatte. Aber ein siebzehnjähriger Mädchenkopf ist in solcher Lage unerschöpflich an Einfällen, und so kam auch Assunta ein glücklicher Gedanke.

Es war gerade die Zeit der Pfirsiche, die nirgends saftiger und schöner sind, als in Neapel. Alle Tage und manchmal zwei-, dreimal an einem Tage wußte sich Assunta einige Prachtexemplare dieser Früchte zu besorgen, die sie, zart und vorsichtig in ein Feigenblatt gewickelt, unten im Präfekturgebäude abgab für Signorina Beatrice, die sie bestellt habe.

Zunächst war Beatrice über diese Sendungen verdutzt

und wußte nicht, was sie zu bedeuten hätten. Als sie aber erfuhr, daß Assunta die Spenderin war, und sah, daß sie täglich fortgesetzt wurden, sagte sie sich mit der Kombinationsgabe, die den Frauen mehr oder weniger eigen ist, daß Assunta damit wohl einen bestimmten Zweck verfolge. Sie glaubte auch zu wissen, welchen. Gleichwohl verging einige Zeit, ehe sie Gelegenheit hatte, der Sache weitere Folge zu geben.

Erst als sie eines Morgens, von einem Spaziergang heimkehrend, Assunta zufällig im Hausgang der Präfektur sah, trat sie rasch zu ihr heran und warf ihr leise die Aeußerung zu: „Die Toten lassen grüßen, Assunta!“

Assunta wurde rot und verwirrt. „O, Eccellenza,“ stammelte sie, „wenn ich ... wenn ich Ihnen die Früchte selbst bringen dürfte. Ich fürchte, die Diener möchten sie essen und Ihnen nicht abgeben —“

„Komm heute abend, Assunta, wenn es finster ist. Frage nur nach Mario. Ich werde ihm davon sagen. Hörst du?“

Assunta entging kein Wort, und als ihre Gönnerin Miene machte, weiterzugehen, haschte sie rasch nach ihrer Hand, um sie mit glühendheißen Küssen zu bedecken.

Dann sprang Beatrice leichtfüßig die Treppe hinauf, und Assunta ging hinaus auf den Platz, um zu sehen, wie weit es am Tage sei, und ob es noch nicht bald Abend werden wollte.

Aber es war im Juli, wo die Tage sehr lang sind. Endlich neigte sich der Feuerball doch und versank in den Fluten des dunkelblauen Meeres. Bald ward es dunkel. Assunta erzählte ihrem Vater, daß im Vico Speranzella die Hälfte eines Palazzo eingefallen sei, und sie gehen wolle, um sich die Toten anzusehen. Ehe Gennaro noch sich näher nach der wunderbaren Begebenheit erkundigen konnte, hatte sie schon die Wohnung verlassen und lief

quer über den Platz hinüber nach der Präfektur — gerade in entgegengesetzter Richtung des Vico Speranzella.

Als sie vielleicht noch hundert Schritt vom Präfekturgebäude entfernt war, sah sie unter der Laterne, die am Eingang der Präfektur war, einen Mann vorübergehen. Dieser Mann schritt offenbar sehr erregt und sehr eilig davon, als ob er möglichst rasch im Dunkel des Platzes zu verschwinden wünsche. Plötzlich schoß alles Blut wild durch ihre Adern, sie zitterte vor Schreck und Betroffenheit.

War denn das nicht Felice, der dort lief? fragte sie sich und blieb wie angewurzelt stehen. Des Mannes Gang, Haltung, seine Figur war genau diejenige Felices. Nur trug der Davoneilende einen langen, mächtigen Bart, der ihm fast das ganze Gesicht bedeckte. Und doch hätte sie schwören mögen, daß es Felice sei! Sie wollte schreien, rufen, hielt sich aber dann erschrocken selbst den Mund zu. Sie hätte ja fürchterliches Unheil anrichten können, wenn sie ihn verriete.

Auch der Mann schien sie bemerkt zu haben. Er sah sich nach ihr um, und einen Augenblick schien es, als wäre er unschlüssig, ob er sich ihr nähern sollte oder nicht. Dann aber fuhr er sich nach neapolitanischer Art wie zornig mit dem Zeigefinger in den Mund und biß darauf, sei es vor Wut oder um sich den Mund zu schließen, damit er nicht etwa schreie oder rufe — jedenfalls war die Gebärde ganz genau so, wie sie sie oft an Felice gesehen. Dann aber lief er plötzlich davon und war im Nu im Dunkel verschwunden.

Wie vom Donner gerührt, stand sie da. Hatte sie sich getäuscht? War er es nicht? Unmöglich! Sie täuschte sich nicht. Alle Welt mochte sich irre führen lassen — sie nicht. An seinem Schatten hätte sie Felice erkannt, so scharf haftete sein Bild in ihrem Geist. Er mußte es gewesen sein — trotz des Bartes. Einen Augenblick schien

es, als ob sie ihm nacheilen wolle, dann aber schritt sie langsam, aber fest und entschlossen auf die Präfektur zu. Sie am allerwenigsten durfte ihm jetzt nahen, wenn er es für besser hielt, an ihr vorüberzugehen.

Gleich darauf stand sie, noch leise zitternd vor Aufregung, unter dem Hausgang der Präfektur und sagte zu dem Soldaten, der dort Wache stand, daß sie mit dem Kammerdiener Mario sprechen müsse. Sie sei bestellt.

„Dort steht er," sagte die Wache; „eben geht er die Treppe hinauf."

Der Diener, der verwundert einen Brief, den er eben empfangen zu haben schien, in der Hand hin und her drehte, blieb, als er seinen Namen erwähnen hörte, stehen.

„Was giebt's, Signorina?" fragte er von weitem.

Rasch lief Assunta hinzu. „Herr Mario," sagte sie, „Signorina Beatrice hat mir gesagt, ich solle mich an Sie wenden, um zu ihr zu gelangen."

„Ja, ja. Sie sind Assunta Macchiavelli?"

„Ja, Herr."

„Gut, so kommen Sie mit hinauf. Die Signorina erwartet Sie."

Unwillkürlich brachte Assunta ihre eben stattgehabte Begegnung mit dem Briefe in Verbindung, den Mario in der Hand trug. Sie hätte etwas darum gegeben, wenn sie wenigstens die Aufschrift hätte lesen können. Aber das war leider nicht möglich.

Oben angekommen, führte der Diener Assunta zunächst zu Beatrice. Erst dann beförderte er jenen Brief an seine Adresse, wahrscheinlich war er also an den Präfekten selbst gerichtet.

„Eccellenza —!" begann Assunta, als sie bei Beatrice eingetreten war, schüchtern an der Thür stehen bleibend.

„Nur näher, Assunta, ich weiß schon, was dich bedrückt,

mein armes Kind. Du willst wissen, wie es ihm geht, nicht wahr? Und wo er ist?"

„Eccellenza — — ich habe ihn gesehen!" platzte Assunta rasch heraus, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie allein und unbelauscht waren.

Als ob sie nicht recht gehört zu haben glaube, richtete sich Beatrice aus ihrer halbliegenden Stellung auf und fragte rasch: „Gesehen? Wen denn?"

„Felice!" antwortete Assunta.

Jetzt sprang Beatrice überrascht vollends auf. „Felice Camboni?" fragte sie nochmals.

Assunta nickte und legte vorsichtig den Finger auf den Mund, weil sie fürchtete, Beatrice könne in der Aufregung zu laut sprechen.

„Wann hast du ihn gesehen?"

„Soeben — unten."

„Nicht möglich! Er ist in Palermo."

„Nein. Ich weiß es bestimmt. Ich habe ihn über den Platz gehen sehen, kurz bevor ich hier eintrat. Er hatte einen falschen Bart, und wir durften nicht miteinander reden, weil er sich sonst leicht verraten haben würde. Aber ich habe ihn trotzdem erkannt. Er war es."

„Du hast dich getäuscht, Assunta. Mußt dich getäuscht haben. Was sollte er in Neapel zu thun haben?"

„Ich weiß es nicht. Aber ich glaube, er hat einen Brief für Seine Excellenz Ihren Herrn Vater gebracht."

„Für meinen Vater?" fragte Beatrice überrascht und sann einen Augenblick nach. Sollte Nachricht von Massilli da sein? Sie hatte seit seiner Anwesenheit in Neapel noch nicht wieder von ihm gehört und wußte nur, daß er glücklich wieder an Bord der „City of Aberdeen" gelangt und mit dieser nach Sizilien zurückgekehrt war. Auch kam ihr nach einigem Besinnen die Anwesenheit Felices in Neapel nicht so unmöglich vor, wie im ersten Augenblick.

Freilich mußte eine wichtige Angelegenheit vorliegen, um sie zu erklären, aber da sie von ihrem Vater wußte, daß englische Schiffe immer offener für die Revolution eintraten und sie aus Haß gegen die bourbonische Regierung begünstigten, wo sie nur konnten, so war die Anwesenheit eines Abgesandten von Palermo schließlich kein Wunder. Rasch drückte sie auf den Knopf einer Klingel und schellte ihrem Diener, der gleich darauf eintrat.

„Ist mein Vater zu Hause?“ fragte sie ihn.

„Zu dienen, Eccellenza. Der Herr Präfekt ist in seinem Zimmer.“

„Es ist gut,“ antwortete Beatrice, und der Diener ging. Als sie wieder allein waren, winkte Beatrice ihrer Besucherin zu und sagte rasch: „Komm. Wir wollen gleich sehen, wie die Sache steht. Mir wird er schon sagen, was es Neues giebt, wenn es irgendwie angeht.“

Sie gingen durch einige spärlich erhellte Zimmer, bis sie endlich an die Thür zu dem Arbeitszimmer des Präfekten gelangten, wo Beatrice leise anklopfte. Es kam keine Antwort. Atemlos lauschend stand sie mit vorgebeugtem Oberkörper; auch das leiseste Zeichen des Vaters würde sie gehört haben, aber es wurde keines gegeben. Beatrice wiederholte ihr Klopfen etwas stärker. Schon an der Art und Weise, wie sie klopfte, an den rasch hintereinander folgenden drei Schlägen, mußte Liberio Romano seine Tochter erkennen. Aber auch auf das zweite Klopfen kam keine Antwort.

Ueberrascht, bestürzt und ängstlich sah Beatrice ihre Begleiterin an, die ihr natürlich auch keine Erklärung des seltsamen Schweigens geben konnte.

„Mein Gott, was ist geschehen? Weshalb hört er mich nicht?“ flüsterte Beatrice erschrocken und klopfte zum drittenmal. Allein jetzt wartete sie schon nicht mehr so lange auf Antwort, als die beiden ersten Male. Kaum

hatte sie sich überzeugt, daß auch dieses Zeichen wirkungslos verhallt war, als sie in höchster Erregung zitternd die Thür leise öffnete und ins Zimmer sah.

Der Raum wurde von einer Schirmlampe, die auf dem Arbeitstisch des Präfekten stand, in der Weise erhellt, daß sie ihr Licht in einem kleinen hellen Kreise auf den Tisch warf, während der Schirm das ganze übrige Zimmer in ein ungewisses Dunkel hüllte. Deswegen sah auch Beatrice zunächst nichts Auffälliges. Aber in der Angst und ahnungsvollem Bangen lief sie eilig ins Zimmer. Plötzlich stand sie vor dem großen Lehnstuhl des Präfekten, in dem dieser bleich wie ein Toter, mit zur Seite geneigtem Haupt regungslos und ohnmächtig lag, als ob ihn ein Schlaganfall plötzlich des Lebens beraubt hätte. Seine Augen waren geschlossen, seine Hände schlaff zur Seite herabgefallen. Beatrice selbst war bei diesem Anblick mehr tot als lebendig.

„Vater!“ schrie sie auf, indem sie sich vor ihm auf die Kniee warf, um ihm besser ins Gesicht sehen zu können. „Vater, was ist geschehen? Bei der Madonna, was ist dir? Hörst du mich?“

Dabei fuhr sie mit ihren zitternden Händen über seine Haare und sein Gesicht, das sie sich zukehrte, um es besser betrachten zu können. Vielleicht mehr durch diese Berührung, als durch ihre Worte kam der Präfekt wieder zu sich. Langsam, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend, schlug er staunend die Augen auf. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Du bist's?“ fragte er matt.

„Um des Himmels willen, was ist geschehen?“ wiederholte Beatrice mit fliegendem Atem. „Soll ich zum Arzt schicken? Soll ich —“

„Bst,“ machte er leise und warnend, „sei still! Nur ruhig! Wer ist da?“

Assunta war natürlich ebenfalls ins Zimmer getreten, und so gering auch das Geräusch war, das sie dabei verursachte, so hatte es der Präfekt doch vernommen.

„Es ist nur Assunta," erwiderte Beatrice; „aber rede doch, Vater, erkläre mir — — Fühlst du dich wirklich wieder so wohl, daß du keiner Hilfe mehr bedarfst?"

Assunta sah am Boden ein Blatt Papier liegen, das dem Präfekten entfallen sein mußte. Sie glaubte darin den Brief zu erkennen, den sie vorher in Marios Hand gesehen hatte, wagte aber nichts zu sagen, obgleich sie gern gewußt hätte, was dieser Brief denn so Schreckliches enthalte, daß er den Präfekten der Besinnung beraubt hatte.

„Nichts, nichts," erwiderte dieser hastig und vorsichtig, indem er sich mit Hilfe seiner Tochter zu erheben suchte, „sei nur still! Es darf niemand — — Hm, schicke das Mädchen fort! Niemand darf wissen — —"

„Um Christi willen," fuhr Beatrice geängstigt auf, „was ist denn so Schreckliches geschehen?"

Ihr Vater deutete auf den heruntergefallenen Brief. „Da lies! Es geht dich auch an. Wir sind verloren. Es ist alles, alles vorbei."

Müde und seufzend fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, während sich seine Tochter hastig auf das Blatt stürzte, es aufhob und beim Schein der Lampe auf dem Tische las. Das Schreiben lautete:

„Massilli ist in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli in Messina gefangen genommen worden. Mit ihm sind die Vorschläge für General Pinedo und Ihre Korrespondenzen an Massilli in die Hand der Feinde geraten. Seien Sie auf Ihrer Hut. Mehr wissen wir hier selbst noch nicht. Sein Begleiter Felice Camboni ist in derselben Nacht wie durch ein Wunder aus der Stadt entkommen und bringt Ihnen dies. Das Komitee."

„Allmächtiger Gott!" stöhnte Beatrice verzweifelt und

ließ hoffnungslos, wie von einem schweren Schicksalsschlag niedergeschmettert, den schönen Kopf auf die Brust sinken.

Eine lange Pause entstand, während man nur die schweren Atemzüge des Präfekten und seiner Tochter hörte, die beide in sich zusammengesunken wie vernichtet dastanden. Selbst Assunta, die noch immer nicht wußte, was die Schreckensbotschaft enthielt, da Beatrice nicht laut gelesen hatte, stand still und ängstlich da und wagte kaum zu atmen. Aber staunend fragte sie sich innerlich: Ist das die ganze Herrlichkeit der Mächtigen und Großen dieser Erde, die ein elendes Blatt Papier mit wenigen Zeilen zu Boden wirft? Und darum trug der Präfekt den Haß eines großen Teiles der Bevölkerung, die ihn nicht nach seinem wahren Wert kennen und schätzen konnte? Darum Sorge und Angst, Heuchelei, Doppelzüngigkeit und glatte Höflingsgeschicklichkeit?

„Was willst du thun?“ fragte Beatrice endlich dumpf und scheu. Der Präfekt war so fassungslos, wie noch nie in seinem Leben. Die Spannkraft seines allzeit schlagfertigen Geistes hatte ihn verlassen, die ungeahnte Plötzlichkeit, mit der ihn der vernichtende Schlag traf, schien ihn gelähmt zu haben.

„Ich weiß es nicht,“ murmelte er finster.

„Und doch ist gerade jetzt Zeit zu handeln, dringender als je,“ fuhr Beatrice fort. „Was glaubst du, daß geschehen wird?“

„Man wird mich verhaften.“

„Verhaften? Und dann?“

„Dann? Dann werden traurige, blutige Tage kommen, für mich, für uns und für die ganze Stadt.“

„So muß man ihnen entgegentreten, nicht warten, bis sie kommen.“

„Unmöglich!“

„Oder dem Schlag ausweichen.“

„Wie?"

„Gleichviel, durch Flucht, wenn nicht anders möglich."

„Es handelt sich nicht um mich allein."

„Aber doch in erster Linie um dich. Du kannst nur wirken, wenn du frei bist."

Wieder starrte der Präfekt sinnend eine Weile vor sich hin. Offenbar war ihm der Gedanke, Neapel flüchtig zu verlassen, schrecklich. Hatte er so lange ausgehalten auf seinem heißen Boden, um schließlich in schimpflicher Flucht davonzugehen?

„Nein, nein," sprach er dann etwas fester und entschlossener, „es geht nicht. Gerade meine Flucht in diesem Augenblick wäre ein Aufgeben meiner Sache ohne Verteidigung, ohne Hoffnung, ohne Rettung."

„Was aber wird dann geschehen?"

„Noch kommt es darauf an, was man bei Massilli gefunden hat."

„Und Massilli selbst?" fragte Beatrice, plötzlich von neuem Schreck befallen.

„Wir sitzen im gleichen Sumpf. Es kommt alles darauf an, was man bei ihm gefunden hat."

„Also das zu wissen, wäre unser nächstes Ziel?"

„Ja."

Wieder trat eine Pause ein.

„Man hätte den Ueberbringer des Briefes fragen sollen. Felice war, wie aus dem Briefe hervorgeht, mit Massilli in Messina. Vielleicht könnte er uns vieles mitteilen, was uns wissenswert ist," sagte dann Beatrice wieder.

„Es ist zu spät. Er ist schon wieder fort."

„Wenn man ihn aber doch wieder erreichen könnte?"

Der Präfekt sah nach der Uhr. Es war noch nicht ganz neun Uhr. Vor Mitternacht dürfte Felice nicht abreisen, wenn er zu Schiff die Reise machte. Zu erreichen war er also noch. Aber wer sollte das thun?

Wie konnte es gefahrlos geschehen? So gering und winzig die Hoffnung auch war, sie stahl sich doch wieder in die Herzen der Schwerbedrängten. Der Blick des Präfekten fiel auf Assunta. Sie konnte es thun, was ihm und Beatrice unmöglich war, ohne Aufsehen zu erregen. Aber auch sie brauchte Klugheit und Entschlossenheit.

„Assunta," rief er hastig, „du hast gehört, um was es sich handelt. Willst du uns helfen in der Not?"

„Was soll ich thun, Eccellenza?" fragte sie beherzt.

„Hier ist Geld. Nimm den schnellsten Wagen, den du auf dem Platz findest, und fahre nach Torre del Greco. Jetzt, auf der Stelle."

„Und was soll ich dort?"

„Dort nimmst du am Hafen ein Boot und läßt dich an Bord des englischen Schiffes fahren — ich weiß selbst nicht, wie es heißt, denn die „City of Aberdeen" wird es wohl nicht wieder sein. Aber es ist gleichgültig. An Bord des Schiffes fragst du nach Felice Camboni und kannst im Notfall erzählen, um was es sich handelt, aber nur an Bord des Schiffes. Verstanden? Sonst darfst du bei deinem und unserem Leben keiner Seele anvertrauen, was du hier gehört."

„Und weiter, Eccellenza?"

„Dort läßt du dir von Felice genau erzählen, was in Messina geschehen, was Massilli für Papiere bei sich trug, wie sie aussahen und was aus ihnen und ihm geworden ist. Verstanden?"

„Ja. Weiter nichts?"

„Nein, weiter nichts. Aber eile, eile, sonst kommst du zu spät. Es gilt viel. Fort!"

„Sie sagen meinem Vater —"

„Fort! Es wird alles besorgt."

Kaum war Assunta fort, so atmete der Präfekt sichtlich erleichtert auf, ging einigemal nachdenklich im Zimmer

auf und ab und fuhr dann rasch und hastig auf seine Tochter zu.

„Schnell, Beatrice, meinen Hut und Mantel!“ sagte er.

„Was willst du thun, Vater?“

„Nur schnell! Ich will ins Kriegsministerium. Dort muß zuerst Nachricht über Massilli und den Fall in Messina einlaufen. Noch bin ich ja der Präfekt von Neapel, noch bin ich der mächtige, einflußreiche Mann und nie war es nötiger, diesen Einfluß zu brauchen, um die Fäden in der Hand zu behalten. Vorwärts, vorwärts, meinen Hut!“

Noch einmal schien der zähe Mann den schon verloren gegebenen Kampf aufnehmen zu wollen. Mit jeder Bewegung, mit jeder Sekunde wurde er lebhafter, bestimmter und energischer, mit jedem Pulsschlag kehrte ihm die alte Kraft, die Kombinationsgabe, die schlaue und verschlagene Findigkeit und Berechnung mehr und mehr zurück.

„Ich werde der Wache sagen, daß niemand den Palast betreten darf,“ sagte er noch zu seiner Tochter, „solange ich abwesend bin. Was auch geschähe, du läßt niemand ein, Beatrice. Es ist, um dich gegen einen schnellen Handstreich zu schützen. Verstanden?“

„Vater —“

„Nur Mut! Was kommen soll, das wird kommen. Unser Schicksal soll uns wenigstens mutig finden.“

Zwei Minuten später verließ er das Haus.

Beatrice brach, sobald sie sich allein sah, in die bittersten Thränen aus. Sie wußte ganz genau, daß man Massilli erschießen würde, wenn man ihn als revolutionären Unterhändler überführen konnte.

18.

Die ersten Wahrnehmungen, die Massilli mit dem ihm allmählich zurückkehrenden Bewußtsein machte, waren höchst

seltsamer Art, unklar, verschwommen und traumhaft. Ihm war zunächst, als ob er irgendwo hoch in der Luft hänge und vom Winde hin und her geschaukelt würde. Dann aber fühlte er, daß er auf irgend etwas Festem, Hartem lag. Mehrere Stellen seines Körpers schmerzten ihn sehr empfindlich, und er litt an einem brennenden Durst. Aber noch immer blieb die wiegende, schaukelnde Bewegung, die ihn bald hob, bald senkte, bald hierhin, bald dorthin zu rollen schien und die er sich nicht zu erklären vermochte. Wo war er? Als er dann die Augen zu öffnen vermochte, sah er vor sich eine riesige weiße Haube, wie sie die barmherzigen Schwestern zu tragen pflegen, aus der ein Gesicht mit zwei dunklen Augen schaute.

„Wasser!“ flüsterte er schwach, denn ihn quälte ein schrecklicher Durst.

Und als er getrunken hatte, ging es wieder auf und nieder, hin und her, als ob er in einer riesigen Kinderwiege gelegen hätte. Was konnte das sein? Er zwang sich nochmals, die Augen aufzumachen, und bemerkte, daß er in einem Bett lag, einem schmalen, nicht besonders weichen Bett, aber doch immerhin einem feststehenden Lager. Woher kam denn aber das seltsame Schaukeln?

„Meinen Sie nicht,“ sagte eine Stimme, „daß er heute klarer und ruhiger blickt, Herr Doktor? Ist sein Blick nicht bedeutend freier und heller? Ich glaube, wir bringen ihn doch durch.“

„Wozu?“ antwortete gleichgültig eine andere. „Ob er hier im Fieber stirbt oder auf einem Sandhaufen in Neapel von den Kugeln des Exekutionspelotons, bleibt sich gleich.“

Massilli richtete den Blick auf den Sprecher. Es war ein Mann, ein Offizier in der Uniform der bourbonischen Marine, mit schwarzem, reichbetreßtem Frack, weißen gallonierten Hosen, den Degen an einem langen Gehänge.

Er hörte wohl die Worte, die der Mann sprach, aber er schien sich ihren Sinn nicht deutlich machen zu können, oder ahnte vielleicht gar nicht, daß man von ihm sprach.

„Wo bin ich?“ fragte er leise.

„Bleiben Sie nur ja recht ruhig, Capitano,“ flüsterte ihm die barmherzige Schwester zu. „Sie sind vorläufig gut aufgehoben auf der Fregatte „Ferdinandus Rex“.“

Das begriff Massilli. Er war also auf einem Schiff, auf dem Meer. Daher auch das ewige Schaukeln. Aber was alles geschehen war, und wie er hierher kam, davon hatte er noch immer keine Idee.

„Wohin?“ fragte er wieder. Die Schwester mußte mehr erraten, was er wollte, als hören.

„Nach Neapel!“ antwortete sie.

Also nach Neapel ging die Reise, wiederholte Massilli innerlich für sich. Langsam, langsam kehrte ihm das Gedächtnis und das Bewußtsein seiner Lage zurück. Er war Gefangener und wurde nach Neapel transportiert. Unwillkürlich machte er bei dieser Entdeckung eine Bewegung mit der Hand nach seiner Brust, wo er immer die Ledertasche mit den Korrespondenzen getragen hatte. Sie war fort.

Stundenlang lag er ruhig und suchte sich zu sammeln. Von Zeit zu Zeit flößte ihm seine Pflegerin etwas Wein oder Fleischbrühe ein, was ihm sehr gut that.

„Wie lange?“ fragte er endlich wieder.

Die Schwester verstand nicht gleich, was er meinte. Er deutete mit dem Finger auf seinen Kopf.

„Ah, ja,“ antwortete sie daraufhin, „seit fünf Tagen und Nächten ist es heute zum erstenmal, daß Sie wieder vernünftig sind, Capitano. Fünf Tage lagen Sie im Fieber und sprachen die schrecklichsten Dinge von Kämpfen und Hinterhalt, von Franziskanermönchen, Rothemden und Gott weiß was noch. Aber nun seien Sie ruhig,

sonst kommen die Herren Offiziere und wollen Sie wieder vernehmen. Das hat noch Zeit, bis Sie erst wieder ganz gesund oder doch wenigstens wieder kräftiger sind, als jetzt."

Wirklich schwieg auch Massilli nun, aber immer mehr und mehr kehrte ihm die Erinnerung an die Ereignisse zurück, die zu seiner Gefangennahme geführt hatten. Am meisten Sorge machte ihm seine Ledertasche. Wo war sie? Wer besaß sie? Wie hatte sich General Pinedo, dem seine Gefangennahme bekannt geworden sein mußte, zu seiner verunglückten Sendung verhalten? Natürlich würde er von der ganzen Sache nichts haben wissen wollen, um sich weiß zu waschen. Aber auch die Briefe von Beatrice und dem Präfekten waren fort. Wohin? Was war aus ihnen geworden? Was nun? Zu seinem Glück war er noch so schwach, daß all diese Gedanken nur flüchtig, wie Spuk und Schreckgestalten an seinem Geist vorüberzogen. Noch haftete nichts in ihm, und wenn er auch den oder jenen Gedanken weiter verfolgen und entwickeln wollte, so übermannte ihn gleich wieder seine Schwäche, und er schlief darüber ein.

Erst als er am nächsten Morgen nach einem weiteren, kräftigenden Schlaf aufwachte, stand das Schiff still und der Anker rasselte nieder. Nun bekamen auch seine Gedanken und Vorstellungen mehr Deutlichkeit.

„Sind wir in Neapel?" fragte er seine Pflegerin.

„Ja. Sie werden hier ans Land gebracht werden, wie ich glaube in das Marinehospital," antwortete diese. „Werden Sie stark genug sein?"

Massilli fühlte sich wenigstens im Vergleich zu seinem früheren Zustand recht wohl. Schmerzen hatte er fast gar nicht. Nur wenn er sich bewegte, stach es in seiner rechten Schulter zum Rasendwerden. Er mußte sich also so ruhig wie möglich verhalten. Nach Verlauf von weiteren zwei bis drei Stunden kamen Krankenträger in seine Kabine.

Er wurde mitsamt dem Bett in die Höhe gehoben, eine schmale Treppe hinaufgetragen und oben auf Deck gestellt.

„Ist er das?“ hörte er jemand fragen.

Massilli schaute sich mühsam um und sah einen anderen Offizier in der Uniform der königlichen Garden.

„Jawohl, Herr Herzog,“ antwortete der Arzt, den Massilli schon in seiner Kabine unten gesehen hatte. Dann trat der Offizier näher heran und sagte zu Massilli, höflich grüßend:

„Herr Kamerad, Sie werden mir als der Capitano Stefano Massilli übergeben. Stimmt das?“

„Ja, so heiße ich. Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte nun Massilli seinerseits.

„Herzog Ugo di San Valtosa,“ erwiderte der Herzog mit einer leichten Verbeugung. „Ich habe vom Kriegsministerium den Auftrag, Sie in Ihr neues Gewahrsam zu überführen.“ Er hütete sich natürlich, hinzuzufügen, daß er es durch seine persönlichen Verbindungen im Kriegsministerium bewirkt hatte, mit diesem Auftrage betraut zu werden. Weshalb der verschlagene und weitschauende Ränkeschmied das so dringend gewünscht hatte, sollte sich sehr bald zeigen.

„Wohin bringen Sie mich?“ fragte Massilli.

„In das Marinehospital, ganz dicht am Hafen. Es geht hoffentlich alles glatt. Fühlen Sie sich kräftig genug?“

Massilli wollte das zuerst verneinen, in der Hoffnung, daß es für seine Lage besser sei, wenn er als nicht transportfähig auf dem Schiff bleiben mußte. Dann aber überlegte er, daß er ja auf dem Schiff noch mehr Gefangener, als in Neapel war, wo er mächtige Freunde hatte, und wo vor allen Dingen eine Verständigung mit Beatrice leichter zu ermöglichen sein würde, als hier. Eine unbestimmte Hoffnung, daß ihm von dieser Seite Hilfe kommen werde, veranlaßte ihn, zu antworten: „Ich

hoffe es, wenn man vorsichtig beim Tragen mit mir umgeht, Herr Herzog."

„O, seien Sie außer Sorge. Ich werde die möglichste Schonung walten lassen. Wo sind Ihre Papiere?" fragte er dann mit sichtlicher Spannung.

Jetzt kam nun der Punkt, auf den Massilli schon längst gewartet.

„Ich weiß es nicht, Herr Herzog. Sie werden den Kommandanten des „Ferdinandus Rex" fragen müssen," antwortete Massilli.

Der Herzog sah sich um. In dem gleichen Augenblick trat aus dem Inneren des Schiffes ein Marineoffizier, ging rasch auf den Herzog zu und sagte: „Ich bitte um Entschuldigung, Herr Herzog, wenn ich warten ließ. — Hier ist Ihr Gefangener, von dem, wie ich sehe, Sie schon Besitz genommen haben, und hier sind seine Papiere."

Wie ein Blitz fuhr Massilli herum und sah, wie der Kapitän dem Herzog seine Ledertasche übergab, dieselbe weißlichgelbe Tasche aus weichem Hirschleder, die er so lange und so treu auf seiner Brust getragen und in der die Geheimnisse seines Lebens verborgen lagen. Aufspringen, auf die Tasche zustürzen und damit ins Meer springen, so tief wie möglich — das war sein erster Gedanke. Aber er lag ja so fest und hilflos wie ein elender Krüppel, der über nichts mehr auf dieser Welt, nicht einmal über seine eigenen Glieder gebieten konnte.

„Wie Sie sehen, Herr Herzog," fuhr der Kapitän fort, „alles im besten Zustand. Hier das Amtssiegel der Kommandantur in Messina, unverletzt — genau, wie es mir übergeben worden ist. Nur der Gefangene selbst ist allerdings nicht im besten Zustand. Dafür kann ich aber nicht. Er ist mir als ein bewußtloser Mensch übergeben worden. Ich übergebe ihn Ihnen doch wenigstens als einen Mann, mit dem man reden kann."

„Sie haben ihn nicht verhört?“

„Nein. Er war nicht vernehmungsfähig.“

Massilli lauschte auf jedes Wort wie auf ein Evangelium. Er sah, wie seine Tasche mit großen Siegeln verschlossen war, und gab sich der Hoffnung hin, daß es vielleicht dem General Pinedo in Messina gelungen sein möchte, die Papiere, die ihn und infolgedessen auch den Präfekten von Neapel kompromittierten, aus der Tasche zu entfernen, zu vertauschen, durch andere, wertlose zu ersetzen. Aber es war auch möglich, daß General Pinedo, der ja doch nicht Höchstkommandierender auf Sizilien war, gar nicht in die Lage gekommen sein konnte, einen Akt der Selbsthilfe in dieser Weise auszuführen, daß alles noch in der Tasche vorhanden und nun zur weiteren Behandlung an das Kriegsministerium ging. Daß man Massilli als einen sehr wichtigen Fang ansah, war ihm ohne weiteres klar. Das bewies nicht nur die sorgfältige Behandlung, die man ihm angedeihen ließ, sondern auch der Umstand, daß man ihn überhaupt nach Neapel, dem Sitz der Regierung brachte. Also hatte man auch in seinen Briefschaften Wichtiges gefunden. Ob alles oder wieviel davon, mußte die Zukunft lehren. Massilli aber beschloß bei sich, jedenfalls mit seinen Zugeständnissen sehr vorsichtig und zurückhaltend zu sein.

Der Kranke wurde vom Schiff herunter in eine Barke gebracht, und man mußte es dem Herzog nachsagen, daß er alle mögliche Schonung und Vorsicht walten ließ, seinem Gefangenen den Transport zu erleichtern. In gleicher Weise vorsichtig verfuhr er aber auch mit der Tasche. Er ließ sie nicht aus den Händen, und Massilli bemerkte, wie er im Boot, das sie nach dem Ufer brachte, mehreremal mißtrauisch und neugierig zugleich die Siegel, den Verschluß und die ganze Tasche von allen Seiten besah. Nun hatte Massilli allerdings keine Ahnung von dem Verhält-

nis, in dem Herzog Ugo zu Beatrice stand. Diese letztere hatte es nicht für nötig oder erwünscht erachtet, ihm davon Mitteilung zu machen, um ihn nicht zu beunruhigen oder seiner immer wachen Eifersucht Nahrung zu geben. Der Herzog aber seinerseits wußte ganz genau, daß Massilli mit Beatrice in Briefwechsel stand, und das eben hatte ihn veranlaßt, sich den Auftrag bezüglich Massillis, nachdem er dessen Gefangennahme erfahren, übertragen zu lassen, um dann dessen Papiere, die er etwa bei sich führte, in die Hände zu bekommen.

Das erhöhte seine Neugierde bezüglich der Geheimnisse dieser Tasche in höchst bedenklicher Weise.

„Werde ich Besuche empfangen dürfen im Marinehospital, Herr Herzog?“ fragte Massilli nach einer nachdenklichen Pause.

„Ich bedaure sehr, Ihnen darüber keinen Bescheid geben zu können,“ erwiderte dieser höflich, „denn das untersteht nicht meiner Entscheidung.“

„Ich habe natürlich in Neapel Bekannte, sogar Verwandte, die meine Ankunft hier erfahren werden,“ fuhr Massilli fort, „oder denen ich sie selbst anzeigen möchte.“

„Nun, vermutlich wird es sich um eine Entscheidung des Kriegsministers von Fall zu Fall handeln.“

„Wer ist jetzt Kriegsminister?“

„Das wissen Sie nicht? Marschall Ritucci.“

„Ritucci,“ wiederholte Massilli langsam und nachdenklich. Er kannte ihn wohl. Es war einer jener neuernannten Angstminister, ein Italiener zwar, aber ein durchaus abhängiger, unselbständiger Mann.

Am Ufer angekommen, wurde Massilli aus der Barke herausgehoben und in einen Wagen geladen. Eine Menge Neugieriger umstanden die Scene. Massilli sah sich aufmerksam um. Es war nicht unmöglich, daß der Präfekt Kenntnis von seiner Ankunft erhalten hatte und

ihm eine Nachricht zukommen zu lassen versuchte. Er konnte aber nichts dergleichen bemerken. Viel Zeit blieb ihm außerdem zu solchem Umschauhalten nicht. Herzog Ugo trieb in einer Weise zur Eile, daß man hätte glauben können, er sei um den Kranken besorgt und glaube, daß der geringste Verzug eine Gefahr für ihn sei und ihn töten könne.

Im Marinehospital übergab der Herzog seinen Gefangenen der dortigen Verwaltung, erhielt über ihn, wie über ein beliebiges Paket, eine Quittung und wollte sich eben entfernen, als ihn Massilli überrascht ausrufen hörte: „Assunta! Du hier?"

Massilli richtete sich mühsam etwas auf und sah sich das eben eintretende junge Mädchen an. Er hatte sie nie in seinem Leben gesehen und wußte auch nicht, was sie hier wollte.

Assunta schien nicht weniger überrascht zu sein, den Herzog hier zu sehen, als dieser selbst. Anfangs nahm sie ihm gegenüber eine ziemlich trotzige und feindselige Miene an. Gleich darauf aber, und zwar als sie die Tasche Massillis in seinen Händen bemerkte, wurde sie sehr zutraulich, that verlegen und verschämt und fing mit einem erstaunlichen Geschick an, mit dem Herzog zu kokettieren.

„O, Herr Herzog —" seufzte sie verschämt und sah ihn schmachtend von weitem an.

„Was willst du hier, Assunta? Wer hat dich hierher gebracht? Es darf hier niemand eintreten, soviel ich weiß."

„Ich habe den Erlaubnisschein. Hier ist er. Er ist von seiner Excellenz Marschall Ritucci selbst unterschrieben. Ich komme von der Mutter des Capitano Massilli."

Massilli richtete sich noch etwas mehr auf. Seine Mutter wohnte auf einem Gute in der Nähe von Cosenza. Seiner Meinung nach konnte seine Mutter kaum eine

Ahnung davon haben, wo und wie er sich in Neapel befand.

„Von seiner Mutter?“ wiederholte auch Herzog Ugo und sah das junge Mädchen mißtrauisch an. Er besann sich auf die Scene, die er mit Assunta bei Beatrice gehabt hatte. Diese Verbindung legte ihm den Verdacht nahe, daß sie auch jetzt weniger von der Mutter Massillis, als vielmehr von Beatrice käme.

Aber Assunta blickte ihn so rührend unschuldig an und war so nett, so liebreizend, daß der Gedanke etwas zurücktrat.

„Sie werden nicht so grausam sein, Herr Herzog,“ fuhr Assunta schmollend fort, „um eine Botschaft der Mutter an den Sohn zu hindern.“

„Fällt mir gar nicht ein, mein Kind. Laß sehen. Deine Erlaubnis ist in Ordnung?“

„Hier ist sie. Ich habe sie schon drei Leuten zeigen müssen. Sie sind der vierte, Herr Herzog.“

„Vollständig in Ordnung. Dort ist der von dir Gesuchte. Richte deine Botschaft aus. Ist sie aufgeschrieben?“

„Nein, sie ist nicht aufgeschrieben,“ sagte Assunta mit einem feinen Lächeln um den Mund, „sie ist mündlich zu bestellen und zwar nur an den Sohn, an niemand anders.“

Wieder sah sie der Herzog mißtrauisch an. „Du bildest dir doch nicht ein, allein mit einem Gefangenen sprechen zu dürfen, Assunta?“ fragte er.

„Ich habe allerdings diese Idee. Mein Auftrag lautet nur an ihn.“

„Auf keinen Fall. Du hast entweder den Auftrag in meiner Gegenwart auszurichten oder es geschieht überhaupt nicht!“

„Herr Herzog —“ bettelte sie.

„Kein Wort! Es ist überflüssig. Außerdem habe ich zu thun. Du mußt dich also beeilen.“

Sie sah ihn schmollend an und legte die Hand auf die seine, mit der er noch immer die Tasche Massillis hielt. Rasch trat er einen Schritt zurück. Was hatte die kleine Hexe vor? fragte er sich. Glaubte sie, er sei dumm genug, sich von ihr beschwatzen zu lassen?

„Dorthin mußt du gehen, zu dem Kranken, nicht zu mir, um deinen Auftrag auszurichten," sagte er etwas strenger. Aber sie sah ihm wohl an, daß sie nichts Ernstliches von ihm zu fürchten hatte.

„Und Sie bleiben hier stehen, Herr Herzog, nicht wahr? Sie werden wohl wissen, daß eine Mutter an ihren Sohn manches zu bestellen hat, was nicht jedermann zu wissen braucht."

„Ich bleibe hier stehen. Gut. Aber vorwärts endlich! Ich muß fort."

Zierlich mit den Röcken schwänzelnd, sich kokett nach ihm umsehend, näherte sich Assunta jetzt dem Bett, auf dem Massilli lag und von wo er mit immer wachsendem Interesse der Scene zugesehen hatte.

Assunta beugte sich mit ihrem runden zierlichen Gesichtchen dicht über ihn. „Von Beatrice," hauchte sie leise, nur ihm verständlich, und küßte ihn gerührt auf beide Wangen.

Massilli errötete vor Erregung. Er hatte wohl daran gedacht, eine Botschaft von dorther zu erhalten, gleichwohl überraschte sie ihn nun doch.

„Sie weiß, daß ich hier bin?" fragte er.

Herzog Ugo trat näher. Die Sache schien ihm doch nicht recht geheuer.

„Sie wußte es seit zwei Tagen, daß Sie kommen würden," antwortete Assunta laut und ungeniert.

„Wer?" fragte nun auch Herzog Ugo.

„Wer anders als die Mutter des Capitano Massilli?" versetzte Assunta.

„Werde ich sie nicht selbst sehen?“ fuhr Massilli fort und sah dem jungen Mädchen gespannt in die Augen.

Assunta nickte ihm verstohlen zu. „Sie wissen ja, Capitano, daß sie leidend ist. Die verwünschten Füße wollen nicht mehr, wie sie will,“ sagte Assunta, „aber Sie werden sie sehen, trotz alledem wird sie es möglich machen. Nur möchte sie um alles in der Welt nicht, Sie so krank sehen. Es drückt ihr das Herz ab, denken zu müssen, daß Sie schwerverwundet, auf den Tod krank, hilflos und elend im Bett liegen. Sie hat mich daher einstweilen abgeschickt, damit ich Ihnen ihre Grüße bringe, Ihnen Trost und Zuversicht einflöße und Sie versichere, daß nichts unterbleiben wird, was irgendwie zur Erleichterung Ihrer Lage beitragen kann. Sie kennen sie ja, Capitano, Ihre — — Ihre Frau Mutter ist eine unermüdliche, rührige Frau. Hoffen Sie auf sie und sagen Sie mir, daß Sie hoffen. Sagen Sie mir, daß Sie gesund sind oder gesund werden, damit ich ihr eine gute Botschaft bringen kann.“

„Sie weiß ja besser, wie ich selbst, wie es um mich steht,“ erwiderte Massilli langsam. „Ich glaube, daß mir meine Krankheit wenigstens vorläufig eher ein Schutz als ein Nachteil ist. Sie wird das vielleicht besser wissen, aber sagen Sie ihr nur, daß ich mich mutig und kräftig genug fühle, alles zu ertragen, was etwa über mich verhängt wird.“

„Sie will natürlich Ihre Verpflegung übernehmen, Capitano,“ fuhr Assunta mit vielsagenden Blicken fort, als ob sie ihn auf ihre Worte besonders aufmerksam machen wolle, „und sie hofft, daß ihr das gestattet wird. Andererseits erwartet sie aber auch, daß Sie ihr alles berichten, was Sie etwa für Bedürfnisse haben. Sie weiß, daß Sie plötzlich, unvorbereitet in Gefangenschaft geraten sind und möchte gern wissen, was sie thun muß, um die Folgen derselben zu mildern.“

Massilli sah sie nachdenklich an. Er hatte wohl begriffen, was Beatrice von ihm für Nachrichten erwartete, aber es war schwierig, ihr diese zu geben. Gleichwohl unternahm er den Versuch.

„Natürlich ist bei meiner Gefangennahme manches verloren gegangen,“ sagte er, „was ich schwer vermisse. So einige Briefe von — — meiner Mutter, die sich in jener Tasche, die der Herzog di San Valtosa in der Hand hält, befinden und die ich gern zurück hätte. Leider ist dazu jetzt wenig Aussicht, es müßte denn sein, daß mir der Herzog di San Valtosa gestattet, die Tasche zu öffnen und die Briefe herauszunehmen.“

Assunta wandte sich bittend an den Herzog.

„Die Briefe einer Mutter, Herr Herzog,“ sagte sie, „können Sie doch nicht vorenthalten. Sie nützen Ihnen doch zu nichts, und für uns haben sie unbegrenzten Wert. Ich weiß nicht, was ich Ihnen zulieb thäte — für diese Briefe.“

Herzog Ugo lachte spöttisch. „Sie erwarten nicht, Capitano, daß ich darauf reagiere,“ sagte er flüchtig. „Im übrigen muß ich die Unterredung für beendet erklären, da ich leider zu sehr in Anspruch genommen bin, um noch länger hier warten zu können.“

„Herr Herzog —“ bettelte Assunta wieder, aber erfolglos. Sie mußte sich fügen, wenigstens für diesmal, und das Marinehospital verlassen.

Indessen war sie mit ihren Erfolgen für heute sehr zufrieden. Die Tasche, die ihr Felice geschildert, hatte sie nach dieser Schilderung sofort wieder als diejenige erkannt, welche Massilli abgenommen worden war. Nun wußte sie wenigstens, wo die gefährlichen Schriftstücke, deren der Präfekt so dringend bedurfte, zu finden waren, und sie eilte mit ihren Entdeckungen auf dem kürzesten Wege nach der Präfektur, um Beatrice zu erzählen, was

ihr begegnet war und was sie in Erfahrung gebracht hatte.

Herzog Ugo, welcher mit Assunta gleichzeitig das Marinehospital verließ, nahm draußen eine Droschke und befahl dem Kutscher, nach dem Kriegsministerium zu fahren. Das war seine vorgesetzte Behörde. Dort mußte er berichten und die Tasche abgeben. So lautete wenigstens seine Weisung. Aber Herzog Ugo hatte sich die Geschichte anders überlegt. Er ahnte den Schatz, den er in den Händen trug, und sagte sich, daß er wahrscheinlich heute Küchenjunge im königlichen Palast wäre, wenn er im Leben nichts anderes gekonnt hätte, als Ordre zu parieren. Als er in der Droschke saß, erbrach er ohne weiteres die Siegel und machte sich während der Fahrt daran, den Inhalt der Tasche mit größter Spannung zu untersuchen.

Gleich das erste Schriftstück, das ihm in die Hände fiel, war ein Brief von Beatrice an Massilli, aber Herzog Ugo konnte bei der unruhigen Fahrt und der schlechten Beleuchtung nicht sehen, was er enthielt. Nur an der Ueberschrift und Unterschrift erkannte er, was es war.

„Ich dachte es mir," murmelte er. „So ist meine Vermutung also richtig gewesen!" Es fiel ihm gar nicht ein, solche Schriftstücke weiterzugeben, denn er konnte sie besser als irgend jemand brauchen. Außerdem sah er, daß die Tasche einen Plan der Citadelle und des Hafens von Messina enthielt — also für ihn unwesentlich — ferner einen Vertragsentwurf des Palermitaner Komitees für den General Pinedo, zwei Briefe von Massillis Mutter und schließlich noch einen Brief des Präfekten Liberio Romano. Diesen besah sich der Herzog sehr genau, und dieser bestimmte ihn auch, den Kutscher halten zu lassen und ihm zu sagen, nicht nach dem Kriegsministerium, sondern nach dem Toledo Nr. 411, wo der Herzog wohnte, zu fahren.

Kaum dort angekommen, machte er sich sofort an die genauere Durchsicht der Schriftstücke. Was er da las, übertraf seine kühnsten Erwartungen. Niemals hätte er geglaubt, daß der Präfekt so offen und rückhaltslos mit der Revolution auf Sizilien in Verbindung getreten sei, wie aus den Schriftstücken hervorging. Mit immer größerer Aufmerksamkeit und Genauigkeit las Herzog Ugo weiter und weiter, sich von Zeit zu Zeit selbst unterbrechend, indem er triumphierend und frohlockend dachte: „Jetzt habe ich ihn in meiner Hand! Jetzt entwischt er mir nicht wieder. Jetzt ist er verloren — oder er thut, was ich will."

Nicht im Traum fiel es ihm mehr ein, diese Papiere weiterzugeben, die ihn zum vollständigen Herrn der Lage machten. Jetzt konnte er erzwingen, was er bisher nicht erbetteln konnte. Der Präfekt erschien thatsächlich als sein Geschöpf. Er konnte ihn verderben, wenn er mit diesen Papieren zum König ging, und er konnte ihn retten, wenn er sie ins Feuer warf. Er sah sich schon im Geist vor dem Präfekten stehen und ihm triumphierend diese Alternative stellen. Jetzt würde man bezüglich seiner Bewerbung um Beatrice schon andere Saiten aufziehen, jetzt würde diese selbst sich wohl rascher besinnen, um so eher, als es mit Massilli doch wohl rasch zu Ende gehen werde.

Es war nur noch eine Kleinigkeit zu regeln, nämlich wie er am besten und sichersten die Schriftstücke unterschlagen und zu eigenem Nutzen verwenden konnte. Der Kriegsminister würde die von Messina aus angekündigten Briefe von ihm verlangen. Es blieben dem Herzog verschiedene Wege offen. Zunächst konnte er sie dem Kriegsminister rundweg vorenthalten mit dem Hinweis darauf, daß er vom König selbst beauftragt sei, sie diesem auszuliefern. Seine gesellschaftlichen Verhältnisse am Hofe, sein persönlicher Verkehr mit dem Monarchen selbst machten

ihm das möglich. Aber die Geschichte hatte einen Haken. Wenn dem König das hinterbracht wurde, würde Herzog Ugo unbedingt gezwungen sein, die Schriftstücke an Seine Majestät auszuliefern, und das wollte er auch nicht. Er dachte nicht daran, sie preiszugeben, ehe er seine Ziele erreicht hatte.

Dann aber blieb noch der viel leichtere und einfachere Weg, die Briefe zu vertauschen, mit anderen auszuwechseln. Schließlich konnte Herzog Ugo die Tasche Massillis ruhig weitergeben an den Kriegsminister, natürlich nachdem er herausgenommen hatte, was er haben wollte, die Briefe von Liberio Romano und seiner Tochter. Am General Pinedo lag dem Herzog nichts. Er mochte zusehen, wie er den Hals aus der Schlinge zog. Auch die Briefe von Massillis Mutter, die Pläne von Messina, der Citadelle und dem Hafen waren wertlos für ihn.

Er packte das alles also wieder ein, entfernte die Spuren der Siegel, so gut es gehen wollte, und ersetzte sie schließlich, dreist und gewissenlos wie er war, durch neue, die sein eigenes Wappen trugen.

Nachdem er die Tasche dergestalt wieder hergerichtet, machte er sich neuerdings nach dem Kriegsministerium auf den Weg.

Auf der Straße war trotz der späten Abendstunde, die inzwischen herangekommen war, ein reges Leben. Ueberall standen heftig gestikulierende Gruppen herum, laute aufgeregte Rufe wurden von Zeit zu Zeit laut, so daß Herzog Ugo unschwer zu der Meinung kam, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sein mußte, daß aufregende Neuigkeiten im Volke bekannt geworden waren, trotz aller Vorsicht, die die Polizei in dieser Hinsicht übte.

„Milazzo! Eviva Milazzo!“ hörte er mehrfach schreien, oder auch: „Eviva Garibaldi! Eviva la Sicilia!“ War wieder eine Schlacht geschlagen worden? Und war das

Volk von Neapel wieder auf so geheimnisvolle Art in Kenntnis gesetzt worden, wie nach dem Treffen von Calatafimi und der Einnahme von Palermo? Milazzo kannte Herzog Ugo wohl. Es war ein kleines, schmutziges Nest auf einer Halbinsel, von drei Seiten vom Meer umgeben, etwa vierzig oder fünfzig Kilometer von Messina. Sollte dort ein Treffen geliefert worden sein? Er beeilte sich, um in das Kriegsministerium zu kommen, weil er glaubte, dort Näheres erfahren zu können.

Gerade als er die Steintreppen zum Kriegsministerium hinaufstieg, begegnete ihm ein befreundeter Offizier, der Lieutenant Casselli.

„Ein Wort, Casselli!" rief er ihm zu. „Was ist denn los? Was haben die Leute auf der Straße zusammenzustehen und zu schreien: „Milazzo! Milazzo!" Ist etwas geschehen?"

„Sie wissen noch nicht?" entgegnete Casselli rasch und geheimnisvoll.

„Was soll ich wissen? Ist ein Treffen geliefert worden?"

„Bah, ein Treffen! Wenn es weiter nichts wäre. Die gesamte bourbonische Armee auf Sizilien in der Stärke von über zwanzigtausend Mann ist in einer Hauptschlacht bei Milazzo geschlagen und vernichtet worden."

„Was sagen Sie?"

„Ich weiß nicht, wie die Depeschen bekannt geworden sind. Ich weiß überhaupt nicht, was nun werden soll aus uns. So viel steht fest: Sizilien ist verloren."

„Oho! Man wird Verstärkungen —"

„Ja — ja. Apropos, Sie sind noch immer nicht in Cosenza?"

„Ich habe eine Spezialmission."

„Gott sei Dank, ich auch. Ich gehe morgen nach Rom. Addio! Ich muß gehen."

Langsam und nachdenklich ging Herzog Ugo weiter. Sizilien verloren, dachte er, Calabrien wie von einer Pest von der Revolution angesteckt — wie lange würde es noch dauern, bis es auch in Neapel krachte? Jedenfalls mußte sich jeder beeilen, der noch ernten wollte. Gewiß konnte noch kein Mensch wissen, wie schließlich der Kampf endete. Herzog Ugo wußte, daß die Regierung mit Frankreich und Preußen unterhandelte wegen diplomatischer, vielleicht auch anderer Hilfe und Unterstützung, aber Paris und Berlin waren weit weg von Neapel, und wer wußte, ob man sich dort sehr beeilen würde, sich in einen so faulen Handel einzumischen?

Jedenfalls kam diese Katastrophe von Milazzo verwünscht ungelegen. Mit dem ihm eigenen Instinkt fühlte Herzog Ugo heraus, daß jetzt jede Minute für ihn kostbar war. Er mußte noch heute mit dem Präfekten und Beatrice reden.

Er wurde sofort beim Kriegsminister vorgelassen, erstattete rasch seine Meldung und legte die Tasche auf den Tisch, um sich dann schleunigst wieder zu verabschieden.

Stehenden Fußes ging er dann zur Präfektur, um seine Angelegenheiten ein für allemal in Ordnung zu bringen. Er fühlte keinen Beruf, sich für irgend einen König oder Regierung totschlagen zu lassen. Er wollte in Frieden leben, auf seinen herzoglichen Gütern, die jetzt allerdings noch dem Präfekten Liberio Romano gehörten. Aber er hatte ja jetzt, was er brauchte, was ihn zum Herrn und Meister machte. Es konnte ihm an nichts mehr fehlen.

19.

Beatrice stand in ihrem Zimmer und schien von den Aufregungen, welche die letzten Tage für sie gebracht hatten, sehr ermattet, sie war völlig mutlos und verzweifelt.

Assunta, die ihr soeben über ihren Besuch bei Massilli berichtet und dessen schwaches, leidendes Aussehen geschildert hatte, sah ihr mitleidig, bedauernd in die schönen, marmorbleichen Züge. Sie hätte ihr ja gern etwas Tröstliches, etwas Erhebendes und Ermutigendes erzählt, wenn es sich mit dem Gesehenen vereinigen ließe. Aber das, was sie erfahren und wahrheitsgemäß zu berichten hatte, war eher alles andere, als ermutigend. Darüber bestand kein Zweifel, daß Massilli kränker und hinfälliger war, als Beatrice erwartet hatte, und auch bezüglich der in Verlust geratenen Papiere lag die Sache so ungünstig und hoffnungslos wie möglich.

„Du hast die Tasche Massillis in des Herzogs Händen gesehen, Assunta?“ fragte sie nach einer Pause, während deren sie verzweifelt vor sich hin geblickt.

„Ja. Ich habe sie sogar angefühlt, ohne daß er es merkte, und hätte sie auch genommen, weil ich wußte, daß ich Ihnen damit einen Gefallen erwiesen hätte, aber es ging nicht. Er hielt zu fest.“

„Du weißt bestimmt, daß es dieselbe war, die dir Felice beschrieben?“

„Eine Tasche aus weißlichgelbem Hirschleder, mit einem Riemen, an dem sie um den Hals gehängt zu tragen ist, ganz genau, wie er sie beschrieben. Als sie der Herzog in der Hand hielt, sah ich, daß zwei große Siegel daran waren, von denen Felice freilich nichts erzählt hatte, die aber auch später daran gemacht worden sein können. Ich habe so schön gethan mit dem Herzog, wie mir nur möglich war, um ihm die Tasche abschmeicheln oder sie ihm abnehmen zu können, aber es ging nicht. Er ist zu schlau und zu schlecht. — Ich habe gemeint,“ fuhr Assunta mit verblüffender Offenheit und Naivität fort, „weil er mich liebt, könnte ich ihn betrügen, aber er liebt mich nur zum Zeitvertreib, denn sonst hätte er mir die Tasche gegeben.

Er liebt überhaupt nichts und niemand, als sich selbst. Er ist ein schlechter Kerl.“

Während dieser wunderlichen Herzensergießungen Assuntas stand Beatrice nachdenklich grübelnd und in sich selbst versunken am Fenster und schaute hinaus auf den dunklen Platz, ohne indessen irgend etwas wahrzunehmen. Sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie für die Außenwelt Interesse haben konnte.

Auch den Worten Assuntas hörte sie nur mit halbem Ohr zu, aber sie brachten ihr doch die jedenfalls sehr gewagte Idee, ihr Heil selbst in der Weise bei Herzog Ugo zu versuchen, daß sie zu ihm ging und sich — um jeden Preis — in den Besitz der kompromittierenden Briefe setzte. Wer weiß — vielleicht gelang es ihr in irgend einer Weise, und dann war die Last, die quälende Sorge, unter der ihr Vater zusammenzubrechen drohte, und unter der er thatsächlich schon vorübergehend zusammengebrochen war, beseitigt. Wenn sie zu ihm ging — Eile that not, denn in einer Stunde war es vielleicht schon zu spät — und ihn beschwor, auf ihren Knieen bat, ihm Hoffnung auf alles machte, was etwa sein Herz begehrte, vielleicht konnte sie ihn doch erweichen. Die letzten Tage waren für Beatrice zu schrecklich, zu bedrohlich und verzweifelt gewesen, als daß sie nicht in der Not ihres Herzens zum Aeußersten, Unmöglichen hätte ihre Zuflucht nehmen sollen. Hunderte von Plänen und Ideen hatte sie in den letzten Tagen zur Wiedererlangung oder zum Unschädlichmachen der unseligen Schriftstücke gefaßt und wieder verworfen.

Jetzt blieben nur noch zwei Wege. Entweder man mußte sie für Fälschungen, für niederträchtige Verleumdungen, ersonnen, um den Präfekten zu verderben, hinstellen — und das war nach der ganzen Haltung Romanos ein sehr unsicheres Unternehmen — oder man mußte sich in ihren Besitz setzen, um jeden Preis, bevor sie eine verderbliche

Wirkung ausübten. Das war unter allen Umständen der sicherste und beste Weg, und ohne daß sich Beatrice auch nur die nächsten Folgen ihres Vorhabens klar machte, nahm sie mit einer gewissen Hast und nervösen Erregung Schleier und Mantel, um sofort an die Ausführung ihres Vorhabens zu gehen.

In dem Augenblick, als sie ausgehen wollte, meldete ihr ein Diener, daß Herzog Ugo di San Valtosa sie in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Sie blieb, nun plötzlich von einem namenlosen Schreck übermannt, einen Augenblick unbeweglich stehen. Sie ahnte sofort, um was es sich handeln würde, und war sich klar darüber, daß sie in diesem Augenblick ihre ganze Geistesgegenwart und allen Scharfsinn nötig habe, und doch fühlte sie sich gerade jetzt so angegriffen, so erschöpft und müde wie nie. Aber es mußte sein. Sie konnte der Unterredung, die wie ein Schicksal an sie herantrat, und zu der sie noch soeben mit einer wahren Verzweiflung und Todesverachtung entschlossen gewesen, nicht ausweichen.

Rasch warf sie Schleier und Mantel wieder ab und sagte zu Assunta: „Geh dort hinein. Er darf dich hier nicht sehen. Er würde sonst alles erraten.“

Assunta verstand sofort und verschwand in ein Nebenzimmer. Dann befahl Beatrice, den Herzog einzuführen.

Noch ein rascher Blick in den Spiegel, ein flüchtiges Ordnen ihrer prachtvollen, dunkelwelligen Haare, worauf sie sich mit der unnachahmlichen Grazie und nachlässigen Anmut, die ihr eigen war, in einen Diwan fallen ließ. Er sollte keine Befangenheit, keine Sorge, keinen Schatten der gehabten Aufregung an ihr wahrnehmen.

Als der Herzog eintrat, blätterte sie flüchtig in einem neuen Roman, den sie aber sofort bei seinem Eintreten wie gelangweilt beiseite warf.

„Wie hübsch von Ihnen, Herr Herzog,“ sagte sie, ihm

müde lächelnd und mit halbgeschlossenen Augenlidern die kleine zarte Hand entgegenstreckend, „sich meiner in der trostlosen Einsamkeit, zu der man mich verdammt hat, zu erinnern. Mein Gott, wo sind denn nur alle Leute? Man sieht ja keinen Menschen mehr bei sich. Man sollte meinen, Neapel sei ausgestorben.“

„Das ist durchaus nicht der Fall, Signorina,“ erwiderte der Herzog, indem er ihre Hand langsam küßte und ihr dann lange und tief in die Augen blickte. „Im Gegenteil, wenn Sie sich um das, was geschieht, etwas mehr kümmern wollten, würden Sie gerade jetzt finden, daß —“

„Ach, ich kümmere mich um gar nichts mehr. Diese fortwährenden Aufregungen, diese Politik, dieses ewige Auf und Nieder ist mir ein Greuel. Was giebt's Neues?“

„Eine Menge. Man hat eine Schlacht geschlagen —“

„Schon wieder! Aber setzen Sie sich doch. Es plaudert sich so ungemütlich, wenn ich Sie immer in Ihrer ganzen Länge bewundern muß. Eine Schlacht! Wo denn? Hoffentlich recht weit von hier, in der Türkei oder in Amerika. Sagen Sie in Amerika, Ugo“ — es war das erste Mal, daß sie seinen Vornamen aussprach — „Amerika ist groß, man hat dort viel Platz zu solchen Aufregungen, und es ist weit, was doch auch etwas Beruhigendes für sich hat.“

„Nein. Bei Messina.“

„Bei Messina? Mein Gott, und gerade Sie müssen mir solche Geschichten erzählen! Wissen Sie nichts Hübscheres?“

„Ich sprach nur davon, weil Sie mich fragten. Darf ich mich hierher setzen?“

Sie machte ihm auf dem Diwan, wo sie halbliegend saß, liebenswürdig Platz, und er setzte sich dicht neben sie, indem er, wie es schien, doch etwas wärmer werdend,

ihre Hand nochmals ergriff, einen zärtlichen Kuß darauf drückte und die Hand in der seinen behielt.

„Aber —" machte sie verschämt errötend mit einem schwachen Versuch, ihm ihre Hand wieder zu entziehen. „Ich kam wegen einer ganz anderen Geschichte."

„So? Hm! Wo kommen Sie eigentlich her? So spät?"

„Vom Capitano Massilli."

„Ah richtig! Ich hörte davon. Nun sehen Sie mal an. Der arme Junge! Welches Pech! Was wird denn nun mit ihm geschehen?"

„Das kommt auf Sie an, Beatrice," antwortete er kurz und ernst.

„Auf mich?" erwiderte sie anscheinend erstaunt.

„So sagte ich."

„Na, dann wird's nicht schlimm," sagte sie mit einem eigentümlichen Galgenhumor, „ich thue gern etwas für meine Mitmenschen."

„Besonders für diesen, und —"

„Weshalb gerade für diesen? O nein, Sie sind im Irrtum, Herzog, wenn Sie glauben, daß ich mit Massilli in meiner allgemeinen Menschenliebe eine Ausnahme machen würde. Ich wünsche ihm alles Gute wie jedem anderen. Nicht mehr, noch minder."

„Nach dem Brief, den Sie noch vor kaum einem Monat an ihn geschrieben und den ich soeben gelesen habe, glaube ich, daß Sie doch wohl für ihn mehr — alles thun würden, wenn — —"

Sie hatte sich wieder etwas zurückgelehnt und blickte ihn kokett mit ihren feuchtglitzernden, dunklen Augen an.

„Seien Sie still," unterbrach sie ihn rasch, „man spricht nicht so zu einer Dame. Mein Gott, wenn alle jungen Mädchen für die Liebesbriefe aufzukommen hätten, die sie in jugendlicher Aufregung, im unverstandenen Sehnen und Drängen ihres Herzens geschrieben, ich

glaube, die Welt ging aus Rand und Band. Wenn Sie artig wären, Ugo, so würden Sie von solchen Sachen nicht sprechen. Weshalb haben Sie den Brief nicht ins Feuer geworfen, wie es einem ritterlichen, großmütigen Herzen wohl angestanden hätte?"

„Weil noch ein anderer Brief dabei war."

„Noch einer? Jenun, so hätten Sie sie beide ins Feuer geworfen. Um so größer wäre ihr Verdienst gewesen."

„Das durfte ich nicht, denn der andere Brief war von Ihrem Vater."

„Von Papa?"

„Glauben Sie mir nicht? Wollen Sie ihn sehen?"

Ein leichtes Zittern der Erregung überflog sie. Sie konnte es nicht verbergen, so viel Mühe sie sich auch gab. Auch ihre Stimme brachte nicht mehr den lässigen, leichten Plauderton, in dem sie bisher gesprochen, hervor, sondern klang innerlicher, drangvoller, als sie sagte: „Auch ein Liebesbrief?"

„O nein."

„Und Sie haben sie in Ihrem Besitz?"

„Hier!" antwortete er kurz und zog die beiden Schreiben aus der Brusttasche, um sie beide, vorsichtig und ängstlich, aber doch deutlich genug, um sie zu überzeugen, sehen zu lassen.

Die Selbstbeherrschung Beatrices wurde auf die denkbar härteste Probe gestellt. Sie sah die unglückseligen Briefe dicht vor ihren Augen, ein rascher Griff, und sie konnten in ihrer Gewalt sein. Aber er hielt sie so sorgfältig und ängstlich fest, daß es unmöglich war, sie ihm in dieser Weise zu entreißen. Mißlang aber der Griff, so verriet sie gleichzeitig ihr ganzes so schlau eingefädeltes Spiel. Sie hoffte immer noch auf eine günstigere, sicherere Gelegenheit.

„Sie thun ja wirklich fürchterlich ängstlich," sagte sie

nach einer kleinen Pause, „als ob Sie glaubten, einen unersetzlichen Schatz in den Händen zu haben.“

„Das denke ich auch,“ erwiderte er ruhig und steckte die Briefe sorgsam wieder ein.

„Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen?“

„Auf die einfachste Art. Ich habe sie aus der Brieftasche Massillis entfernt.“

„Ah!“ machte sie überrascht.

„Wäre es Ihnen lieber gewesen, wenn ich sie mit den übrigen Briefen an den Kriegsminister weitergegeben hätte?“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte sie, leichthin mit den Schultern zuckend. „Glauben Sie, daß sich Excellenz Ritucci so eingehend für die Liebesbriefe junger Damen interessiert?“

„Wohl mehr für Briefe des Präfekten von Neapel, das ist sicher. Der andere hätte nur Interesse gehabt als Ergänzung oder Erläuterung des ersteren. Aber lassen wir die Maske fallen, Beatrice. Sie wissen genau so gut, um was es sich handelt, wie ich. Wozu also die Komödie? Seien wir offen und frei miteinander.“

„Ich bin offen und frei, Ugo,“ antwortete Beatrice mit einem Anflug von Herzlichkeit, gleichwohl sagte sie sich innerlich, daß nun erst die Komödie losging. „Was wünschen Sie?“

„Seit Monaten, den ganzen Sommer warte ich auf Ihre Entscheidung, auf Ihre Antwort, ob Sie meine Gemahlin werden wollen oder nicht. Das geht nun nicht mehr an, Beatrice. Wenn Sie nicht wollen, daß ich glauben soll, Sie hätten ein Interesse daran, mich an der Nase herumzuführen, so müssen Sie mir jetzt eine offene, ehrliche Antwort geben.“

„Jetzt?“

„In diesem Augenblick! Hören Sie weiter. Ich habe

mich für Sie in Gefahr begeben. Meine Stellung ist eine gefährdete Ihnen zuliebe. Ich will diese Gefahr tragen, wenn Sie mein sein wollen. Im anderen Fall muß ich mich retten und Deckung suchen."

„Was heißt das, Deckung suchen?"

„Ich will es Ihnen erklären. Ich habe mich in Besitz der für Sie und den Präfekten belastenden Briefe gesetzt, unbekümmert um die Gefahr, die ich dadurch selbst laufe, in der Hoffnung auf Ihre Hand. Ich biete sie Ihnen an und mit ihnen die Rettung der Existenz Ihres Vaters, verstehen Sie wohl, für Ihre Hand. Verweigern Sie sie mir, so muß ich für meine eigene Person Deckung suchen, das heißt: ich übergebe die Briefe morgen früh dem König."

„Das könnten Sie thun, Ugo?" fragte sie leise und sah ihn elegisch, wie vorwurfsvoll an.

„Das muß ich thun, zu meiner eigenen Sicherheit."

„O, aber das ist ja ein förmlicher Ueberfall," lispelte sie in verschämter Verlegenheit.

Sie spielte ihre Komödie mit einer Sicherheit und Meisterschaft, die einer Bühnenheldin Ehre gemacht hätte. Ihre Augen, die so süß und weich blickten, ihre Züge, die eine holde Verwirrung, eine gewisse freudige Bestürzung ausdrückten, als ob sie Mühe hätte, sich zurückzuhalten, dieses verlegene Hin- und Herziehen der Finger, jede Geste zeigte die Meisterin.

„Ein Ueberfall?" entgegnete er. „Wenn ich jetzt, nach Monaten, nach fast einem halben Jahr, auf eine bestimmte Frage eine bestimmte Antwort haben will, das nennen Sie einen Ueberfall, Beatrice?"

„Aber so rasch! Mein Gott, Sie setzen mir ja die Pistole auf die Brust. Jetzt oder nie, sagen Sie! Mein Gott, wie fürchterlich klingt das, Ugo. Morgen früh wollen Sie zum König gehen, wenn ich jetzt in der Ver-

wirrung des Augenblicks, in der Bestürzung und Befangenheit nicht gleich das rechte Wort finde?"

„Ich kann nicht anders, Beatrice. Bei meiner Ehre, ich gehe nicht aus diesem Zimmer, ohne eine bestimmte Antwort zu haben. Je nach dieser werde ich entweder dulden und leiden, was etwa über mich kommt, oder wenn ich von Ihnen nichts zu hoffen habe, mich selbst wenigstens retten, indem ich die unterschlagenen Briefe dem König übergebe. Und nun seien Sie offen und ehrlich, Beatrice. Sagen Sie ja oder nein."

In leicht vorgebeugter Haltung, als ob sie auf irgend etwas hoffe, aufmerksam auf das geringste Geräusch acht gebend, die Augen fest auf den Teppich gerichtet, saß sie nachdenklich da. Mit aufgeregter Spannung, heftig atmend, sah er sie erwartungsvoll an. Endlich reichte sie ihm langsam die Hand.

„Ich habe nie gesagt, daß Sie nicht auf mich hoffen könnten, Ugo," flüsterte sie mit gesenktem Blick.

„Beatrice!" rief er feurig und drückte ihre Hand an das Herz. „Ist das ein Ja?"

„Was soll's denn sonst sein?" fragte sie leise, aber als er sie stürmisch umfangen und an sich drücken wollte, sprang sie hastig auf und trat erschrocken zurück.

„Du hast mir die Briefe versprochen!" unterbrach sie ihn laut, fast ängstlich schreiend. Jetzt war ihre Aufregung offenbar echt. Die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, in der Erwartung, die Briefe zu empfangen, zitterte, die Augen, die sie jetzt weit offen auf ihn gerichtet hatte, leuchteten und funkelten in wilder Glut wie ein Abglanz ihrer in Verzweiflung kämpfenden Seele. Sie wollte alles wagen, um alles zu gewinnen.

Eine kurze, atemlose Pause entstand.

„Ich werde sie deinem Vater sofort aushändigen, wenn er mir eine bindende Erklärung übergiebt," antwortete

er endlich vorsichtig. Ihre zurückfahrende Bewegung hatte ihn offenbar ein wenig stutzig gemacht, andererseits fiel aber das vertraulichere Du, mit dem sie ihn wie in raschem Impuls angeredet, schmeichelnd und trügerisch in sein Ohr.

Noch einmal versuchte sie ihn umzustimmen. Sie trat wieder einen Schritt näher, legte ihre Hand zutraulich auf seinen Arm und hauchte leise und vorwurfsvoll: „Ugo! Du mißtraust mir?"

„Nein. Ich gehe nur sicher."

Ihre Anstrengung war vergebens. Sie fühlte, wie die Kraft sie verließ. „Gut," sagte sie dann, „warte! Ich rufe meinen Vater."

Damit ging sie scheinbar gelassen aus dem Zimmer.

Herzog Ugo setzte sich einstweilen auf den Diwan, auf dem er Beatrice sitzend gefunden hatte, und da diese etwas lange auf sich warten ließ, so nahm er den von ihr achtlos weggeworfenen Roman und begann darin zu blättern, wie Beatrice das auch gethan, ehe er gekommen war. Es war da von der Verhaftung eines Offiziers die Rede, der gestohlen hatte, um Spielschulden zu decken. Den Herzog Ugo interessierte das auch nicht und warf das Buch wieder in die Ecke. Da Beatrice noch immer auf sich warten ließ, so ging er jetzt langsam und nachdenklich im Salon hin und her, wobei sein Degen, den er vorschriftsmäßig an einem langen Gehänge trug, klappernd über den Boden schleifte. Er stellte sich das Zeugnis aus, daß er sehr klug gewesen war, Beatrice die Briefe nicht ausgeliefert zu haben. Er nahm sich vor, sie auch dem Präfekten nur gegen eine geschriebene Erklärung auszuhändigen. Weshalb sollte er nicht sicher gehen? Er konnte es ja, denn er hatte den Präfekten in der Hand. Versprechungen und Redensarten, noch dazu, wenn sie ohne Zeugen fallen, sind wie der Sturm, der spurlos verhallt

und verbraust. Nur was man schwarz auf weiß besitzt, ist sicher und klar.

Beatrice blieb aus. Was sollte das heißen? Hatte sie ihren Vater nicht getroffen? „O doch,“ redete sich Herzog Ugo noch immer ahnungslos ein, „aber sie werden sich natürlich zuvor über den Fall mancherlei zu sagen haben.“ Einigemal war es dem Herzog, als ob Thüren laut und krachend, wie in voller Aufregung zugeschlagen würden und hastige, hallende Schritte über entfernte Steinkorridore gingen, aber er achtete nicht darauf und setzte seine nachdenkliche Wanderung durch den Salon seiner zukünftigen Gemahlin fort. Der Gedanke an diese letztere lullte ihn ein wie ein süßer goldener Traum. Natürlich würde er den Dienst quittieren, wenn er sich verheiratet hatte. Wozu denn noch den Herrendienst, wenn man selbst ein Herr war? Er würde sich zunächst einige Monate auf seine Güter — natürlich gehörten diese leider noch immer dem Präfekten, aber das wurde ja nun anders — zurückziehen, um in Ruhe abzuwarten, was aus dem Hexenkessel der Revolution heraufauchen würde. Später, wenn alles vorbei war, konnte man ja dann nach Neapel zurückkommen, ein großes Haus machen und ein Leben führen, wie es Herzog Ugo schon immer in seinen Träumen vorgeschwebt. Es handelte sich eben nur noch um eine Kleinigkeit, um die Regelung eines Geschäfts, die sich vollziehen würde, noch ehe Herzog Ugo die Präfektur verließ.

Plötzlich blieb er überrascht stehen. War das nicht der marschmäßige Schritt von Soldaten? Gleich darauf aber besann er sich, daß er ja in einem Hause sei, wo man von Zeit zu Zeit die Wache ablöse, also der marschmäßige Schritt von Soldaten nichts Besonderes war. Er sah nach der Uhr, fand, daß die Ablösung zu einer ungewöhnlichen Zeit stattfand, und daß Beatrice ihn nun

schon über eine halbe Stunde warten ließ. Nun wurde er doch unruhig. Was sollte das heißen?

In diesem Augenblick aber trat sie ein. Sie war auffallend blaß und sehr ernst.

„Herr Herzog," bemerkte sie müde und mit dem Versuch eines schwachen Lächelns, „ich hoffe, Sie sind nicht ungeduldig. Mein Vater hatte unaufschiebbare Geschäfte; er wird sogleich erscheinen."

„O, ich habe Zeit," tröstete sie Herzog Ugo lächelnd.

Beatrice blieb lauschend an der Thür stehen, durch die sie gekommen war, was dem Herzog auffiel. Es ging irgend etwas da draußen vor. Das war ihm klar. Nur wußte er nicht was.

„Was haben Sie? Sind Sie nicht wohl, Beatrice?"

„Doch, doch, nur — Sie werden mich einen Augenblick entschuldigen müssen. Ich bin gleich wieder zurück," sagte sie und ging rasch laufend durch das Zimmer hindurch, nach einer anderen Thür, durch die vorhin Assunta verschwunden war. In der Thür sah sie sich noch einmal um, und erst, als sie durch die gegenüberliegende ihren Vater eintreten sah, verschwand sie.

Rasch und erregt trat der Präfekt ein. „Herr Herzog," sagte er eilig, aber höflich und geschmeidig wie immer, „ich bin untröstlich, daß Ihnen in meinem Hause —"

„Was ist denn los, Herr Präfekt?" warf der Herzog dazwischen.

Der Präfekt sah sich rasch um, wie um sich zu überzeugen, daß sie noch allein waren. Dann fuhr er leise fort: „Was aber auch geschehen mag, erinnern Sie sich meiner unter allen Umständen als eines Freundes. Wir sehen uns morgen wieder."

In diesem Augenblick, ohne daß dem Herzog Ugo Zeit geblieben wäre, seine Verwunderung auszudrücken, öffnete ein Diener, der dem Präfekten auf dem Fuße gefolgt war,

die Thür weit und ließ einen Offizier der königlichen Garden mit einigen Soldaten eintreten.

Jetzt endlich merkte der Herzog, um was es sich handelte. Er trat rasch einen Schritt zurück und griff nach seinem Degen.

„Achtung!“ kommandierte der Offizier und näherte sich dem Herzog. „Im Namen des Königs, Herr Herzog,“ sagte er, „Sie sind mein Gefangener. Ich bitte um Ihren Degen.“

„Was?“ brauste der Herzog auf, „Sie wagen es —“

„Ich wage nichts,“ unterbrach ihn der Offizier, „sondern ich vollziehe nur den mir übergebenen Haftbefehl. Bei dem geringsten Widerstand lasse ich auf Sie schießen.“

Herzog Ugo sah in den ihm überreichten Haftbefehl. „Wegen Vergehungen und Unterschlagungen im Dienst sofort zu verhaften,“ las er trotz seiner zitternden Aufregung. Der Haftbefehl war vom Kriegsminister Ritucci ausgefertigt.

Die Soldaten standen schußfertig an der Thür.

Eine lange peinliche Pause folgte, dann hakte der Herzog langsam seinen Degen los und übergab ihn, ohne ein Wort zu sagen, aber bleich bis in die Lippen hinein, dem Offizier. Man sah ihm an, daß er vor Wut und Zorn zu ersticken drohte. Ohne weiteres schien ihm der Gedanke zu kommen, daß er diesen Streich dem Präfekten zu danken habe. Der Umstand, daß er diesen in den letzten Tagen öfters mit dem Kriegsminister zusammen gesehen, daß er jetzt so lange auf sich hatte warten lassen, brachte ihn darauf.

„Ich bitte, Herr Herzog,“ sagte der Offizier, indem er ihn mit einer Handbewegung zum Gehen aufforderte.

„Herr Präfekt —“ begann Herzog Ugo, als er an diesem vorüberging.

Dieser hielt ihm sofort beide Hände zum Abschied hin.

„Wie ich Ihnen schon sagte, Herr Herzog,“ unterbrach er ihn rasch, „bitte ich, sich meiner als Freund zu erinnern. Ich werde sofort Schritte zu Ihrer Befreiung thun. Sie wissen ja, aus welchem Grunde. Beatrice ist untröstlich. Ich hoffe, daß schon morgen die Irrtümer sich aufklären und Sie wieder auf freien Fuß gesetzt werden.“

Herzog Ugo sah ihn an, aber an diesem glatten, höflichen, verbindlichen Diplomatengesicht war nichts Auffälliges zu sehen. Es war wie immer.

„Gut. Ich werde Sie morgen erwarten, Herr Präfekt. Aber nur morgen,“ sagte er leise.

„Ich werde zuversichtlich bei Ihnen sein. Rechnen Sie darauf. Nochmals mein unendliches Bedauern, Herr Herzog, daß in meinem Hause —“

„Gehen wir,“ unterbrach ihn der Herzog kurz und schritt zur Thür hinaus. Seine Eskorte folgte ihm auf dem Fuße.

Hochaufatmend blieb der Präfekt einen Augenblick stehen und schaute ihnen nach. Dann kreuzte er die Arme über der Brust und sah sinnend vor sich nieder.

Beatrice stürzte ins Zimmer. Hinter ihr kam Assunta schüchtern und ängstlich zum Vorschein.

„Vater,“ rief Beatrice aufgeregt, „und was nun?“

Er schloß sie zärtlich in seine Arme. „Weiß ich's, mein Kind?“ fragte er wehmütig. „Wir haben für jetzt den augenblicklich drohenden Schlag abgewendet. Wir haben Zeit gewonnen. Was willst du mehr? Was ist unser ganzes Leben anderes als gewonnene Zeit? „Nur Tage zu gewinnen, müht man sich,“ sagt schon der Dichter.“

„Aber er wird die Briefe ausliefern!“

„Das wird er eben nicht, mein Kind. Darin liegt ja der Vorteil. Wenn er sie ausliefert, wird er eine völlig gleichgültige Person, die weder hier noch dort etwas ausrichten kann. Das weiß er wohl. Er wird sich also

einige Tage hintrösten lassen. Morgen früh gehe ich zum Kriegsminister, dann zu ihm. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als zu warten, bis die — Irrtümer sich aufklären. Und daß das nicht so bald geschieht, dafür werde ich schon sorgen."

Obwohl die Sorge Beatrices sich durch diese Worte ihres Vaters nicht ganz beseitigen ließ, mußte sie sich doch vorläufig damit trösten, daß ja der Präfekt bisher immer Mittel und Wege gefunden hatte, selbst in schwierigen Lagen das drohende Unheil zu verhüten. In dem Vertrauen, daß er dazu auch jetzt im stande sei, lag ihre ganze Beruhigung.

20.

Unter immer wachsender Aufregung in Stadt und Land verging die nächste Zeit. Fast jeder Tag brachte neue Hiobsposten aus Unteritalien nach Neapel. Desertionen, offener Widerstand der Bevölkerung gegen Truppen und Beamte waren an der Tagesordnung. Ohne Schwertstreich war Reggio gefallen, die Brigaden Mebondez und Briganti streckten die Waffen vor den anrückenden Garibaldianern, die eigenen Truppen rissen im Lager von Mileto den General Briganti vom Pferd und zerfleischten ihn, General Ghio kapitulierte ohne einen Schuß gethan zu haben und übergab den Freischärlern zehntausend Gewehre, zwölf Kanonen und sechshundert Pferde, ohne Proviant und die Unmengen von Munition zu erwähnen. In Potenza verjagten die Einwohner aus eigener Kraft und ohne die Unterstützung Garibaldis abzuwarten die königlichen Truppen; aufreizende Pamphlete und Proklamationen flogen durch das Land und weckten den Hauch der Freiheit und Einigkeit Italiens zum Sturm.

Rollend und grollend wie ein fernes Gewitter, gefährlich drohend, blutig und wild drängte die Revolution

immer näher an die Königsburg von Neapel heran, die immer leerer und verlassener, immer öder und stiller wurde. Vorüber waren die rauschenden, glänzenden Hoffeste und Jagden, zerstoben die in glitzernden Uniformen, in goldstrotzenden Sammet- und Seidenkleidern herumstolzierenden Bettler und Schmeichler, immer härter und lauter pochte die herzzerreißende Tragik eines stürzenden Königsthrones an die Gemächer des jungen, unerfahrenen Monarchen. Wo sollte er sich hinwenden in dem allgemeinen Zusammenbruch? Wem sich anvertrauen in dieser Zeit des allgemeinen Zerfalls und Abfalls? Was hatte er verschuldet, was in den wenigen Monaten seiner Regierung versündigt, um ein solches grausames Strafgericht über sich ergehen lassen zu müssen?

Unerschütterlich stand der Präfekt nach wie vor auf seinem Posten, immer bemüht, seinen Einfluß zu wahren und zu mehren, um ihn in der entscheidenden Stunde, die jetzt nicht mehr fern sein konnte, zur Rettung seiner Vaterstadt vor den Greueln des Bürgerkrieges geltend zu machen.

Es war ihm verhältnismäßig leicht geworden, den Herzog Ugo zu veranlassen, die Briefe, welche er aus der Tasche Massillis entwendet hatte, zu verleugnen. Wie er richtig vorhergesehen, sah das Herzog Ugo als sein eigenes persönliches Interesse an, denn wenn er sie hergab, so gab er nicht nur seine Waffe aus der Hand, mit der er sich, wie er glaubte, unter allen Umständen des Präfekten versicherte, sondern sein Fall wurde dann auch in der gegen ihn schwebenden Untersuchung verwickelter, weil er dann der Unterschlagung, des Diebstahls von Dokumenten überführt gewesen wäre. Er gab also in dem Verhör, das er einige Tage nach seiner Verhaftung zu bestehen hatte, an, nichts aus der Tasche Massillis herausgenommen, sondern nur die beschädigten Siegel durch neue ersetzt zu haben.

Allerdings entstand dadurch die neue Gefahr, daß Massilli, über den Inhalt der Tasche befragt, mit dieser Aussage in Widerspruch geraten könnte. Aber hier schaffte wieder Beatrice Rat. Ursprünglich wollte sie selbst mit Massilli reden, um ihn über die Sachlage zu unterrichten, nebenher natürlich auch, um ihrer Sehnsucht, ihrem Herzenswunsch nach einem Wiedersehen des Geliebten nachzugeben. Das ging aber nicht. Selbstverständlich mußte auch der Schein eines Verkehrs Massillis mit der Familie des Präfekten vermieden werden, und Beatrice hatte sich demzufolge entschlossen, in Assuntas Kleidern als diese hinzugehen. Stundenlang stand sie vor dem Spiegel und suchte sich in Assuntas Kleidern deren Wesen und Erscheinung anzueignen — vergeblich. Sie war zu groß und auch fast vier Jahre älter als Assunta, ein Unterschied, der in ihren Jahren nicht leicht zu verwischen war. So mußte sie, wenn auch mit schwerem Herzen, von ihrem Wunsch Abstand nehmen und die Botschaft an Massilli nochmals der allzeit herzlich ergebenen und treuen Assunta anvertrauen.

Auf Assunta konnte sie sich unbedingt verlassen, nicht nur weil diese für die Errettung Felices anhänglich und erkenntlich sein zu müssen glaubte, sondern auch weil Beatrice ihr versprochen hatte, dem jungen Bauer zu seiner Hochzeit mit Assunta tausend Scudi vorzuschießen, damit er sein Gut frei machen könne. Ihre Weisung ging dahin, Massilli zu veranlassen, seine Vernehmung über die Tasche so lange wie möglich und mit allen Mitteln hinauszuschieben. Da er krank war und infolgedessen auch vorgeben konnte, viel kränker zu sein, als er es wirklich war, so ließ sich ein wochenlanger Aufschub wohl erzielen, was wieder dazu diente, die Untersuchung gegen den Herzog in die Länge zu ziehen. Konnte schließlich aber das Verhör Massillis nicht mehr umgangen werden,

so sollte er von dem Inhalt der Tasche nichts zu wissen behaupten.

Eben hatte der Präfekt von seiner Tochter vernommen, daß Assunta ihren Auftrag getreulich ausgeführt habe, als sein alter Kammerdiener Mario ins Zimmer trat und seinem Herrn eine elegante Visitenkarte überreichte.

„Dieser Herr wünscht die Ehre zu haben, von Eurer Excellenz empfangen zu werden," sagte der Diener.

Auf der Karte las der Präfekt: „Taddeo Massaccio, Instrukteur bei der Geheimpolizei, Neapel, Rampa Brancaccio Nr. 11".

„Don Taddeo!" murmelte der Präfekt halblaut. Der Mann war ihm im Laufe der Ereignisse aus dem Gesicht gekommen. Er hatte ihn fast vergessen. Jetzt besann er sich wieder auf die eigentümliche Rolle, die er im Prozeß gegen Felice Camboni gespielt hatte. In ruhigen Zeiten würde der Präfekt gewiß diese Angelegenheit nicht so ohne weiteres haben hingehen lassen, aber unter den fortwährenden Aufregungen und Kämpfen, unter denen eine neue Geschichtsepoche heranreifte, verbargen sich auch die kleinen Lumpen hinter den großen. Neugierig, was wohl den Mann jetzt wieder zu ihm führte, ließ ihn der Präfekt eintreten. In ziemlich eleganter Toilette, mit Glacehandschuhen, Lackstiefeln, parfümiert erschien Don Taddeo gleich darauf vor dem Präfekten. Offenbar hatte der frühere „Theaterdirektor" seine Zeit nicht vergeudet und im Trüben zu fischen verstanden — wie so viele andere seinesgleichen, die in jener unglücklichen Zeit am Mark des Volkes saugten.

„Don Taddeo," begann der Präfekt glatt und höflich wie immer, „Sie haben gewünscht, mich zu sprechen. Bitte, setzen Sie sich. Was haben Sie mir zu sagen?"

Don Taddeo verbeugte sich und begann: „Halten zu Gnaden, Excellenz, ich hoffe, daß Sie sich eines Mannes

freundlichst erinnern werden," sagte Don Taddeo, „dem es vergönnt war, einst eine verbrecherische Hand von Ihnen abzulenken."

„Ei, wie sollte ich nicht, Herr Instrukteur? Sie dürfen stets meines Dankes sicher sein."

„Ich wußte es, und das gab mir den Mut, mich Eurer Excellenz neuerdings mit einer Bitte zu nahen."

Das hättest du hübsch bleiben lassen sollen, wenn du klug wärest, alter Freund, dachte der Präfekt bei sich, machte aber trotzdem mit der Hand eine einladende Bewegung und sagte verbindlich: „Ohne Umschweife, Don Taddeo, um was handelt es sich? Sie wissen, daß ich Ihnen gern einen Dienst leiste, wenn er in meiner Macht steht."

Don Taddeo besah nachdenklich erst seine Handschuhe, dann seine Lackstiefel. Beides war in Ordnung, wie denn überhaupt nicht zu leugnen war, daß er in seiner äußeren Erscheinung durchaus den Eindruck eines „Signore"*) zu machen verstand, trotz seiner unscheinbaren gebrechlichen Gestalt. Nachdem er sich selbst davon überzeugt hatte, fuhr er fort: „Es handelt sich nicht um mich oder um persönliche Vorteile — ich würde es nie wagen, Eure Excellenz mit dergleichem zu behelligen — sondern es handelt sich um einen durchaus wackeren, biederen neapolitanischen Bürger, einen Fleischermeister von der Rampa Brancaccio, Namens Domenico Perotti, der nun schon seit Wochen, ja seit Monaten unschuldig in Haft sitzt —"

„Unschuldig?"

„Wie ich sage, Excellenz. Ein durchaus friedlicher, ehrenwerter Mann, der infolge einer höchst bedauerlichen

---

*) „Signore" (Herr) ist im neapolitanischen Dialekt nicht ohne weiteres jedermann, sondern bezeichnet einen Mann der besseren Gesellschaft.

Verwechslung zur Zeit der Unruhen, bei welchen die Akten und das Mobiliar des Polizeigebäudes auf der Piazza Mondragone zu Grunde gingen, in Haft genommen worden ist. Trotz aller erdenklichen Anstrengungen meinerseits, dem armen Mann wieder zu seiner Freiheit zu verhelfen oder doch wenigstens Erleichterung zu verschaffen, ist mir das bis heute nicht gelungen, und da mir daran liegt, Mißgriffe wieder gut zu machen, selbst wenn sie von der Polizei ausgehen, so möchte ich Eure Excellenz ersuchen, doch ein gutes Wort für den armen Mann einzulegen, damit er möglichst rasch seiner Familie zurückgegeben wird."

Don Taddeo hatte nämlich in der letzten Zeit die Erfahrung gemacht, daß es bedeutend leichter ist, in Neapel jemand ins Gefängnis zu bringen, als wieder heraus, wie überhaupt ein Unglück leichter angestellt, als wieder gutzumachen ist. Nun hatte er sich allerdings die Mühe gegeben, Don Domenico wieder zu befreien, natürlich weniger aus allgemeiner Menschenliebe, als um der schönen Augen seiner Tochter willen, und was sonst etwa damit zusammenhing. Leider waren seine Anstrengungen bei der damals in Neapel noch gepflegten Justiz vergeblich gewesen aus dem einfachen Grund, weil Don Domenico selbst infolge gewisser Prozeduren, die an ihm vollzogen worden waren, gestanden hatte, auf die Soldaten geschossen zu haben*).

„Sie kennen den Mann persönlich, Don Taddeo?" fragte der Präfekt flüchtig. Das Gerechtigkeitsgefühl Don Taddeos mochte ihm gleich etwas verdächtig vorkommen.

„Er ist mein Freund, Excellenz, ein durchaus recht-

---

*) Daß in den Zeiten der bourbonischen Herrschaft in Neapel noch allerlei Arten der Tortur angewandt worden sind, um Geständnisse zu erpressen, wird vielfach von Augenzeugen bestätigt.

licher, arbeitsamer, ehrlicher Mann und guter Patriot," antwortete Don Taddeo mit erheblichem Gefühlsaufwand.

„Gut, ich werde mir die Sache notieren und die Akten einfordern. Bis dahin freilich müssen Sie sich gedulden. Aber da ist eine andere Sache," fuhr der Präfekt etwas zögernd und sein Gegenüber genau fixierend fort; „Sie wissen vermutlich, Don Taddeo, daß der Herzog di San Valtosa verhaftet ist?"

Don Taddeo fuhr wie von einer Natter gebissen auf. „Verhaftet! Und weshalb?" fragte er erbleichend.

Der Präfekt behielt ihn scharf im Auge. Sein Mißtrauen war ja durch das eigentümliche Benehmen des Herzogs in dieser Sache und noch mehr durch die Aeußerungen Felices selbst in bestimmter Richtung rege geworden. Es handelte sich für den klugen, scharfbeobachtenden Menschenkenner nur noch um einen direkten Nachweis über den Zusammenhang des sonderbaren, an ihm verübten Attentats.

„Ich bin darüber nur wenig informiert," antwortete er leichthin, „und glaubte gerade von Ihnen etwas Positives zu erfahren. Wie ich gehört, handelt es sich um den Ueberfall Felice Cambonis auf mich. Der Herzog soll gesagt haben, das sei — bestellte Arbeit gewesen."

„Bestellte Arbeit," wiederholte Don Taddeo mit stockendem Atem, „und von wem bestellt?"

„Ich weiß es nicht. Es handelt sich auch mehr darum, zu wissen, bei wem sie bestellt wurde. Es war ja gewiß ein außerordentlich glücklicher Zufall, daß Sie, Don Taddeo, just in dem Moment zugegen waren, als der Stoß auf mich geführt werden sollte. Niemand, am allerwenigsten ich, wird Ihnen dies vergessen. Aber Sie werden selbst zugeben, daß dieser Zufall zu denken giebt. — Nein, Don Taddeo, sagen Sie noch nichts, sondern hören Sie mir zu. Der arme Bursche, um den es sich

damals handelte, ist ja nun tot und kann nichts mehr sagen. Aber wenn er lebte, würde er gewiß behaupten, daß er zu der That überredet und bestochen worden sei, und wahrscheinlich würde er jetzt nicht mehr Sie, denn das hat ja gar keinen Sinn, sondern den Herzog der Bestechung beschuldigen, da dieser ja doch einmal gesagt hat, es sei bestellte Arbeit gewesen."

„Ohne Zweifel," fuhr Don Taddeo lebhaft auf, „wenn der Herzog das gesagt hat, so kann er es nur sagen, weil er selbst der Besteller gewesen ist. Ich bin sicher, daß das Geld, wofür der Bauer auf den Leim gegangen ist, aus der Tasche des Herzogs stammt."

Der Präfekt stand auf. Er wußte offenbar genug. Auch durfte er annehmen, daß auf sein Zeugnis beim Untersuchungsrichter hin die Verhaftung Don Taddeos erfolgen würde. Dann könnte man leicht einen Halunken mit dem anderen entlarven. Aber er hielt den Zeitpunkt zu dieser Operation nicht für günstig. Noch stand er selbst halb in der Luft. Er mußte noch warten — der Briefe halber.

„Ich werde die Sache im Auge behalten, Don Taddeo, verlassen Sie sich auf mich, und wenn Don Domenico wirklich der ehrliche Mensch ist, als den Sie mir ihn schildern, so soll er nicht mehr lange auf seine Befreiung zu warten haben."

Don Taddeo hatte sich gleichzeitig mit dem Präfekten erhoben. Er fühlte sofort, daß die Audienz beendet war, und er nicht länger zögern durfte.

„Excellenz werden sich die ewige Dankbarkeit einer braven, rechtlichen Familie — —"

„Schon gut, schon gut. Addio, Don Taddeo. Wir sehen uns wieder."...

Als der Präfekt wieder allein war, hatte er trotz der eben gehörten Angaben die ganze Sache bald vergessen

oder doch vor wichtigeren Beschäftigungen zurückgestellt. Er setzte sich an seinen Arbeitstisch, auf dem ein ziemlich umfängliches Manuskript lag, an dem er wohl schon lange gearbeitet und jetzt nur noch die letzte Feile anlegte. Sinnend sah er bald vor sich hin, bald las er wieder einige Sätze, als wollte er einen immer besseren, glatteren Ausdruck seiner Gedanken suchen.

Halblaut, mit einer gewissen innerlichen und herzlichen Betonung las er aus dem halbfertigen, oft korrigierten Schreiben *):

„Sire!

Die ungewöhnlichen Zustände des Landes, die außerordentlich schwierige Lage unserer äußeren und inneren Beziehungen bürden uns angesichts Eurer Majestät die heiligsten und schwersten Pflichten auf und drängen uns unabweislich, Ihnen freie, ehrfurchtsvolle Worte zur Aufklärung der Lage und zur Wahrung der Interessen des Landes zu sagen.

Infolge bedauernswerter Ursachen, über die wir vorziehen einen Schleier zu decken, ist die Dynastie Eurer Majestät, welche von dem großherzigen Karl III. gegründet wurde und hundertsechsundzwanzig Jahre lang bis auf Eure Majestät forterbte, durch die Ungunst der Zeiten auf einem Punkt angelangt, welcher jedes Vertrauen zwischen Fürst und Volk unmöglich macht. Wir beschränken uns darauf, hiermit eine Thatsache festzustellen, deren Beurteilung der Geschichte und der Nachwelt zusteht. Aber da wir doch einmal da sind, so achten wir es als unsere Pflicht, Eurer Majestät mit unserem Rat zur Seite zu stehen. — — —

— — — Wir sind gezwungen, zu erklären, daß

*) Die Eingabe Liberio Romanos an den König Franz II. war sehr umfangreich. Hier folgen nur einige besonders charakteristische Sätze daraus.

weder wir, die Minister der Krone, noch sonst jemand das Gefühl des Volkes mäßigen oder ändern können, uns bleibt nichts als die schmerzliche Pflicht, es Eurer Majestät zu enthüllen. — — — Zu den unüberwindlichen Verlegenheiten des Innern kommen die des Aeußern. Wir befinden uns im Kampf mit ganz Italien, welches sich, mit der Fahne Savoyens in der Faust und unterstützt von der ältesten italienischen Dynastie mit einer sehr geordneten Verwaltung, der Revolution in die Arme geworfen hat.

Andererseits marschiert auch Piemont nicht isoliert und ohne Unterstützung. Die beiden großen Westmächte, England und Frankreich, reichen ihm, wenngleich mit verschiedenem Zweck, die Hand. Garibaldi ist offenbar nur das Instrument einer heute allmächtigen Politik. — — —

— — — Widerstand ist unmöglich. Und wenn selbst angenommen wird, daß ein Sieg erfochten werden könnte, so würde es doch nur ein Sieg sein, der Ströme von Blut kostet, Brudermord und Ruinen in dem Lande ausstreut, und der einen Abgrund zwischen Thron und Volk öffnen würde.

— — — So bleibt unserem Gewissen, unserer Ehrlichkeit nichts anderes übrig, als Eurer Majestät zu raten:

sich für einige Zeit aus dem Lande und dem Palast Eurer Vorfahren zu entfernen; eine Regentschaft einzusetzen, nicht mit einem Prinzen des königlichen Hauses an der Spitze, der das Mißtrauen des Volkes gegen sich haben würde, sondern unter einem bekannten Namen, einem um das öffentliche Vertrauen verdienten, ehrlichen Mannes. —“

(Fortsetzung folgt.)





Im Wahn.

Novelle von **Loth. Brenkendorf.**

Mit Illustrationen von G. Schöbel.

1.

(Nachdruck verboten.)

Die Schwüle eines sonnigen, windstillen Augusttages lastete schwer auf Wiesen und Feldern. Schlaff hingen die durstigen Blätter an den Zweigen; in der unbewegten Luft aber war ein Flirren und Flimmern, das den Augen weh that und alles Lebendige in den Schatten scheuchte.

Auf der staubigen Landstraße, die in großen Windungen von der Höhe herab dem im Thale gelegenen Städtchen zuführte, zeigten sich zwei Reiter. Ihrem Aussehen nach hatten sie wohl schon einen tüchtigen Ritt hinter sich, und die Hitze mochte ihnen arg zugesetzt haben, denn ihre jugendlichen Gesichter waren hoch gerötet, und sie ließen die Pferde im langsamsten Schritt gehen, ebensowohl um sich selbst als um die erschöpften Tiere zu schonen.

„Sei mir nicht böse, Halliger, daß ich dich zu diesem schauderhaften Vergnügen überredet habe,“ sagte der eine, sich den Schweiß von der Stirn trocknend. „Ah, wie viel besser würden wir jetzt in meinem kühlen Gartenstübchen bei einer Flasche Markobrunner sitzen!“

Der andere, der gleich seinem Gefährten die Dreißig noch nicht erreicht haben konnte, war durch die ausgestandenen Strapazen offenbar noch nicht um seine gute Laune gekommen.

„Nun, ein guter Trunk an einem schattigen Plätzchen wird doch auch wohl da unten zu haben sein,“ meinte er, „und wir werden beides viel besser zu würdigen wissen, als wenn wir es drüben in Neustadt ohne alle voraufgegangene Anstrengung genossen hätten.“

Doktor Seydorf warf einen sehnsüchtigen Blick auf die roten Dächer, die aus ihrer grünen Umrahmung so einladend zu ihnen heraufwinkten.

„Ja, wenn wir nur schon da wären!“ seufzte er. „Aber diese verwünschten Wegkrümmungen! Wir brauchen wenigstens noch eine halbe Stunde — und mir klebt buchstäblich die Zunge am Gaumen.“

„Hier ist eine Gartenmauer, also giebt es vermutlich in der Nähe auch ein Haus. Richtig — da schimmert es ja durch die Bäume. Ich denke, seine Bewohner werden nicht so unmenschlich sein, zwei verschmachtenden Wanderern einen Trunk Wasser zu versagen.“

Die Villa, welche die scharfen Augen des jungen Mannes erspäht hatten, lag ein paar hundert Schritte von der Landstraße entfernt inmitten eines großen, alten, parkartigen Gartens, dessen dichtes Laubwerk den einstöckigen Bau fast ganz verbarg. Am Ende eines von der Chaussee abgehenden schmalen Seitenweges schien sich der einzige Zugang zu befinden, denn nur an dieser Stelle wurde die mannshohe Mauer von einer eisernen Gitterthür unterbrochen.

„Wenn mich nicht alles täuscht, bewegt sich da hinten was Lebendiges,“ fuhr der jugendliche Reiter, der von seinem Gefährten vorhin mit Halliger angeredet worden war, nach aufmerksamer Umschau fort. „Hoffentlich ist

es ein zweibeiniges Wesen, mit dem man sich verständigen kann."

Ohne Besinnen bog er in den schmalen Seitenweg ein und ritt an der Parkmauer hin, der offenen Gitterthür zu. Was er da gesehen hatte, war in der That ein menschliches Wesen, ein Mann, der, anscheinend mit einer Ausbesserung an dem eisernen Thorflügel beschäftigt, an der Erde kniete. Er trug einen hellen Anzug von europäischem Schnitt, dazu aber eine seltsame, turbanartige Kopfbedeckung, und als er sich jetzt auf das Geräusch des näherkommenden Hufschlages hin halb aufrichtete, erblickte Halliger ein hageres, bronzefarbiges Gesicht mit schwarzem Barte und tiefliegenden dunklen Augen — ohne Zweifel das Gesicht eines Inders oder Arabers.

Regungslos erwartete der Mann die Annäherung des Reiters, sein faltiges Antlitz aber, dessen scharf markierte Züge keinen Schluß auf sein Alter gestatteten, zeigte weder Neugier noch Teilnahme, sondern behielt unverändert seinen ernsten, ja düsteren Ausdruck. Als Halliger etwa noch zwanzig Schritte entfernt war, erhob er plötzlich wie abwehrend die Hand und sagte mit fremdländischem Accent auf englisch: „No entrance!" *)

Halliger ließ sich dadurch nicht abhalten, näher zu reiten und den braunen Thürhüter im freundlichsten Tone anzurufen: „Fürchten Sie nichts, guter Freund! Wir haben nicht die Absicht, dies Haus zu stürmen, sondern bitten nur um ein wenig Wasser für uns und unsere Pferde."

Er hatte das Gitterthor erreicht; aber in diesem Moment — gerade als er lachenden Mundes das letzte Wort gesprochen hatte — sprang mit wütendem Gebell ein riesenhafter Bullenbeißer hinter dem Thürflügel hervor und

*) Kein Eintritt!



Halliger ließ sich dadurch nicht abhalten. (S. 78)

gegen den Kopf des Pferdes an. Der erschrockene Gaul machte einen mächtigen Satz zur Seite, und der Reiter, der auf eine so ungestüme Bewegung des Tieres nicht vorbereitet gewesen war, wurde dadurch in weitem Bogen aus dem Sattel geschleudert. Das Unglück wollte, daß er im Fallen mit dem Kopf hart gegen die Mauer schlug. Es gab einen schauerlich dumpfen Klang; der Gestürzte aber stieß keinen Schmerzensschrei aus, sondern blieb regungslos liegen, während sich um sein blondes Haupt rasch eine rote Blutlache auf dem festen, steinigen Boden bildete.

Doktor Seydorf war im Augenblick aus dem Sattel. Der bronzefarbige Thürhüter mit dem weißen Turban war aufgesprungen, stand jedoch unbeweglich auf seinem Platze, und der Hund warf sich zähnefletschend auch dem Doktor entgegen. Aber ein Hieb mit der Reitpeitsche bestimmte ihn, sich winselnd zurückzuziehen, und ungehindert konnte der erschrockene Arzt sich seinem verunglückten Gefährten widmen.

Halliger lag mit weit offenen, starren Augen da wie ein Toter; seine Züge waren schlaff, und die eben noch blühende Farbe seines Antlitzes war einer wächsernen Blässe gewichen. Aus einer weit klaffenden Wunde rieselte unaufhörlich das Blut.

Mit tiefernster Miene erhob sich nach kurzer Untersuchung der junge Arzt und wandte sich dem finster blickenden Orientalen zu: „Mein Freund muß unverzüglich aus diesem gefährlichen Sonnenschein an einen kühlen, schattigen Ort gebracht werden. Helfen Sie mir also, ihn in das Haus dort zu tragen. Aber schnell, denn an einer vergeudeten Minute hängt möglicherweise sein Leben."

Der Mann im Turban rührte sich nicht. „Ich verstehe nicht, Herr," murmelte er in englischer Sprache. Aber auch als Doktor Seydorf seine Aufforderung in freilich

sehr mangelhaftem Englisch wiederholte, blieb er neben dem offenen Thürflügel stehen, als wenn er den Zugang mit seinem Leibe decken wollte.

„Es kann nicht sein, Herr! Niemand darf herein. Es ist verboten, hier einzutreten.“

Eine Zorneswelle stieg in des Doktors Antlitz auf.

„Auf der Stelle thun Sie, was ich Ihnen befehle,“ rief er gebieterisch. „Es handelt sich um Leben und Sterben. Also geben Sie den Weg frei, oder —“

In diesem Augenblick nahte eine neue Person dem Schauplatze des Unglücksfalles. Es war ein auffallend magerer alter Herr, der mit schnellen Schritten aus einem der Laubgänge hervortrat. Er sah vornehm aus in seinem dunklen Anzug und mit dem wohlgepflegten grauen Bart, der ihm weit über die Brust herabfiel. Sein Gesicht war klug und energisch, aber es zeigte jene krankhafte gelbe Farbe, die Europäer sehr häufig von einem längeren Aufenthalt in den Tropen mitbringen. Er wehrte den Hund ab, der ihm freudig entgegensprang, und wandte sich mit höflicher Entschiedenheit an Seydorf: „Was geht hier vor, mein Herr?“

Seydorf grüßte höflich und gab mit kurzen, hastigen Worten die verlangte Aufklärung. Sobald der alte Herr begriffen hatte, um was es sich handle, trat er auf den Weg hinaus und beugte sich über den Bewußtlosen.

„Eine schwere Gehirnerschütterung, wie es scheint,“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Sie haben recht: Ihr Freund darf nicht länger hier den Einwirkungen der Sonnenglut ausgesetzt bleiben. Wir wollen ihn gemeinsam irgendwohin in den Schatten tragen.“

Er mußte trotz seiner Magerkeit noch über hinlängliche Körperkräfte verfügen, und Seydorf sah an der fürsorglichen, behutsamen Art, wie er den Verletzten an den Schultern faßte, daß er sich auf den Transport von

Schwerkranken gut verstand. Im Vorüberschreiten rief er dem Diener in englischer Sprache zu: „Binde die Pferde an einen Baum, Dhalip, und schließe das Thor!“

Dann, nachdem sie mit ihrer schweren Bürde ein Stück weiter waren, drehte er sich noch einmal nach dem Diener um. Aber die Worte, welche er ihm jetzt zuwarf, gehörten einer Sprache an, die Seydorf nicht verstand. Noch ehe sie das Haus auf mühseligem Wege erreicht hatten, schlüpfte Dhalip mit lautloser Behendigkeit an ihnen vorbei, und als sie dann die zu einer kleinen Terrasse emporführenden wenigen Stufen erstiegen, stand seine weiße Gestalt mit dem braunen, unbeweglichen Gesicht bereits oben in der offenen Thür.

In einem großen, luftigen Zimmer, das der herabgelassenen Fenstervorhänge wegen den vom hellen Tageslicht geblendeten Augen der Eintretenden im ersten Moment ganz dunkel erschien, legten sie den Verunglückten auf ein Ruhebett nieder.

„Es wird zunächst nötig sein, die Wunde zu untersuchen und die Blutung zum Stehen zu bringen,“ sagte der Graubärtige, der seinem ganzen Auftreten nach nur der Herr des Hauses sein konnte. „Wollen Sie die Güte haben, mein Herr, mir ein wenig dabei zu helfen?“

„Es war sogar meine Absicht, es allein zu thun. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Doktor Bruno Seydorf, praktischer Arzt aus Neustadt. Wie es mir scheinen will, sind wir Kollegen.“

Der andere hatte einen der Fenstervorhänge so weit zurückgezogen, daß ein schmaler Lichtstreifen auf das Haupt des Bewußtlosen fiel, eben stark genug, um die Vornahme der erforderlichen Manipulationen zu gestatten. Es war dadurch eine auffallend lange Zeit vergangen, ehe er antwortete: „Ich habe allerdings lange genug die ärztliche Praxis ausgeübt, um die Behandlung eines so einfachen

Falles wohl übernehmen zu können. Aber ich wußte natürlich nicht, daß wir Berufsgenossen seien, sonst hätte



ich Ihnen, da es sich ja um Ihren Freund handelt, selbstverständlich sogleich den Vorrang gelassen. Uebrigens finden Sie hier alles, was Sie brauchen. Erlauben Sie mir nur, Ihnen als Assistent zu dienen."

Dhalip, der beim Betreten des Hauses seine Schuhe abgestreift hatte und sich auf nackten Füßen bewegte, hatte geräuschlos einen großen Kasten mit Verbandzeug hereingebracht und einen kleineren, der eine Menge vortrefflich gearbeiteter chirurgischer Instrumente enthielt. Seydorf atmete erleichtert auf, als er sah, daß hier wenigstens alles geschehen konnte, was Menschenkunst für seinen armen Freund zu thun vermochte.

Ohne viel unnütze Worte zu wechseln, thaten beide, was ihre Wissenschaft ihnen vorschrieb. Nach Verlauf einer Viertelstunde hatte Seydorf die letzte Nadel in seinem geschickt angelegten Verband befestigt, und fast gleichzeitig schlug Halliger unter den Bemühungen des anderen langsam die Augen auf.

„Wie fühlst du dich, Werner?“ fragte der junge Arzt. „Siehst du mich? Und kannst du mich erkennen?“

„Ja,“ kam leise und sichtlich mühsam die Antwort. „Aber was ist denn eigentlich mit mir geschehen?“

„Dein Pferd hat dich abgeworfen, aber du bist glücklicherweise mit einem tüchtigen Loch im Kopf davongekommen.“

Halliger tastete nach seinem verbundenen Kopfe. Seine schlaffen Züge fingen allgemach an, sich zu beleben, aber es war zunächst nur Erstaunen, das sich in ihnen ausprägte.

„Merkwürdig!“ flüsterte er. „Ich kann mich durchaus nicht daran erinnern. Und dieses Zimmer? — Wohin hast du mich gebracht?“

„In das Haus, vor dessen Thür dir der Unfall zustieß. Es ist keine Gefahr vorhanden, aber du wirst immerhin genötigt sein, die Gastfreundschaft dieses Herrn für einige Tage in Anspruch zu nehmen. Ich hoffe, Sie haben dagegen nichts einzuwenden, Herr — Herr — Verzeihung, ich muß Ihren Namen vorhin wohl überhört haben.“

„Ich heiße Linden, Doktor Robert Linden," sagte der Angeredete, der sich seit dem Erwachen des Patienten wieder an den Fenstervorhängen zu schaffen gemacht hatte, und nach einem kurzen Zaudern fügte er hastig hinzu: „Was aber die von Ihnen erwähnte Gastfreundschaft betrifft, so fürchte ich, sie leider nicht gewähren zu können. Es giebt zwingende Gründe, die es mir zu meinem lebhaften Bedauern verbieten."

Seydorf runzelte die Stirn. „Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Kollege, ich hoffe, das war noch nicht Ihr letztes Wort. Ich will gar nicht davon reden, daß Ihr Hund das ganze Unglück angerichtet hat, aber als Mensch und vor allem als Arzt hätten Sie auch ohnedies die Pflicht, alles nur mögliche zu thun, um einem schlimmen Ausgang vorzubeugen. Und Sie werden ja wohl nicht für bare Münze genommen haben, was ich meinem Freunde soeben zu seiner Beruhigung sagte. Die Sache ist ernst! Sie sehen, er ist schon wieder ohne Bewußtsein, und ihn während der nächsten Tage irgendwohin zu transportieren, wäre höchst gefährlich."

Doktor Linden antwortete nicht. Nervös zerrte er an seinem grauen Bart, und die Ratlosigkeit eines lebhaften inneren Kampfes spiegelte sich deutlich auf seinem Gesicht.

Seydorf wartete eine kleine Weile, dann fuhr er noch eindringlicher fort: „Uebrigens verbürge ich mich Ihnen dafür, daß Sie außer der Hergabe eines Zimmers und einer Lagerstätte keinerlei Ungelegenheiten haben werden. Ich werde, wenn es sein muß, noch für diese Nacht eine Pflegerin beschaffen, und ich selbst —"

Mit einer beinahe heftig abwehrenden Handbewegung fiel Linden ihm in die Rede. „Unmöglich! Ganz unmöglich! Sie mögen recht haben, wenn Sie sagen, daß ein Transport des Patienten vorerst mit Gefahr für sein Leben verbunden wäre, und ich bin bereit, die Gebote der

Menschlichkeit zu erfüllen. Er mag bis auf weiteres hier bleiben, aber ich kann nicht einwilligen, außer ihm noch eine andere fremde Person über Nacht in meinem Hause zu beherbergen. Ich werde mich mit meiner Dienerschaft in seine Pflege teilen. Es soll ihm an nichts fehlen. Genügt Ihnen das nicht, so müßte ich zu meinem Leidwesen auf seiner Ueberführung an einen anderen Ort bestehen."

Es war so viel unbeugsame Entschiedenheit in dieser Erklärung, daß Seydorf im Interesse des Freundes darauf verzichtete, seinem Befremden Ausdruck zu geben, und sich begnügte zu fragen: „Wenn ich recht verstehe, würden Sie also auch mir verbieten, diese Nacht bei dem Kranken zu wachen?"

„Ich kann nicht anders. Rücksichten, die für mich allen anderen vorangehen müssen, sind es, die mich dazu zwingen. Ich wehre Ihnen natürlich nicht, Ihren Freund am Tage zu besuchen und sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß ihm hier alle erdenkliche Sorgfalt zugewendet wird. Aber fordern Sie nicht mehr, und ersparen Sie mir die fatale Notwendigkeit, anderen Besuchern durch meine Dienerschaft den Eintritt verweigern zu lassen. Die Angehörigen des Patienten müssen sich eben mit dem Wiedersehen gedulden, bis sein Befinden eine Uebersiedelung gestattet."

„Von dieser Seite her haben Sie kaum eine Belästigung zu fürchten. Halligers Eltern sind tot, und seine einzige Schwester ist an einen deutschen Kaufmann in Sankt Petersburg verheiratet."

„Und seine Freunde?"

„Er hat keine in der Nähe außer mir, bei dem er zu Besuch ist. Werner Halliger ist Künstler — Bildhauer — möglicherweise ist Ihnen sogar sein Name nicht mehr ganz fremd, denn er wird im Publikum bereits mit Ehren genannt."

Doktor Linden schüttelte den Kopf. „Ich bin erst seit einem Jahre wieder in Europa,“ sagte er mit einem merklichen Anflug von Verlegenheit, „und ich führe hier ein sehr eingezogenes Leben, das ausschließlich von wissenschaftlichen Studien ausgefüllt wird.“

„Nun, das war auch nur nebenbei. Ich wollte Ihnen erzählen, daß mein Freund eben aus Paris kommt, wo er sich zu Studienzwecken längere Zeit aufgehalten hat. Er suchte mich auf, weil er nach den Zerstreuungen der Großstadt ein paar Wochen in einem stillen Gebirgsnest zubringen wollte, und noch vorhin auf diesem unglückseligen Ritt, dem ersten gemeinsamen Ausfluge, den wir unternommen, teilte er mir lachend mit, daß keiner seiner Bekannten wisse, wohin er sich geflüchtet. Es wird also außer mir schwerlich irgend jemand kommen, sich bei Ihnen nach seinem Befinden zu erkundigen.“

Linden fühlte sich durch diese Eröffnungen erleichtert. „Ich muß ja leider fürchten, daß Sie meinem Verhalten eine für mich wenig günstige Deutung geben,“ sagte er, „aber ich habe eben kein Mittel, Sie eines Besseren zu belehren. Jedenfalls hoffe ich Ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß sich Ihr armer Freund hier nicht in schlechten Händen befindet.“

Doktor Seydorf trat noch einmal an das Ruhebett, um Puls und Herzschlag des Patienten zu prüfen. Dann sah er auf seine Uhr.

„Ich werde schleunigst nach Neustadt zurückkehren, um dort einige notwendige Anordnungen zu treffen. Gegen Abend spreche ich dann mit Ihrer Erlaubnis wieder vor. — Nur eine Frage noch, die Sie mir nach meinen letzten Erlebnissen schon zu gute halten müssen. Sie werden die Wartung Halligers doch nicht etwa jenem braunen Burschen anvertrauen, der ihn kalten Blutes vorhin auf der Landstraße umkommen lassen wollte?“

„Wenn ich es thäte, so wäre Ihr Freund unzweifelhaft besser aufgehoben, als unter der Obhut der geschicktesten Diakonissin. Dhalip ist ein Hindu, der schon während meines Aufenthaltes in Vorderindien in meinen Diensten stand und den ich mitgebracht habe, weil ich in ganz Europa keinen Menschen von so schrankenloser Ergebenheit und so unerschütterlicher Treue gefunden haben würde. Wie er sich in blindem Gehorsam gegen meine Befehle von Ihnen eher hätte erwürgen lassen, als daß er Ihnen den Eintritt freigegeben hätte, so würde er sich jetzt unbedenklich für Ihren Freund aufopfern, wenn ich es ihm geböte. Aber wenn es Sie beruhigt, verspreche ich Ihnen, daß er das Zimmer nicht betreten soll.“

Dhalip kauerte auf den Stufen der Terrasse, als Doktor Seydorf ins Freie hinaustrat. Ohne erst eine Weisung abzuwarten, sprang er auf und ging vor dem jungen Arzte her bis zu der Stelle, wo er die beiden Pferde angebunden hatte. Allem Anschein nach wollte er ihm beim Aufsteigen behilflich sein, Seydorf aber schwang sich ohne seinen Beistand in den Sattel, nahm den ledigen Gaul seines Freundes am Zügel und sprengte wieder auf die sonnige Landstraße hinaus. Seine Stimmung war schlecht genug, denn Halligers Zustand erfüllte ihn mit Sorge, und er machte sich Vorwürfe, diesen unglückseligen Ausflug veranlaßt zu haben. Auch wollte ihm das Benehmen des Mannes, in dessen Obhut er ihn hatte zurücklassen müssen, immer seltsamer und befremdlicher erscheinen, je deutlicher er sich alle Einzelheiten ins Gedächtnis zurückrief.

Als er nach Einbruch der Dunkelheit wieder kam, wurde er von Dhalip am Parkthore erwartet und an der Schwelle des Krankenzimmers von Doktor Linden empfangen, der ihn mit wenigen Worten über den noch ziemlich unveränderten Zustand des Patienten unterrichtete. Als Pflegerin saß eine ältliche Frau mit stillem, sym-

pathischem Gesicht neben dem Bette, und auch die letzten Besorgnisse Seydorfs schwanden, als Linden, auf diese Matrone deutend, halblaut sagte: „Mrs. Thompson war elf Jahre lang Oberwärterin im Krankenhause zu Bombay. Seien Sie versichert, daß sie für Herrn Halliger sorgen wird wie für einen Sohn."

Gern hätte er nach diesem oder jenem gefragt, aber die Ungeduld, mit der der alte Herr auf sein Fortgehen wartete, war so unverkennbar, daß er sich entschloß, seinen Besuch schon nach einem Aufenthalt von wenigen Minuten zu beenden. Erst jetzt hatte er wahrgenommen, wie reich und seltsam die Wände des großen Zimmers mit Trophäen von asiatischen Waffen, mit kostbaren Erzeugnissen indischer Kunstindustrie und mit allerlei naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten ausgeschmückt waren. Und als Doktor Linden ihn höflich hinausgeleitete, konnte er sich nicht enthalten zu fragen: „Sie müssen sich lange in Indien aufgehalten haben, da es Ihnen gelungen ist, eine so prächtige Sammlung zusammenzubringen?"

„Ja, ich verbrachte mehr als zwei Jahrzehnte in Bombay," lautete die kurze Antwort. „Werden Sie den Weg durch den Park allein finden, oder wünschen Sie, daß Dhalip Sie zu Ihrem Wagen begleitet?"

Seydorf lehnte die Führung ab und verabschiedete sich ohne weiteren Aufenthalt. Als er sich noch einmal nach der Villa zurückwandte, sah er, daß sämtliche Fensterladen geschlossen waren, wie es sonst nur in unbewohnten Häusern zu geschehen pflegt.

„Wie eilig es der Mann hatte, mich los zu werden," dachte er; „die innere Unruhe flimmerte ihm trotz aller Selbstbeherrschung in den Augen. Ohne Zweifel hat er irgend ein Geheimnis zu hüten, denn für einen verkappten Spitzbuben kann er mich doch wohl nicht halten. Nun, ich bin nicht neugierig, und wenn er mir nur meinen

armen Halliger durchbringt, mag er im übrigen thun und lassen, was ihm gefällt."

Er bestieg seinen Wagen, und als die Pferde angezogen, hörte er, wie sorgfältig das eiserne Gitterthor wieder hinter ihm verschlossen wurde.

2.

Werner Halliger war allein. Seine Pflegerin hatte ihn verlassen, nachdem sie getreulich auch die zweite Nacht an seinem Lager durchwacht hatte, und nun wanderten seine Augen langsam über alle die merkwürdigen Gegenstände hin, von denen er sich hier umgeben sah. Seine Kopfwunde schmerzte ihn zuweilen heftig, und in kurzen Zwischenräumen überkam ihn noch immer ein Zustand, der mehr eine dumpfe Bewußtlosigkeit als ein Schlummern war. In den wachen Augenblicken aber hatte er eine klare Erkenntnis seiner Lage.

Mit seiner Wärterin hatte er noch kaum ein Dutzend Worte gewechselt. Sie sprach das Deutsche ebenso mühsam und unvollkommen wie er das Englische. Auch seine Unterhaltung mit Doktor Linden hatte sich bisher lediglich auf seinen körperlichen Zustand bezogen. Seydorf aber hatte ihm bei seinem gestrigen Besuche das Wenige mitgeteilt, was er selbst von dem Herrn des Hauses wußte, und nun spannen sich in der Phantasie des Genesenden allerlei romantische Vorstellungen um die fremdartigen, abenteuerlichen Dinge, zu deren Betrachtung er so viel unfreiwillige Muße hatte.

Da schlug durch das halb geöffnete Fenster ein Klang an sein Ohr, der ihn veranlaßte, den Kopf nach jener Richtung zu wenden. Es war gar nichts Außergewöhnliches gewesen, nichts als der Klang einer Frauenstimme; aber seine Sinne mußten aus der tiefen Betäubung schärfer und empfindlicher erwacht sein, als sie es zuvor gewesen



Mit einiger Anstrengung richtete er sich auf. (S. 92)

waren, denn er meinte, niemals etwas so Weiches und Liebliches vernommen zu haben, als im Tonfall dieser jugendlichen hellen Stimme. Und er fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, die Sprecherin zu sehen. Mit einiger Anstrengung richtete er sich so weit auf, daß er über die Fensterbrüstung in den Garten hinabspähen konnte, und auf den ersten Blick schon hatte er gefunden, was er suchte.

In leichtem dunklen Kleide schritt sie zwischen den wohlgepflegten Blumenbeeten dahin, die sich hinter dem Hause dehnten — biegsam und schlank, das feine Köpfchen von einer Fülle brauner Haare umgeben. Sie trug einen Blumenstrauß in der Hand, und von Zeit zu Zeit beugte sie sich nieder, um hie und da noch eine Blüte zu brechen. Mit Entzücken haftete das schönheitskundige Auge des Künstlers an der Lieblichkeit dieser jungen Gestalt, deren Gesicht er bis jetzt nicht hatte sehen können, da sie dem Hause noch immer den Rücken zukehrte. Und begierig lauschte er auf den Klang ihrer Stimme.

Der Inder war es, zu dem sie sprach. Nun wandte das Mädchen plötzlich den Kopf, und ein Laut der Ueberraschung kam von Halligers Lippen. Gewiß hatte er schon manches schönere Gesicht gesehen als dieses, aber keins, das einen so tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht hätte.

Es war ihm nicht vergönnt, sich lange an dem Anblick des reizenden Gesichtchens zu weiden, denn jetzt trat Doktor Linden, dessen näherkommender Schritt vermutlich die Ursache ihres Aufschauens gewesen war, an die Seite der jungen Dame, und sie gingen zusammen tiefer in den Garten hinein. Halliger folgte ihnen mit den Augen, bis sie ihm an einer Wegbiegung hinter Gesträuch und Buschwerk entschwanden; dann ließ er den verbundenen Kopf in die Kissen zurückfallen. Aber obwohl die Wunde infolge der Anstrengung wieder heftiger schmerzte, war doch ein heiteres Lächeln auf seinem Gesicht, und dies

Lächeln erhellte seine Züge noch immer, als seine Augen sich bereits wieder zu tiefem, ohnmachtähnlichem Schlummer geschlossen hatten. —

Der erste Gegenstand, den er zwei Stunden später beim Erwachen erblickte, war ein großer Strauß frischer Blumen in einer indischen Bronzevase, und so genau hatte er sich vorhin alle Einzelheiten des lieblichen Bildes drunten im Garten eingeprägt, daß er sogar das duftige Blütengebinde auf der Stelle wiedererkannte. Eine Empfindung hoher Freude zitterte durch seine Seele. Er richtete sich auf, um den Arm nach den Blumen auszustrecken; da legte sich die Hand der pflichtgetreuen Mrs. Thompson sanft auf seine Schulter, und in dem immer gleichen Tonfall ihrer ruhigen Stimme sagte sie zu ihm: „Sie dürfen Ihre Lage nicht ändern. Mister Linden hat es verboten."

Halliger hatte eine Frage nach der Herkunft des Straußes auf den Lippen, aber dann schien es ihm mit einemmal so reizend, den holden Gruß der schönen Unbekannten wie ein zartes Geheimnis zu behandeln, daß er schon nach dem ersten Wort wieder verstummte.

Nach einer Weile erschien Linden, um sich in jener vornehm-freundlichen Art, die Halliger von vornherein mit lebhafter Sympathie für den Mann erfüllt hatte, nach seinem Befinden zu erkundigen. Dann fiel sein Auge auf den Strauß.

„Woher kommen diese Blumen?" wandte er sich verweisend an die Pflegerin. „Sie sollten doch wissen, daß dergleichen nicht in jedem Krankenzimmer am Platze ist."

Die Getadelte verharrte in ihrer anscheinend unerschütterlichen Ruhe. „Miß Elli hat mich beauftragt, sie dorthin zu stellen," erwiderte sie, „und Sie mögen sich überzeugen, daß keine stark duftenden Blüten darunter sind."

„Gleichviel! Ich ersuche Sie —"

Er hatte schon die Hand nach dem Strauße ausgestreckt; da aber erhob Halliger abwehrend den Arm.

„Nein, Herr Doktor, ich betrachte die Blumen als mein Eigentum und bitte, sie mir zu lassen. Der geringfügige Schaden, den ihr Duft mir bringen könnte, steht jedenfalls in keinem Verhältnis zu der großen Freude, die ihr Anblick mir gewährt. Und wenn die gütige Spenderin, wie ich vermute, Ihre Tochter ist, so ersuche ich Sie, einstweilen den Dolmetscher meines herzlichen Dankes zu machen, bis meine Gesundheit mir erlauben wird, ihn persönlich abzustatten."

„Dazu dürfte sich leider keine Gelegenheit bieten, mein Herr!" war die rasche und — wie Halliger mit Befremden wahrnahm — fast unfreundliche Antwort. „Meine Tochter ist ihrer angegriffenen Gesundheit wegen nicht in der Lage, Besuche zu empfangen."

Der Bildhauer hörte von der scharfen Abweisung nichts, als die Bemerkung über ihre Ursache. Mit unverhohlener Bestürzung sagte er hastig: „Wenn es sich um die nämliche junge Dame handelt, die vorhin unten im Garten diese Blumen pflückte, so sehen Sie mich ebensosehr erstaunt, als erschrocken. Ihre Erscheinung war gewiß nicht die einer Kranken und —"

Linden hatte nach seinem Panamahute gegriffen. Sein gelbes Gesicht war gramvoll und finster, als er Halliger unterbrach: „Nichtsdestoweniger werden Sie mir als dem Vater und dem Arzte wohl Glauben schenken müssen, wenn ich Ihnen sage, daß meine Tochter krank ist — sehr krank. Und Sie werden außerdem begreifen, daß es mir wenig Freude macht, davon zu sprechen. Ich werde mir gestatten, später noch einmal nach Ihnen zu sehen. Guten Tag!"

Er verließ eilig das Zimmer, als fürchte er, trotz seiner unzweideutigen Erklärung durch weitere Fragen belästigt

zu werden. Werner Halliger aber war mit einemmal um all seine sonnige Stimmung gekommen. Unaufhörlich quälte er sich mit der Frage, welcher tückischen, verborgenen Krankheit dies schöne, blühende Mädchen wohl zum Opfer gefallen sein könnte, und mit Empfindungen tiefer Wehmut betrachtete er jetzt die Blumen, die sie für ihn gepflückt hatte.

Der Tag ging schon zu Ende, als Halliger unter seinem Fenster noch einmal den süßen Klang der hellen Mädchenstimme vernahm. Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß er wieder allein war, und daß er somit nicht durch die weiche Hand der unerbittlichen Mrs. Thompson daran gehindert werden konnte, sich lauschend aufzurichten.

Ellinor lustwandelte am Arme ihres Vaters im Garten. Wohl zwei Minuten lang konnte Halliger ungehindert ihr reizendes Gesicht betrachten, und vergebens forschte er in diesen reinen, lieblichen Zügen nach den Anzeichen eines verheerenden Leidens. Wohl fiel ihm der ernste, ja schwermütige Ausdruck ihres Antlitzes noch mehr auf als am Morgen, für eine schwere körperliche Krankheit aber zeugten weder verräterische Linien um Augen und Mund, noch eine bemerkbare Müdigkeit im Gang oder Haltung.

„Seltsam!“ sagte er bei sich selbst, als die Dämmerung die beiden hohen Gestalten verschlungen hatte. „Ob Seydorf wohl im stande sein wird, es mir zu sagen?“

Aber er kam nicht erst dazu, den Freund zu befragen. Der neue Tag war noch nicht lange angebrochen, als Linden bei ihm eintrat und die unermüdliche Mrs. Thompson fortschickte. Der alte Herr sah heute noch gelber und angegriffener aus als an den vorhergegangenen Tagen. Eine nervöse Unruhe, gegen die er augenscheinlich vergebens ankämpfte, trieb ihn von einer Stelle des Zimmers zur anderen. Ein paar hastige Fragen unterrichteten ihn über Halligers Ergehen; am meisten aber lag ihm

offenbar daran, zu erfahren, wie der Kranke die Nacht verbracht habe, denn in einer geradezu auffälligen Weise kam er immer wieder darauf zurück, und erst als ihm der junge Bildhauer versichert hatte, daß er sich eines festen, ununterbrochenen und traumlosen Schlafes erfreut habe, schien er einigermaßen beruhigt.

Aber er endete seinen Besuch darum noch nicht. Wie jemand, dem es schwer fällt, sich zu einem doch als unvermeidlich erkannten Entschluß aufzuraffen, durchwanderte er schweigend das Zimmer, um dann endlich vor Halliger stehen zu bleiben.

„Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten."

„Sie dürfen natürlich ganz über mich verfügen — ich bin ja schon jetzt so tief in Ihrer Schuld."

„Es ist im Grunde sehr wenig, was ich von Ihnen verlange. Sie sollen mir mit Ihrem Ehrenwort versprechen, weder zu Ihrem Freunde, dem Doktor Seydorf, noch zu sonst jemandem von der Krankheit meiner Tochter zu reden. Es wäre mir über die Maßen peinlich, wenn das große Unglück meines Lebens auch noch ein Gegenstand müßiger Vermutungen und widerwärtigen Klatsches würde."

An dem Zucken in seinem Gesicht sah Halliger, wie er litt, und seine Stimme hatte darum einen besonders warmen und herzlichen Klang, als er erwiderte: „Es ist selbstverständlich, Herr Doktor, daß ich Ihnen das verlangte Versprechen gebe. Aber es ist wahrlich nicht bloße Neugier, wenn ich Sie bitte, mir zu sagen, welcher Natur die Krankheit Ihrer Tochter ist. Nach dem Eindruck, den ich aus ihrem Anblick gewonnen habe, kann ich nicht glauben, daß es sich wirklich um ein schweres oder gar unheilbares Leiden handeln sollte."

Linden wanderte wieder in nervöser Unrast durch das Zimmer, dann warf er sich erschöpft auf einen Stuhl.

„Nun wohl, da Sie schon so viel wissen, will ich es Ihnen erzählen. Sie werden dann leichter begreifen, welchen Wert ich auf die Erfüllung Ihres Versprechens legen muß. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich lange in Indien gelebt habe. Ich war als junger Arzt dahin gegangen, um mich ganz meiner Neigung für naturwissenschaftliche Studien hingeben zu können. Zuerst war es meine Absicht gewesen, nur zwei oder drei Jahre in Indien zu bleiben; nachdem ich mich aber mit einer jungen Engländerin, der Tochter eines höheren Regierungsbeamten in Bombay, verheiratet hatte, gab ich den Gedanken an die Heimkehr zunächst auf, um so mehr, als meine Gesundheit den schädlichen Einflüssen des tropischen Klimas gewachsen schien."

Linden hielt inne und fuhr dann nach einem tiefen Atemzuge fort: „Meine Frau starb nach fünfjähriger Ehe an den Folgen eines Schlangenbisses, den sie ihrer Unvorsichtigkeit zuzuschreiben hatte. Und von da an hatte meine wissenschaftliche Arbeit nur noch eine einzige Richtung. Ich beschäftigte mich ausschließlich mit Untersuchungen des Schlangengiftes und seiner Wirkungen; denn es sollte meine Lebensaufgabe sein, ein zuverlässiges Heilmittel gegen den Biß dieser fürchterlichen Reptilien zu finden. Daß es mir nicht gelungen ist, brauche ich Ihnen kaum erst zu sagen, denn mein Name würde ja sonst ein weltberühmter geworden sein."

„Ich erinnere mich jetzt, ihn vor einiger Zeit in einem Aufsatz über diesen Gegenstand gelesen zu haben; Ihre Forschungen können also dennoch nicht wertlos gewesen sein," warf Halliger ein.

Linden machte eine abwehrende Bewegung. „Das alles hat keine Bedeutung, und ich erwähnte es nur, damit Sie das Folgende besser verstehen. Ich hatte mich seit dem Tode meiner Frau an ein stilles, zurückgezogenes

Leben gewöhnt, und nur meine einzige Tochter Ellinor mit ihrer sonnigen Fröhlichkeit war das Licht und die Wärme meines einsamen, arbeitsvollen Daseins. Sie war eben achtzehn Jahre alt geworden, als das Furchtbare geschah. Ich brauchte für meine Untersuchungen natürlich lebende Schlangen, und es ist in Bombay nicht schwer, sich diese Tiere zu verschaffen. Die Cobra ist trotz aller Ausrottungsversuche noch immer sehr häufig auf der Insel, und es fehlt unter den Eingeborenen nicht an Leuten, die den Fang der Schlangen als Gewerbe betreiben und bei dieser gefährlichen Jagd eine bewundernswürdige Geschicklichkeit entwickeln. Einer jener Leute pflegte mich je nach meinen Bedürfnissen mit Versuchstieren zu versorgen, und ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß ich es bei der Unterbringung und Behandlung derselben niemals an der gebotenen Vorsicht fehlen ließ. Mein Haus lag inmitten eines großen Gartens, und ich hielt nach indischer Sitte eine zahlreiche Dienerschaft. Eines Morgens stürzte das Hindumädchen, das die Funktionen einer Kammerzofe bei meiner Tochter versah, laut schreiend in mein Zimmer und meldete, daß sie eine Schlange in Ellinors Schlafgemach gesehen habe. Fast sinnlos vor Schrecken griff ich nach der Jagdflinte, die immer geladen in meinem Arbeitszimmer hing, und lief durch die lange Zimmerflucht des weitläufig gebauten Hauses nach der Schlafstube meiner Tochter. Die Thür stand weit offen, und ich sah, daß Ellinor im leichten weißen Nachtgewande ruhig wie eine Schlummernde dalag. Eine Bergeslast fiel mir vom Herzen. Noch war also nichts geschehen, und vielleicht existierte die vermeintliche Schlange überhaupt nur in der Einbildung des furchtsamen Mädchens. Da — ich wollte eben die Schwelle des großen Gemaches überschreiten — gewahrte ich eine eigentümliche Bewegung hinter dem über dem Boden hingebreiteten unteren Teile eines Fenstervorhanges,

und deutlich erkannte ich im nächsten Moment ein Stück des in lebhafter Windung befindlichen Schlangenleibes. Ohne Besinnen erhob ich die Flinte, um das Tier durch einen Schuß unschädlich zu machen. Da ertönte von dem Lager meiner Tochter her ein seltsamer, wimmernder Laut, der meinen Herzschlag stocken und meinen Arm mit dem Gewehr kraftlos herabsinken ließ. Nur der furchtbarste Schmerz oder die gräßlichste Todesangst konnten einer menschlichen Brust dies grausige Stöhnen erpressen. Ich wandte mich um und wurde mit namenlosem Entsetzen inne, in einer wie schweren Täuschung ich mich befunden, als ich Ellinor schlummernd wähnte. Ihr Gesicht, das sich mir jetzt voll zugekehrt hatte, war marmorbleich und verzerrt, in ihren weit geöffneten, starren Augen aber spiegelte sich wildes Todesgrauen. Und leise, fast nur wie ein Hauch, klang es von ihren blutlosen Lippen zu mir herüber: „Vater — nicht schießen! Hier — die Cobra —“

Und nun erkannte ich die Ursache jenes maßlosen Entsetzens, das sich in den Augen meiner unglücklichen Tochter spiegelte, und zugleich, daß es nicht in meine Macht gegeben war, ihr zu helfen. Die Cobra, die sich hinter den Fenstervorhang geflüchtet hatte, war nicht die einzige im Zimmer. Die zweite aber, ein außergewöhnlich großes Tier, lag zusammengeringelt auf der seidenen Bettdecke meiner Tochter, kaum einen Fuß breit von ihrem Haupte entfernt. Züngelnd hatte sie eben jetzt für einen Moment den Kopf erhoben, um ihn indessen sogleich wieder in den Knäuel zurückzuziehen. Offenbar fühlte sich die Schlange auf dem weichen, glatten Ruhelager sehr behaglich und war durchaus nicht gesonnen, es freiwillig zu verlassen. Eine einzige Bewegung der Unglückseligen aber, auf deren Körper sie sich zusammengerollt hatte, oder irgend ein Geräusch im Zimmer konnte die Wut des mißtrauischen

Tieres reizen, und nur zu gut kannte ich aus meinen zahlreichen Versuchen jenes blitzartige Vorschnellen, das fast immer gleichbedeutend mit dem sicheren Verderben des von den Giftzähnen getroffenen Opfers ist."

Erschöpft hielt der Erzähler inne; Halliger aber, atemlos vor Spannung, drängte hastig: „Weiter — weiter! Wie löste sich diese fürchterliche Situation?"

„Ellinor hatte das Bedrohliche, ja fast Hoffnungslose ihrer Lage mit voller Klarheit erkannt. Sie hielt sich ganz unbeweglich, weil sie wußte, daß sie unfehlbar gebissen sein würde, ehe es ihr gelungen war, das Reptil fortzuschleudern. Wenn es noch eine Rettung gab, so mußte sie ihr von anderen gebracht werden. Mein fieberhaft arbeitendes Gehirn aber suchte vergebens nach einem Gedanken, der mir die Möglichkeit einer solchen Rettung erschlossen hätte. Von meiner Flinte konnte ich keinen Gebrauch machen, jede andere Art des Angriffs aber schien deshalb ausgeschlossen, weil ich noch durch die ganze Breite des Gemaches von Ellinors Bett getrennt war, und die Schlange sofort argwöhnisch den Kopf erhob, wenn ich auch nur die geringfügigste Bewegung machte. So stand ich regungslos wie eine Bildsäule in der offenen Thür, und ich weiß nicht, ob die Dauer dieser schrecklichen Unthätigkeit nach Sekunden oder nach Minuten zählte; das Hindumädchen aber hatte glücklicherweise in all ihrer Aufregung mehr Geistesgegenwart bewahrt als ich. Die Gefahren der Lage und meine Ohnmacht erkennend, war sie davongelaufen, um die übrige Dienerschaft herbeizurufen, und plötzlich schlüpfte, sich auf seinen nackten Füßen selbst lautlos wie eine Schlange bewegend, ein brauner Inder an mir vorbei in das Zimmer, um sich dicht an der Thür auf der Matte niederzukauern, die den Fußboden bedeckte. Er setzte eine kleine Flöte an die Lippen und entlockte ihr jene sanften, eintönigen Laute, die ich schon oft bei den

Vorführungen der Schlangenbeschwörer vernommen hatte. Die auf der Bettdecke liegende Cobra erhob sich sofort zu einem Viertel ihrer Leibeslänge und blähte den Hals auf; die andere aber kam hinter dem Fenstervorhang hervor und näherte sich langsam dem Manne, der unerschrocken und unbeweglich zu spielen fortfuhr. In einer Entfernung von kaum drei Fuß machte sie Halt, richtete sich auf und bewegte unter fortwährendem Züngeln den Kopf bald vorwärts, bald rückwärts, augenscheinlich jedoch ohne eine feindselige Absicht gegen den Verwegenen. — Sie können sich vorstellen, mit welcher Spannung meine Blicke jetzt auf das Lager Ellinors gerichtet waren, und welche Empfindungen meine Brust durchzitterten, als die Schlange endlich von dem niedrigen Bettgestell herabglitt, von der eigenartigen, eintönigen Musik offenbar mit unwiderstehlicher Lockung angezogen. Jetzt riß ich das Gewehr an die Wange und schoß rasch nacheinander beide Läufe auf die Schlangen ab, die dann von den Dienern vollends getötet wurden."

„Und Ellinor?" fragte Werner atemlos.

„Mein armes Kind lag in tiefer Ohnmacht. Ihre Willenskraft war stark genug gewesen, sie während jener furchtbaren Minuten bei Besinnung zu erhalten, nun aber versagten die aufs äußerste angespannten Nerven den Dienst, und ihre Ohnmacht war eine so tiefe, daß ich aus einer Furcht in die andere geworfen wurde, als es mir trotz aller Mühe nach längerer Zeit noch nicht gelungen war, sie zu erwecken. Doch ich will Sie nicht mit Einzelheiten ermüden, die kaum ein Interesse für Sie haben können. Ellinor verfiel in eine schwere Krankheit, die sie Wochen hindurch zwischen Tod und Leben schweben ließ; nach der Meinung der englischen Kollegen, die ich bei ihrer Behandlung zu meinem Beistande heranzog, war es fast ein Wunder zu nennen, daß sie körperlich vollkommen genas."

„Aber jene Schlangen?“ fiel Halliger ein. „Wie waren sie in das Schlafzimmer Ihrer Tochter gekommen?“

„Natürlich waren sie nicht aus eigenem Antriebe in mein Haus gekommen, sondern ein Schlangenjäger, der mich schon wiederholt mit Versuchstieren versorgt, hatte sie gebracht. Als er kam, befand ich mich mit Ellinor in einer Abendgesellschaft, und der Mann übergab den Korb mit den beiden Schlangen der Obhut eines Dieners, der ihn in einen Winkel der offenen Veranda stellte. Wie es den Schlangen gelungen ist, ihrem Gefängnis zu entschlüpfen, habe ich niemals feststellen können. Ich vermute aber, der nachlässige Hindu hatte den Deckel des Korbes nicht sorgfältig genug verschlossen.“

„Und der Hindu, dem Fräulein Ellinor ihre Errettung verdankte, gehörte zur Dienerschaft Ihres Hauses?“

„Nicht eigentlich! Es war ein Mensch, den ich wenige Monate zuvor bei einem Spazierritt krank auf der Straße gefunden hatte. Da ein Transport bis in das Krankenhaus der „schwarzen Stadt“ bei seinem Zustande nicht thunlich schien, hatte ich ihn damals in mein Haus bringen lassen, und er war unter meiner Behandlung bald genesen. Als ich ihm bedeutete, daß er gesund genug sei, um mein Haus zu verlassen, bat er mich dringend, ihn als Diener zu behalten. Da nun ein solcher Diener in Indien ein überaus wohlfeiler Luxus ist und mir der Mann gefiel, so gestattete ich ihm, bei mir zu bleiben, ohne mich jedoch weiter um ihn zu kümmern. An jenem Morgen nun bezahlte er mich tausendfach für die geringen Wohlthaten, die ich ihm erwiesen, und erst jetzt erfuhr ich, daß er früher als Gaukler und Schlangenbeschwörer umhergezogen war. Ohne sein rechtzeitiges Eingreifen und ohne seine geheimnisvolle Kunstfertigkeit wäre mein armes Kind rettungslos verloren gewesen.“

„Das alles klingt wie ein Märchen. Mich schaudert,

wenn ich mir vorstelle, was Ihre Tochter und was Sie gelitten haben müssen. Aber ich weiß noch immer nicht, welche Bewandtnis es mit Fräulein Ellinors jetziger Krankheit hat. Sie sagten doch soeben, daß sie damals völlig genesen sei."

Linden ließ den Kopf tief auf die Brust sinken und seufzte schwer.

„Ich sprach von körperlicher Genesung," sagte er mit gedämpfter Stimme. „Ihr Geist aber hat die Schrecknisse jener grauenvollen Minuten nicht verwinden können. Noch immer leidet sie an wiederkehrenden Hallucinationen von Schlangen, die angeblich über sie hinkriechen und sich auf ihrer Brust zusammenringeln. Es handelt sich um einen unheilbaren Zustand, der früher oder später unfehlbar mit völliger geistiger Umnachtung enden wird."

Ein so tiefer, verzweifelter Schmerz klang aus Lindens Worten, daß Halliger fühlte, wie ohnmächtig hier menschlicher Trost sein müsse, und es vorzog, schweigend zu warten, bis der arme Doktor aus freien Stücken fortfahren würde.

Und hastig, als dränge es ihn, mit seinem traurigen Bericht nunmehr zu Ende zu kommen, begann denn auch Linden nach einem kurzen Schweigen wieder: „Selbstverständlich versuchten wir alles Erdenkliche, um Ellinor von ihren qualvollen Wahnvorstellungen zu befreien. Meine Kollegen rieten mir, sie vor allem aus Indien fortzubringen, und Sie können sich denken, daß es mich wenig Ueberwindung kostete, diesen Rat zu befolgen. Ich reiste mit ihr zunächst nach Italien, von da in die Schweiz und nach Deutschland. Aber die segensreichen Wirkungen, die wir uns von der Ortsveränderung versprochen hatten, blieben aus. Wo auch immer wir uns befinden mochten, die nächtlichen Wahnsinnsanfälle kehrten von Zeit zu Zeit wieder. Das einzige Mittel, das der Unglücklichen eine

gewisse Beruhigung verschafft, wenn sie von jenen entsetzlichen Schreckbildern geängstigt wird, sind die Töne der Rohrpfeife Dhalips. Ich pflege deshalb die Nächte mit Dhalip in einem neben Ellinors Schlafgemach belegenen Zimmer zuzubringen. Wenn der Anfall eintritt, muß er auf seiner Rohrflöte zu spielen beginnen wie an jenem unglückseligen Morgen, und ich gebe mir alsdann den Anschein, die Schlangen zu töten, die Ellinor in ihrem Wahn zu sehen meint. Diese immer wiederholte traurige Gaukelei aber läßt sich natürlich ebensowenig in einem Gasthause wie in einer Mietswohnung aufführen, ohne uns binnen kurzem zu einem Gegenstand peinlichster Neugier zu machen, und ich habe deshalb dieses einsam gelegene Landhaus erworben, über dessen Mauern mein schmerzliches Geheimnis hoffentlich niemals hinausdringen wird."

„Und haben Sie nicht daran gedacht, Ihre Tochter der Behandlung eines Nervenarztes zu übergeben?"

Doktor Linden erhob den Kopf, und eine seltsame, geradezu erschreckende Veränderung ging blitzschnell in seinem gelben Antlitz vor. Die eben noch so schlaffen Züge spannten sich, die Adern an seinen Schläfen schwollen hoch an, und seine Augen sprühten.

„Wollen Sie damit sagen, daß ich mich von ihr trennen, daß ich sie mit Wahnsinnigen und Blödsinnigen in eine Irrenanstalt einsperren lassen soll? Nein! Ehe ich sie einem solchen Schicksal überlieferte, würde ich darauf bedacht sein, sie durch einen raschen, schmerzlosen Tod von ihren Qualen zu erlösen."

Er war aufgesprungen und rannte wie im heftigsten Zorn durch das Zimmer. Bestürzt blickte Halliger auf den Erregten und war nach Kräften bemüht, ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß er ja selbstverständlich am besten wissen werde, was seinem kranken Kinde fromme.

Aber es vergingen Minuten, ehe Linden seine Fassung wiedergewonnen hatte.

„Werden Sie mir also Ihr Ehrenwort geben, zu schweigen — unbedingt und gegen jedermann, nicht nur gegen Ihren Freund?" fragte er jetzt.

Halliger zögerte natürlich nicht, seine Hand in die dargebotene Rechte zu legen, indem er erwiderte: „Sie sollen nicht bereuen, mir Ihr Vertrauen geschenkt zu haben. Mein Wort darauf, daß ich schweigen werde."

Linden blickte zwar noch immer finster drein, aber er sagte nichts weiter und verließ bald darauf das Zimmer.

3.

Mitternacht war vorüber, als Werner mit schweißbedeckter Stirn aus schwerem Traume emporfuhr. Niemand war bei ihm, denn er bedurfte der ständigen Pflege nicht mehr. Das matte Flämmchen einer Nachtlampe beleuchtete spärlich das weite Gemach und die tausend phantastisch gestalteten Dinge, mit denen seine Wände geschmückt waren, hie und da gar seltsame, gespenstisch unheimliche Schatten erzeugend. Draußen in den Baumkronen des Parkes aber rauschte ein Gewitterwind, und in fahlem, bläulichem Lichte flammte es schon zuweilen vor den Fenstern auf.

So aufregend und beängstigend war der Traum des jungen Bildhauers gewesen, daß er einer geraumen Zeit bedurfte, um sich aus dieser spukhaften Welt wirrer Phantasien wieder in die Wirklichkeit zurückzufinden. Nun aber hatte er die Schlafbefangenheit abgeschüttelt, sein Kopf war frei und seine Gedanken vollkommen klar. Aber der beängstigende Traum war dessenungeachtet noch immer nicht zu Ende. Noch immer vernahm er durch das Brausen des Windes und das dumpfe Rollen des fernen Donners jene schrecklichen Laute, die wie das keuchende Wutgeschrei kämpfender Raubtiere klangen und die doch aus einer

menschlichen Kehle kommen mußten, da sie zuweilen durch ein kurzes, schrilles Auflachen unterbrochen wurden.

Der Raum, aus dem dieser seltsame Lärm hervordrang, mußte sich im oberen Stockwerk des Hauses befinden, und nach Lindens Erzählung konnte Halliger nicht im Zweifel sein, wie er sich die schauerlichen Töne zu deuten habe. Eine Empfindung unsäglicher Betrübnis trat an die Stelle des Grauens, das zuerst seine Seele durchfröstelt hatte. Er dachte an den holden Liebreiz des jungen Mädchens, das jetzt dort oben vermutlich eine Beute der gräßlichsten Wahnvorstellungen war.

Aber was war das? Dieses heisere Toben und Schreien, diese halb erstickten, qualerpreßten Laute konnten unmöglich von Ellinors Lippen kommen. Denn nun, da sie für einen Moment verstummten, hörte er ja wieder die süße, helle Mädchenstimme, ganz so, wie er sie zuerst im Garten unter seinem Fenster gehört hatte — gedämpft zwar und aus zu weiter Ferne, als daß er die Worte hätte verstehen können, die sie sprach, aber trotzdem mit einer Deutlichkeit, die jeden Zweifel in seiner Seele erstickte.

Ein so jäher Wechsel war völlig undenkbar, und jetzt, als der wüste Lärm von neuem begann, jetzt vermochte er kaum noch zu begreifen, wie er sich auch nur für einen Moment solcher Täuschung hatte hingeben können. Was er da hörte, waren nicht die Schreckensrufe eines geängstigten Mädchens, sondern die rauhen Wutausbrüche eines rasenden Mannes, den seine Umgebung offenbar vergeblich zu beruhigen suchte. Nun gab es einen dumpfen Schlag, ein Klirren wie von zerbrechendem Glas oder Porzellan und zugleich einen angstvollen, flehenden Aufschrei: „Vater! Lieber Vater!"

Werner Halliger wußte kaum, wie er in seine Kleider gekommen war. Ihn schwindelte, und widerwillig nur gehorchten ihm zuerst die geschwächten Glieder. Aber der

Gedanke, daß da oben etwas Furchtbares geschehe, und daß es vielleicht Ellinor sei, die seines Beistandes bedürfe, ließ ihn die bedrohliche Ohnmachtsanwandlung überwinden. Ueber die mit einem dicken Teppich belegte Stiege tastete er sich eilend in das obere Stockwerk hinauf, trotz seiner Unbekanntschaft mit der Bauart des Hauses des rechten Weges gewiß, da ihm ja jener unheimliche Lärm die Richtung wies. Ein Minute später stand der junge Bildhauer auf der Schwelle des Gemaches, dessen unverschlossene Thür er rücksichtslos aufgerissen hatte, und das Entsetzen über das Schauspiel, welches sich ihm hier darbot, machte ihn für den ersten Augenblick regungslos und stumm.

In einen langen seidenen Schlafrock gehüllt, einen blitzenden Säbel in der Faust, lief Linden in dem großen Zimmer umher, und ein Blick auf sein fahles, verzerrtes Gesicht mit den starren Augen mußte auch den letzten Zweifel über die Natur des Zustandes schwinden lassen, in dem sich der Unglückliche befand*). Werner hatte nie einen Tobsüchtigen gesehen; aber daß er es hier mit einem solchen zu thun habe, war ihm auf der Stelle klar. Wäre das Gebaren des Mannes, das wilde Arbeiten seiner Gesichtsmuskeln, sein heiseres, unartikuliertes Geschrei nicht so schauerlich gewesen, so hätte es etwas grotesk Komisches gehabt, wie er in seinem langen, schlotternden Gewande umhersprang und mit der Erbitterung eines Rasenden die wuchtigsten Lufthiebe führte gegen einen nicht vorhandenen Feind. Die große chinesische Vase, deren Scherben über den Teppich verstreut waren, hatte er offenbar nur versehentlich getroffen; die Gegner, die er bekämpfte, und die niemand zu sehen vermochte, als er allein, mußten Wesen sein, deren Leiber sich nur um ein Geringes über den

---

*) Siehe das Titelbild.

Fußboden erhoben, denn er führte seinen Säbel, wie der Schnitter die Sense handhabt. Und Halliger wußte wohl, wie er sich diese seltsame Art des Wahnsinns zu deuten hatte. Die unsichtbaren Feinde, unter denen Doktor Linden wütete, waren Schlangen — Schlangen, die der Wahnsinnige in unendlicher Zahl aus allen Winkeln des Zimmers hervorkommen und züngelnd über den Boden hinkriechen sah.

Werners Augen, die sich bis jetzt nur auf den Rasenden gerichtet hatten, flogen suchend umher, und nun erst gewahrte er die beiden anderen, die mit ihm Zeugen des erschütternden Auftritts waren. Vor der offenen Thür eines Nebenzimmers kauerte auf dem Boden die Gestalt des hageren Inders, die Arme über der Brust gekreuzt und in der starren Bewegungslosigkeit einer Statue. Unmittelbar hinter ihm an dem Pfosten aber lehnte Ellinor, in ein leichtes Gewand gehüllt und mit aufgelöstem Haar. Sie hatte die Hände auf das Herz gepreßt, und in ihrem schönen, bleichen Antlitz spiegelte sich das grausamste Weh. Den Eintritt des Fremden hatte sie wohl nicht sogleich wahrgenommen; erst als Halliger eine Bewegung machte, wie wenn er sich dem Doktor nähern wollte, erhob sie die Augen zu ihm, und zugleich auch streckte sie in jähem Erschrecken abwehrend beide Arme aus.

„Bleiben Sie, wo Sie sind, und lassen Sie meinen Vater gewähren.“

Aber es hätte dieser Mahnung nicht mehr bedurft. Plötzlich, wie ein von der Axt gefällter Baum, brach der Wahnsinnige zusammen, und sein Kopf schlug dumpf auf den Boden auf.

„Vater! Mein lieber — lieber Vater!“ rief Ellinor wieder in Tönen der zärtlichsten Liebe, während sie sich über den Bewußtlosen hinwarf, sein armes graues Haupt in ihre beiden Hände nahm und seine kalte, feuchte Stirn

mit ihren Küssen bedeckte. Auch die mageren Glieder des Inders hatten sich endlich aus ihrer starren Unbeweglichkeit gelöst. Lautlos kam er näher, flüsterte Ellinor einige Worte zu, die Halliger nicht verstand, und hob dann den willenlosen Körper des Doktors empor, um ihn behutsam auf einen breiten, niedrigen Diwan zu betten.

In derselben Minute schon war Werner an Ellinors Seite.

„Fräulein Linden,“ sagte er herzlich, „ich sehe, daß Ihr Vater krank ist und der Hilfe bedarf. Giebt es hier im Orte einen Arzt oder sollen wir einen Boten zu meinem Freunde Seydorf nach Neustadt schicken?“

Ehe sie ihm antwortete, wechselte Ellinor wieder einige rasche Worte in fremder Sprache mit dem Hindu, der sich angelegentlich um seinen ohnmächtigen Herrn zu schaffen machte. Er mußte ihr etwas Beruhigendes gesagt haben, denn nun, indem sie Halliger ihr schönes, blasses Gesicht zuwandte, erwiderte sie in tadellosem, wenn auch etwas fremdartig klingendem Deutsch: „Ich danke Ihnen, mein Herr; aber ich hoffe, wir werden den Arzt nicht brauchen. Es ist leider nicht das erste Mal, daß mein Vater von einem solchen Nervenanfall heimgesucht wird, und wir haben es darum bereits gelernt, ihn auf die rechte Art zu behandeln.“

Halliger blickte auf das gelbe, verfallene Antlitz, das jetzt wie das eines uralten Mannes aussah, und trotz der bestimmten Zurückweisung seines Vorschlages konnte er sich nicht enthalten zu sagen: „Ich zweifle nicht daran, mein Fräulein, und ich möchte Sie gewiß nicht ohne Not beunruhigen, aber diese tiefe Ohnmacht —“

„Ist eine Folge der Erschöpfung und bedeutet mehr eine Wohlthat als eine Gefahr für den Kranken. So sagte mir wenigstens ein berühmter Arzt, den ich bei der ersten derartigen Krisis zum Beistand herbeirief. Und ich glaube,

daß er recht hatte. Die Bewußtlosigkeit pflegt immer eine Reihe von Stunden anzudauern; aber wenn mein Vater daraus erwacht ist, fühlt er sich regelmäßig für mehrere Tage viel wohler und freier. Wir vermeiden es deshalb auch, ihn vorzeitig durch künstliche Reizmittel zu wecken."

„So vermöchte ich mich Ihnen in keiner Weise nützlich zu machen?"

Traurig schüttelte Ellinor den Kopf. „Leider nein. Für alles, was Menschen zu thun vermögen, ist hinlänglich gesorgt. Unser treuer Dhalip dort ist der beste Krankenpfleger von der Welt, und ich brauche nur zu klingeln, um auch Mrs. Thompson zur Hilfe herbeizurufen. Aber wenn — wenn ich Ihre Güte wirklich noch für wenige Minuten in Anspruch nehmen darf, mein Herr, so möchte ich wohl eine Bitte an Sie richten — eine große, herzliche, inständige Bitte."

„Es giebt keinen Dienst, Fräulein Linden, den Sie nicht als eine selbstverständliche Pflichterfüllung von mir fordern dürften."

„Nicht aus Dankbarkeit — denn Sie schulden uns keinen Dank — sondern einzig aus Mitleid mit einem unglücklichen Manne, dessen ganzes bisheriges Leben nichts als Mitleid und Menschenliebe gewesen ist, sollen Sie mir versprechen, unser trauriges Geheimnis nicht vor der Welt preiszugeben und Schweigen zu bewahren über alles, was Sie in diesem Hause gehört und gesehen haben."

„Es bedürfte des neuen Versprechens kaum, denn ich habe es an diesem Morgen schon einmal gegeben. Damals war es Ihr Vater, der es von mir verlangte."

Ellinor sah überrascht zu ihm auf. „Wie? Er hätte Ihnen sein Vertrauen geschenkt — hätte Ihnen von seiner Krankheit gesprochen?"

„Nicht von der seinigen, Fräulein Linden — und ich weiß in diesem Augenblick wahrlich nicht mehr, was ich

an seiner Erzählung für Wahrheit, was ich für Einbildung halten soll."

Um die Lippen des jungen Mädchens zuckte es schmerzlich.

„Ich glaube den Inhalt seiner Mitteilungen zu erraten. Er sprach Ihnen von unserem Schlangenabenteuer in Bombay und von — von meinem Irrsinn — nicht wahr?"

Der Bildhauer konnte nicht widersprechen. Er wollte versichern, daß er eigentlich niemals völlig daran geglaubt habe.

Ellinor aber fiel ihm in die Rede: „Entschuldigen Sie sich nicht! Da Sie mich nicht kannten, weshalb hätten Sie mich nicht auf die Versicherung meines Vaters hin für eine Geisteskranke halten sollen? Aber ich bin Ihnen nun wohl volle Aufklärung schuldig. Lassen Sie uns dort hinübergehen! Mein armer Vater würde uns zwar nicht hören, auch wenn ich es Ihnen hier neben seinem Lager erzählte; aber ich darf ihn nicht sehen, wenn ich es über mich gewinnen soll, von seinem Unglück zu sprechen."

Sie hatte auf einige niedere Sessel gedeutet, die am anderen Ende des Zimmers standen, und Halliger folgte ihr dahin. Beide waren so tief erschüttert, und ihre Gedanken wurden so ganz durch das Schicksal des unglücklichen Mannes in Anspruch genommen, der da am anderen Ende des Gemaches still wie ein Toter auf seinem Lager ruhte, daß sie nicht wie Fremde, sondern wie alte Freunde miteinander sprachen. In wenigen kurzen Worten teilte Halliger dem jungen Mädchen mit, was Linden ihm am Morgen berichtet hatte, und Ellinors wiederholtes stummes Kopfnicken bewies, daß sie nichts Ueberraschendes vernahm.

„Bis zu dem Augenblick, wo er von meinen vermeintlichen Hallucinationen zu sprechen begann, hat Ihnen mein armer Vater die volle Wahrheit gesagt," erwiderte sie,

als er geendet, „und auch diese seine Wahnidee ist nicht ganz ohne jede thatsächliche Grundlage. Ich litt damals noch wochenlang nach meiner körperlichen Genesung allnächtlich unter schweren Träumen, die zeitweilig zu wirklichen Sinnestäuschungen wurden, und es war nach dem Voraufgegangenen natürlich, daß ich dabei fast immer herankriechende Schlangen zu sehen vermeinte. Ich selbst habe keine klare Vorstellung mehr von meinem damaligen Zustande, aber man hat mir erzählt, daß in der That nur die Anwesenheit meines Vaters und die Nähe unseres Dieners Dhalip mich zu beruhigen vermocht hätten. Und man hat mir auch erzählt, welche furchtbaren seelischen Qualen mein Vater während der ganzen Dauer meiner Krankheit gelitten. Hatte er anfänglich für mein Leben gefürchtet, so fürchtete er später für meinen Verstand, und diese beständigen Sorgen im Verein mit den aufreibenden körperlichen Strapazen immer wiederholter Nachtwachen brachten endlich bei ihm selbst das Leiden zum Ausbruch, zu welchem die furchtbaren Erschütterungen jenes entsetzlichen Morgens den Grund gelegt hatten. Auf dem Dampfer, der uns nach Europa brachte, hatte mein Vater bereits durch gewisse Sonderbarkeiten die Aufmerksamkeit der Mitreisenden, namentlich des Schiffsarztes erregt. Und bei unserer Landung nahm dieser junge Mann eine Gelegenheit wahr, mich unauffällig beiseite zu ziehen, und mir auf das dringendste die sofortige Befragung eines bedeutenden Nervenarztes zu empfehlen. Ich hielt seine Besorgnisse für übertrieben; aber wenige Tage später hatte mein Vater seinen ersten Anfall, und nun zögerte ich in meiner Todesangst natürlich nicht mehr, jenem wohlgemeinten Rate zu folgen. Man machte mir anfangs die tröstlichsten Aussichten, sprach von einer vorübergehenden Reizung des Nervensystems und verhieß mir baldige Genesung, aber von diesen hoffnungsreichen Voraussagen

ging keine in Erfüllung. Ich mußte sehen, wie sich die schrecklichen Anfälle in immer kürzeren Zwischenräumen wiederholten. Erlassen Sie es mir, Ihnen zu schildern, was ich in diesen traurigen Monaten erduldet habe, besonders seit dem Tage, an welchem der berühmteste unter den lebenden Irrenärzten auf Grund meiner Schilderung und nach mehrtägiger Beobachtung die Krankheit für unheilbar erklärte."

„Aber diese Beobachtungen — wie waren sie überhaupt möglich? Setzte Ihr Vater ihnen denn keinen Widerstand entgegen?"

„Nein. Er selbst war es ja, der die Aerzte berief, in der Meinung, ihre Hilfe für — mich in Anspruch zu nehmen. Es war ein ganzes System von Täuschungen, das wir beständig gegen ihn in Anwendung bringen mußten, und ich mußte es als ein großes Glück betrachten, Missis Thompson als treue Bundesgenossin an meiner Seite zu haben. Sie, die mich während meiner Krankheit mit aufopfernder Hingebung gepflegt hatte, war auf die dringende Bitte meines Vaters unsere Hausgenossin geworden, und sicherlich wäre ich unter der Last, die das Schicksal auf meine Schultern gewälzt hatte, längst zusammengebrochen, wenn sie mich nicht durch ihren Beistand aufrecht erhalten hätte."

„Aber fürchten Sie sich denn gar nicht vor dem Kranken — nicht einmal während dieser Tobsuchtsanfälle, die doch eine Gefahr für seine Umgebung bedeuten?"

Ellinor machte wieder eine verneinende Gebärde. „So schlimm wie heute war es wohl noch nie; aber ich habe mich auch heute nicht gefürchtet. Er, der zu allen übrigen Stunden der beste und gütigste der Menschen ist, er würde auch in seinen wildesten Phantasien nicht dahin gelangen können, mir ein Leid anzuthun. Und dann bin ich ja auch in den kritischen Augenblicken nicht allein mit ihm.

Dhalip ist immer in unserer Nähe, und ich fühle mich vollkommen sicher unter seinem Schutz."

„Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, so bringen Sie Ihren unglücklichen Vater sobald als möglich in einer gut geleiteten Anstalt unter. Wie schwer es Ihnen auch werden mag, sich von ihm zu trennen, früher oder später werden Sie sich ja doch unter diese grausame Notwendigkeit beugen müssen."

„Nein, solange man ihn mir nicht mit Gewalt nimmt, wird es niemals geschehen!" lautete Ellinors bestimmte Entgegnung. „Welches Elend auch immer meinem unglücklichen Vater noch bevorstehen mag, ich will es unter dem Beistande meiner beiden treuen Gefährten mit ihm tragen, und wünsche nichts, als daß ich niemals durch die Einmischung fremder Menschen gezwungen sein möge, mich von ihm zu trennen."

„Sie sind eine Heldin," sagte Halliger in tiefer Bewegung. Er wollte noch mehr hinzufügen, aber Ellinor hörte nicht mehr auf ihn. Sie war mit einem halblauten Schreckensruf aufgesprungen, als sie plötzlich den auf seinen nackten Sohlen lautlos herangeglittenen Inder vor sich stehen sah, und von jäher Angst gepackt hatte sie mit beiden Händen den Arm des Mannes ergriffen.

„Mein Vater!" stieß sie in englischer Sprache hervor. „Dhalip — was ist's mit ihm?"

Das hagere Gesicht des Inders war noch finsterer als sonst, und nur ein leiser, flüsternder Laut kam zwischen seinen Lippen hervor; aber Ellinor hatte ihn verstanden.

„Tot? — Nein, nein, es kann nicht sein!" schrie sie auf und flog auf das Lager des Vaters zu.

Werner fühlte, daß er hier überflüssig sei. Er drückte auf den Knopf des Haustelegraphen, dessen Klang die ahnungslose Thompson herbeirief; dann zog er sich zurück. Er wollte warten, bis der rechte Augenblick ge-

kommen sein würde, um Ellinor zu sagen, daß sie noch nicht freundlos und verlassen sei, ob auch der erlösende



Tod ihrem einzigen natürlichen Beschützer für immer die Augen geschlossen hatte.

— — — — — — — — — — — —

Doktor Seydorf, der sich in der Frühe des nächsten

Tages einstellte, sprach seine Meinung dahin aus, daß der Tod infolge einer Herzschwäche eingetreten sei, und auf Werners unter vier Augen an ihn gerichtete Frage, ob eine rechtzeitige ärztliche Hilfeleistung den Kranken zu retten vermocht hätte, zuckte er die Achseln.

„Vielleicht wären die sinkenden Lebensgeister durch starke Reizmittel noch einmal aufzustacheln gewesen, aber nach allem, was du mir von seinem bisherigen Geisteszustande erzählt hast, war es sicherlich das beste so."

Werner verließ noch an demselben Vormittage das Haus; statt seiner aber kam die Schwester Seydorfs, um der tiefgebeugten, in ihrem Schmerz nahezu fassungslosen Ellinor beizustehen. Am Tage nach der Beisetzung Lindens, die auf dem Friedhof des Städtchens erfolgte, reiste der junge Bildhauer ab, ohne mehr als einen ganz kurzen Abschied von der Verwaisten genommen zu haben. Von künftigem Wiedersehen oder gar von Liebe war mit keiner Silbe zwischen ihnen die Rede gewesen; aber sie wußten trotzdem, daß sie einander nicht mehr verlieren könnten. Das Band, das jene gemeinsam durchlebte Nacht im Sterbezimmer des unglücklichen Doktors um ihre Herzen geschlungen, war unzerreißbar, und Halliger hatte die Heiligkeit des großen Schmerzes, dem vorerst Ellinors ganze Seele gehörte, durch kein unzeitiges Geständnis zu verletzen brauchen, um sich ihrer zu versichern. —

Als er dann im nächsten Sommer wiederkam, sich das beglückende Jawort von der Geliebten zu holen, blühten duftige Rosen auf Doktor Lindens Grab. Doch nicht auf seinem Grabe allein; denn duftige Rosen schmückten auch den Hügel, unter dem der braune Dhalip seinen letzten langen Schlaf that. Er hatte seinen Herrn nur um wenige Monate überlebt. Ohne eine nachweisbare Krankheit war er gestorben, und Doktor Seydorf hatte an seinem Totenbette gesagt: „Ich weiß wohl, daß es in der Pathologie

keine gebrochene Herzen giebt, in der Praxis aber kommen sie doch zuweilen vor, wie mir scheint. Ich habe diesem Manne in meinen Gedanken einst schweres Unrecht gethan. Das bitte ich ihm jetzt an seiner Bahre von Herzen ab, denn wer aus Trauer um einen toten Gebieter sterben kann, der ist wahrhaftig ein guter Kerl gewesen!"

Und diese kurze Leichenrede war besser als alle, die am Grabe des armen Dhalip hätten gehalten werden können.





Eine Forschungsreise in das arktische Goldland.

Bilder aus Alaska. Von **Rudolf Cronau.**

Mit 20 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

„Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles!" Die Wahrheit dieses Dichterwortes bestätigt wieder einmal das neuerdings nicht nur in San Francisco und in Kalifornien, sondern in ganz Nordamerika ausgebrochene Alaska-Goldfieber.

„Auf nach Klondyke (sprich: Klondeik)!" wurde das allgemeine Feldgeschrei, als die ersten dort gemachten reichen Funde des gleißenden Metalls im Sommer 1897 bekannt wurden. Tausende von Menschen, Goldgräber von Beruf und andere Arbeiter, Ackerbauer und Handwerker, aber auch zahlreiche Leute aus höheren Berufsklassen, sowie Abenteurer aller Art, die im hohen Norden ihr Glück zu finden hofften, zogen nach dem neuen Dorado, bis der schon im September hereinbrechende Winter dieser Völkerwanderung im kleinen ein Ziel setzte.

Alaska, die in den Stillen Ozean sich erstreckende nordwestlichste Halbinsel des amerikanischen Festlandes, welche Rußland im Jahre 1867 um 7,200,000 Dollars an die Union verkaufte, zählt noch heute zu den am wenigsten



Im Chilcootpaß.

bekannten Ländern der Erde. Es ist eigentlich schon Polarland, hat einen sehr kurzen Sommer und einen sehr langen und strengen Winter, der das ganze Gebiet unter Schnee und Eis legt.

Durch die Behringsstraße ist Alaska von Asien getrennt; im Osten grenzt es an die kanadische Provinz Britisch-Kolumbia. Es hat einen Flächeninhalt von 1,376,380 Quadratkilometer mit nur etwa 40,000 Einwohnern, von denen im Süden der größte Teil Indianer und im Norden Eskimos sind. Der bedeutende Reichtum des Landes an wertvollen Mineralien ist längst bekannt; es liefert Kohlen, Eisen, Graphit, Serpentin, Porphyr, Kupfer, Edelsteine, Silber und — Gold.

Das neue Goldland liegt indessen nur zum kleineren Teile in Alaska, zum größeren in Kanada, und zwar im kahlen nordwestlichen Distrikt, der seinen Namen vom Jukonflusse hat und durch die Vereinigung des Lewis mit dem Pellet beim Fort Selkirk entsteht. Die Grenze des Jukondistrikts gegen Alaska bildet der 141. Grad westlicher Länge vom Eismeer im Norden bis zum St. Eliasberge im Süden. Das Zentrum der Goldfelder liegt ungefähr bei Fort Cudahy, dem Sitz der Handelsgesellschaft für Alaska und einer Filiale der Nordamerikanischen Handels- und Transportgesellschaft von Chicago. Etwa 250 Kilometer aufwärts am Jukon mündet das Flüßchen Klondyke bei Dawson City.

Das Goldland kann auf zwei Wegen erreicht werden: vom Fort St. Michael an der Mündung des Jukon auf Dampfern diesen Fluß hinauf bis Dawson City. Da aber der Jukon während neun Monaten zugefroren ist, beschränkt sich dieser Weg auf drei Monate im Jahre. Der zweite Weg führt von Juneau den Lynnkanal hinauf bis zu einem der Landungsplätze am Nordende des Kanals und steigt dann das Gebirge hinauf. Es führen mehrere Pässe nach

dem Oberlaufe der Quellströme des Jukon hinüber, von denen die begangensten der Chilcootpaß, der Teiya und der Weiße Paß sind. Der Chilcootpaß ist schon im Herbst schweren Schneestürmen ausgesetzt und sehr schwierig zu begehen. Für Pferde ist er nur eine kurze Strecke zu brauchen, die Goldsucher sind deswegen genötigt, sich indianische Träger für ihr Gepäck zu mieten. Ueber den Weißen Paß hat die Britische Jukongesellschaft einen Saumpfad herstellen lassen; Pferde können die ganze Strecke zurücklegen.


Ein Goldgräber.

Jenseits des Gebirges beginnt das Quellgebiet des Lewis, bestehend aus dem Lindemansee und einigen kleineren Seen. Erst hinter den White Horse Rapids (Stromschnellen) wird dann der Jukon für Dampfschiffe befahrbar.

Die kanadische Pacificbahn plant für 1898 eine direkte Bahnlinie nach Klondyke; auch der Bau einer Telegraphenlinie ist bereits ins Auge gefaßt. Unzweifelhaft wird die Entdeckung der Goldfelder auch den Anlaß zu einer eingehenderen Erforschung des Landes bieten, die sich bisher auf die Küstengebiete und einige größere Stromläufe beschränkte. Um so mehr verdient daher ein von dem Amerikaner E. J. Glave vor einiger Zeit ausgeführter Vorstoß ins Innere von Alaska beachtet zu werden, über den einige ausführlichere Mitteilungen unseren Lesern gerade in diesem Augenblick

sicherlich willkommen sein werden. — Es gab bis dahin noch gar keine Pferde oder sonstige Lasttiere in Alaska: die Reisenden waren daher bei einer Reise ins Innere völlig auf die indianischen Träger angewiesen, welche es niemals unterließen, die Notlage einer solchen Expedition nach Kräften auszubeuten. Das hatte Glave auf einer früheren Reise genügend kennen gelernt, und er beschloß daher den Versuch zu wagen, statt der indianischen Träger Packpferde zum Transport der für eine Inlandexpedition erforderlichen Ausrüstung zu verwenden. Das Experiment war, da — wie gesagt — noch niemals zuvor Pferde nach Alaska gebracht worden waren, nicht nur vollständig neu, sondern auch ein sehr gewagtes. Keiner der mit der Natur Alaskas vertrauten Goldgräber und Pelzhändler glaubte an die Verwendbarkeit der Tiere in einem von so reißenden Strömen, steilen Schluchten, endlosen Wäldern und tiefen Sümpfen erfüllten Lande. Glave aber ließ sich nicht abschrecken und brach, nachdem er sich der Dienste eines ihm von seiner früheren Reise her bekannten, überaus brauchbaren Waldläufers, Namens John Dalton, versichert hatte, mit vier Packpferden von Seattle im Staate Washington auf.

Ein Küstendampfer brachte die kleine Karawane nach Pyramid Harbour, an der Mündung des Chilkatflusses, wo das Indianerdorf Klokwan gelegen ist. Als die beiden Weißen daselbst ankamen, war die gute Jahreszeit noch nicht weit genug vorgeschritten, und so konnten sie nicht nur in aller Ruhe ihre letzten Vorbereitungen für die Reise treffen, sondern auch einige Studien über die dem weitverbreiteten Stamme der Tlinkiten angehörenden Chilkatindianer anstellen.

Das Dorf Klokwan besteht nur aus einigen zwanzig Holzhütten, in deren aus roh behauenen Planken gefertigten Dächern weite Oeffnungen dem Rauch der inmitten der

Hütten brennenden Feuer Abzug gewähren. Viele in den Wänden angebrachte Schießscharten, sowie zahllose Spuren von Kugel- und Schrotschüssen beweisen, daß auch in diesen entlegenen Gegenden das Leben nicht ohne Kampf und Hader dahinfließt.

Und in der That waren die Chilkats, wie alle an der Nordwestküste Nordamerikas seßhaften Indianerstämme, ihres überaus kriegerischen Sinnes halber besonders in früherer



Aufstieg zum Chilcootpaß.

Zeit sehr gefürchtet. Auf ihren schnellen Kriegskanoes schlichen sie sich häufig genug im Dunkel der Nacht an feindliche Dörfer oder schlecht bewachte europäische Schiffe, massakrierten die Insassen oder ließen sie all die Leiden und Demütigungen einer harten Sklaverei erleben, die meist dadurch ein jähes Ende nahm, daß der Gefangene eines Tages während eines allgemeinen Festes ergriffen und getötet wurde.

Gleich allen Indianern jenes Gebietes teilen sich auch die Chilkats in verschiedene Klans oder große Familien,

die ihren Namen irgend einem lebenden Wesen entlehnen. So giebt es zum Beispiel die Familie der Raben, der Wölfe, Bären, Adler und Schnecken, und die Hütten der hervorragendsten Männer dieser Familien zeigen an ihrer Vorderseite große geschnitzte Holztafeln oder gar bis 20 Meter hohe Totenpfeiler, welche in überaus grotesk zusammengestellten Tierbildern die Klanzeichen der einzelnen Familien und den Stammbaum desjenigen aufweisen, der den Pfahl anfertigen und aufrichten ließ.

Auch andere Ueberbleibsel aus jenen Tagen, wo mächtige Häuptlinge mit barbarischem Pomp hier Hof hielten, fanden sich in den Hütten von Klokwan in Menge, so zum Beispiel die aus Holz kunstvoll geschnitzten Tanzmasken, welche bald fratzenhaft verzerrte Menschenantlitze oder aber groteske Vögelköpfe u. s. w. darstellen, und vielfach Vorrichtungen besitzen, so daß die Augen und Kiefer dieser Masken von dem Tanzenden, dem sie sehr genau über Kopf und Gesicht passen, bewegt werden können.

Ferner sahen die Reisenden einen nahezu 5 Meter langen und 35 Centimeter tiefen Holztrog in Tiergestalt, vor welchem früher bei festlichen Gelagen die Dorfbewohner dicht zusammengedrängt saßen und wahre Wettkämpfe veranstalteten, wer am meisten des in dem Trog befindlichen Bären-, Bergziegen- oder Lachsfleisches verschlingen und daneben die gewaltigsten Quantitäten Beeren oder Thran bewältigen könne.

Wie allüberall die eingeborenen Völkerschaften, sobald sie mit weißen Händlern in Berührung treten, ihre althergebrachten Bräuche ablegen und selbst die Kleidung mit derjenigen des weißen Mannes vertauschen, so auch die Tlinkiten. An Stelle der malerischen, zumeist aus Leder gefertigten, mit allerhand Zieraten behängten und mit bunten Ornamenten bemalten Kostüme treten mehr und mehr die nüchternen, jedes künstlerischen Eindrucks mangeln-

den Kleidungsstücke der Weißen. Nur da und dort sieht man noch eines jener alten Kriegsgewänder, einen der aus dem Haar der Bergziegen mühsam gewebten Mäntel, oder einen der hölzernen Kriegshelme in Tiergestalt. Häufiger werden



Abstieg vom Gebirge.

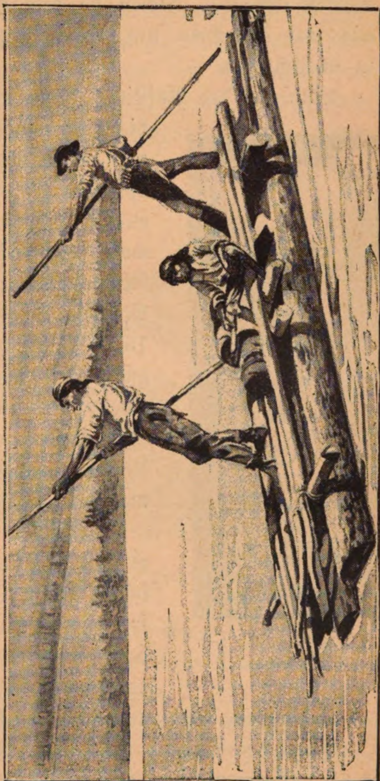
noch die fein geflochtenen kugelförmigen Basthüte getragen, deren Seiten mit allerhand Tierfiguren oder menschlichen Augen in seltsamer Verschlingung bemalt sind.

Trotz der vielfachen Berührungen mit den Weißen ist der frühere Charakter des Chilkats ziemlich unverändert geblieben. Er ist ein seltsames Gemisch von mürrischer

Verschlossenheit, Unbeweglichkeit und Aberglauben. — Endlich, gegen Ende des Monats Mai, war die Witterung so weit vorgeschritten, daß die beiden Amerikaner Klokwan verlassen und den Marsch ins Innere antreten konnten. Sie bewerkstelligten zunächst den Uebergang über den stark angeschwollenen Chilkatfluß, indem sie sich in einem indianischen Boot hinüberrudern ließen und die nachschwimmenden Pferde am Halfter hielten. Dann folgte man dem von Westen her in den Chilkat einfallenden Klihini, der einem mächtigen Hochgebirgsgletscher seinen Ursprung verdankt und sich in schnellem Lauf durch ein steiniges Felsthal dem Chilkat entgegenstürzt. Mehrmals mußte die Reisegesellschaft auch dies vom Schneewasser geschwellte Flüßchen kreuzen, bis sie endlich, nachdem kaum zwanzig englische Meilen zurückgelegt waren, wieder ein Lager beziehen mußte. Die Berghänge lagen noch voll Schnee, und da man häufig ausgedehnte Schneeflächen zu kreuzen hatte, in welche die schwerbepackten Pferde tief einsanken, so verfielen die Weißen auf den Plan, die Tiere mit Schneeschuhen zu versehen. Man flocht dieselben aus jungen Weidenzweigen und befestigte sie mit Riemen an die Beine der Tiere. Anfänglich sträubten die letzteren sich gewaltig gegen solch ungewohntes Schuhwerk, zitterten vor Furcht und suchten es unter heftigem Schnauben abzuschütteln. Als dies nicht gelang, bäumten sie sich hoch empor und fochten mit den Vorderfüßen wild in der Luft


Indianischer Träger.

umher, um gleich darauf wieder niederzufallen und mit den Hinterfüßen heftig auszuschlagen. Durch tägliche Uebung gewöhnten die Tiere sich endlich an das unbequeme Fußzeug, das aber verhältnismäßig wenig zur Anwendung kam, da der Schnee mittlerweile ziemlich fest geworden war.


Auf einem Floß über den Yukon.

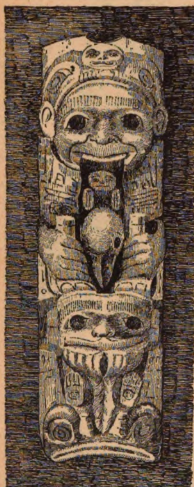
Endlich konnte der Marsch wieder fortgesetzt werden, und bald erreichte die kleine Karawane den Fußhügel der alaskischen Felsengebirge, die mit der Küste eine anfänglich nordwestliche, dann westliche Richtung beschreiben und in dem 5575 Meter hohen St. Eliasberg*) ihren höchsten Gipfel erreichen. Da lag sie vor den Blicken der erstaunten Reisenden, die stolze Hochgebirgskette mit ihren noch unbezwungenen Eisgipfeln und Schneehörnern, eine Schranke

*) Prinz Ludwig von Savoyen, Herzog der Abruzzen, hat auf einer Forschungsreise kürzlich den Eliasberg bestiegen und die oben genannte Höhe festgestellt. Genaue Messungen des Berges hatten bis dahin nicht stattgefunden.

bildend, die bisher allen Versuchen, über sie hinweg in das Binnenland Alaskas vorzudringen, Trotz geboten hatte.

Indem die Amerikaner den Klihini verließen und gen Norden abbogen, wichen sie dem Hauptzug des Gebirges aus und brauchten nur die niedrigeren Punkte desselben zu überschreiten.

Während des Aufstiegs hatte man sich anfangs durch dichte Nadelhölzer einen Weg zu bahnen, weiter oben folgten dünnes Knieholz und grobes Gras, auf den Höhen endlich moosbedeckte Felsblöcke und weite Schneefelder. Unter großen Mühseligkeiten, aber ohne sonderliches Mißgeschick erklomm man endlich ein 1550 Meter hohes Plateau, das sich meilenweit dahinzog und nirgendwo einen Blick in die tiefer gelegenen Landschaften gestattete. In weitem Umkreise war der Horizont mit schimmernden Schneekuppen umgürtet.

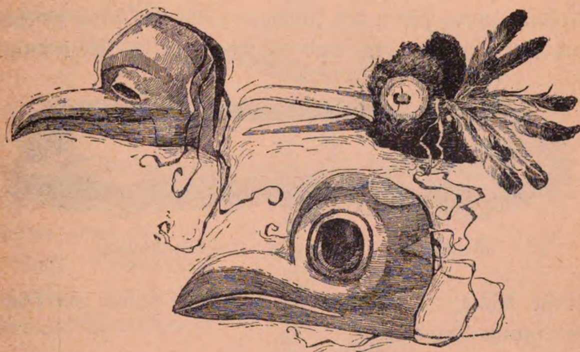


Ein Totenpfeiler der Chilkatindianer.

In diesen einsamen Höhen ging es fast beständig über weite Schneefelder, deren Oberfläche so hart gefroren war, daß die Hufe der Pferde kaum einen bemerkbaren Eindruck hinterließen. Mitunter aber, wo unter der Schneedecke Spalten verborgen lagen, brach die harte Oberfläche des Schnees unter dem Gewicht der Packpferde; so versank einmal Glave mitsamt seinem Roß in einem kleinen eisigen Strom, der unter der harten Schneekruste wie in einem Tunnel dahineilte.

Ueberall waren die Spuren früherer Gletscher deutlich erkennbar. Da und dort zeigten sich die bekannten Gletscherschliffe oder tiefe Höhlungen und dunkle Schluchten, wo

äußerste Vorsicht erforderlich war, die steilen Seitenwände zu ersteigen oder hinabzuklettern. Ganze Lawinen losen Gerölls polterten häufig genug hernieder, manchmal glitten die Pferde auf schlüpfrigen Granitplatten aus und rutschten mehrere Schritte weit, bevor es ihnen gelang, wieder festen Fuß zu fassen. Die Schwierigkeiten des Marsches verringerten sich nicht, nachdem man das Hochplateau gekreuzt hatte und wieder in tiefer gelegene Landschaften hinabstieg. Da stieß man auf weite, mit Moränenschutt überlagerte



Tanzmasken der Chilkatindianer.

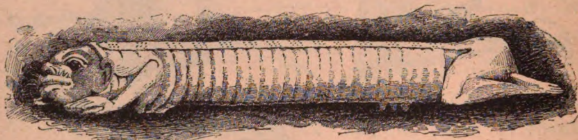
Strecken, wo Felsstücke, Rollsteine und Sand das Vorwärtskommen erschwerten; dann wieder sanken die Tiere bis an den Leib in schwammigen Morast, aus dem sie nur befreit werden konnten, nachdem man sie alles Gepäcks entledigt hatte.

Nach Ueberwindung all dieser harten Mühseligkeiten erreichte man endlich in mehreren Tagen einen kleinen Strom, auf dessen nördlichem Ufer am Fuß eines steilen bewaldeten Hügels ein Indianerdorf lag. Zum Zeichen ihrer Annäherung feuerten die Reisenden nach Landesbrauch einige blinde Schüsse ab, worauf die ganze Bewohnerschaft des Dorfes hervorstürzte, zu den Kähnen eilte und die

Reisenden samt ihrem Gepäck über den Strom beförderte, wobei die Pferde wie früher am Halfter gehalten wurden und schwimmend den Fluß kreuzten.

Das Dorf hieß Niske-te-hin und war den beiden Reisenden bereits von ihrer früheren Alaskareise her bekannt, wo sie von Norden her kommend das Dorf berührten und von hier aus den Alseckstrom bis zur Küste verfolgten.

Die Ankunft der Weißen rief begreiflicherweise in Niske-te-hin die größte Aufregung hervor, und besonders die Pferde bildeten den Gegenstand unaufhörlicher Verwunderung. Niemals zuvor hatten die Indianer solche Geschöpfe gesehen, noch von ihnen gehört, und da ihnen jegliche Bezeichnung



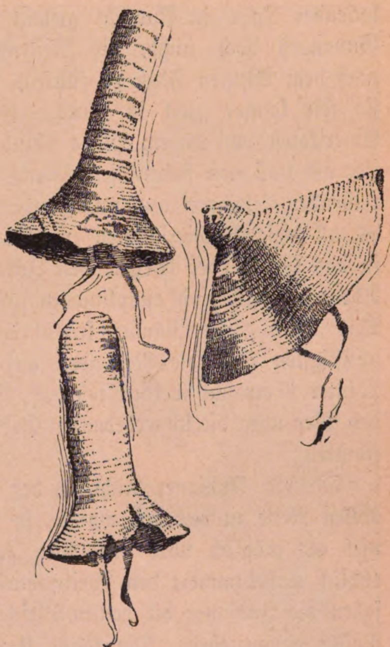
Geschnitzter Holztrog der Chilkatindianer.

für sie fehlte, so nannten sie dieselben einfach harklane ketl (große Hunde).

Das Dorf Niske-te-hin ist der Hauptort der Gunanarindianer, welche den im Osten und Norden vom Jukon, im Westen vom Kupferfluß und im Süden von den Küstenfelsengebirgen begrenzten Teil Alaskas bewohnen und eine höchst eigenartige Sprache besitzen, die von derjenigen der Chilkats durchaus verschieden ist. Sie zeichnet sich nämlich durch eigentümliche Laute aus, die an das Geräusch erinnern, welches bei dem plötzlichen Zerreißen eines Stückes Baumwollenzeug entsteht.

Die Gunanarindianer sind friedlicher gesinnt, als die von ihnen gefürchteten Chilkats, welche ihnen in jeder Beziehung überlegen sind und diese Ueberlegenheit, wo sie nur können, zu ihrem Vorteil ausbeuten.

Aus den Lebensgewohnheiten der Gunanars ist hervorzuheben, daß wohl kein Volk auf Erden dem Genuß des Tabaks leidenschaftlicher ergeben ist, wie dieses. Das narkotische Kraut wird geraucht und gekaut, überdies beschmieren Männer und Frauen ihre Zähne und Gaumen noch mit einer aus angefeuchtetem Schnupftabak und Asche zusammengerührten Salbe. Selbst während des Schlafes nehmen diese Tabaksfanatiker den Priem nicht aus dem Munde, wie auch kleine Kinder von kaum sieben bis acht Jahren keine sich darbietende Gelegenheit verfehlen, um einige Züge aus Vaters Pfeife zu thun.



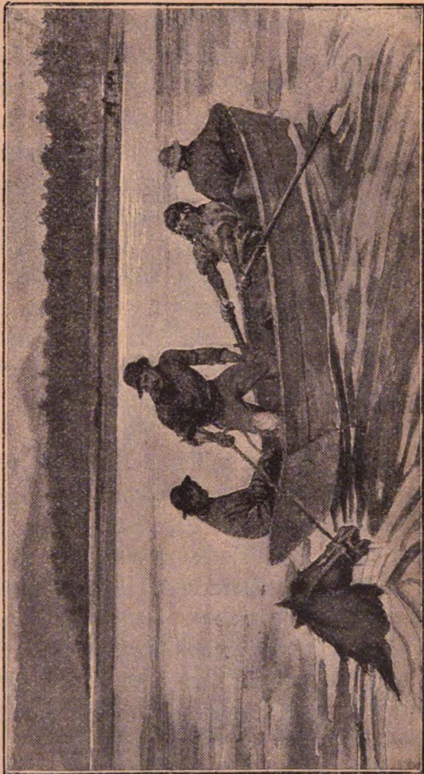
Basthüte der Chilkatindianer.

Der Ort ist Sammelpunkt für alle Jäger der Gunanars, die während des Winters in kleinen Trupps sich über das ganze Land verbreiten, um der Jagd obzuliegen. Im Frühjahr und Sommer kommen sie hier zusammen, wo sich auch Händler vom Chilkatstamme einfinden, um gegen Gewehre, Munition, Decken, Tabak und sonstige Tauschobjekte die Felle der von den Gunanars erlegten Tiere einzuhandeln, wobei die Gunanars von ihren rothäutigen Mitbrüdern, die es verstehen, sie von der Küste fern zu halten, in der Regel

gewaltig übers Ohr gehauen werden. In Nis-ke-te-hin suchten die beiden Amerikaner vergeblich Führer zu bekommen, welche sie auf ihrem weiteren Vorstoß in das noch unbekannte Innere geleiten sollten. Obwohl verlockender Lohn in Aussicht gestellt wurde, so wagten die Gunanars doch nicht, die Reisenden in der Richtung nach dem Weißen Fluß zu führen, mit dessen Anwohnern sie seit langer Zeit in blutiger Fehde lagen. Um die Amerikaner von diesem Wege abzubringen, schilderten sie ihn als voll von bodenlosen Sümpfen, tiefen Schluchten, reißenden Strömen und unpassierbaren Gletschern. Gelinge es, all diese Schwierigkeiten zu überwinden, so komme man in das Gebiet der kriegerischen Jukays, welche die beiden Abenteurer sicherlich ausplündern und abschlachten würden. Das Land dieser Räuber sei übrigens so fern, daß im günstigsten Fall die Reisenden auf ihrem Rückweg vom Winter überrascht werden würden, so daß sie nicht mehr den Weg über die schneebedeckten Gebirge zur Küste nehmen könnten.

Da die Indianer nicht zu der augenscheinlich gefahrvollen Reise zu bewegen waren, so suchten die Weißen so viel als möglich über den Weg zu erkunden und traten endlich unbekümmert den Weitermarsch an. Voll Erstaunen sahen die Indianer die beiden Bleichgesichter mitsamt ihren Rossen davonziehen. Die kleine Karawane schlug zunächst einen schmalen Indianerpfad ein, der über einen Hügel quer durch dichte Wälder ging. Solange dieser Pfad den Wald durchschnitt, vermochten die Reisenden ihn leicht zu erkennen, denn die Schwierigkeit des Vorwärtskommens in diesen dichten Wäldern zwingt die Indianer, möglichst die Spuren der Vorgänger einzuhalten. Ungleich schwerer ist es dagegen, ihn in offenem Gelände, auf Tundren und Wiesenflächen zu erkennen, wo die Indianer keinen bestimmten Pfad einhalten, sondern solche

Strecken bald in dieser, bald in jener Richtung durchschneiden. Hier fehlen die Spuren fast gänzlich, was besonders auf den Umstand zurückzuführen ist, daß die Indianer größere Reisen fast nur im Winter ausführen und dabei sich der Schneeschuhe und Schlitten bedienen, deren Eindrücke natürlich mit dem Schnee verschwinden. Häufig mußten die beiden Reisenden an solchen Stellen Kompaß und Sextanten zu Rate ziehen, um die Richtung festzuhalten. Besonders war dies auch in solchen Waldgebieten notwendig, wo während des vergangenen Winters mächtige Stürme über das Land hinweggebraust waren und ganze Wälder niedergeweht hatten. Es war vielfach kaum möglich, zwischen den Massen gefallener und geknickter Stämme hindurchzukommen. Häufig mußten die Reisenden mit dem Beil für sich und die Pferde einen Weg bahnen,



Uebergang über den Chilkatfluß.

bald wieder durch schwankende Moräste, tiefe Schluchten und reißende Gewässer einen Weg suchen. Und dabei vermochten sie sich kaum der Moskitos zu erwehren, die in wahren Wolken über Menschen und Tiere herfielen und die kleinsten Blößen zu erspähen wußten. Nur dadurch konnten die Reisenden der Anfälle dieser blutdürstigen Insekten sich einigermaßen erwehren, daß sie das Gesicht und alle unbedeckten Körperteile mit einer dicken Fettschicht überzogen. Da dieses Mittel sich bewährte, so überzogen die Reisenden auch die empfindlicheren Teile der furchtbar gequälten Pferde, die nächste Umgebung der Augen und Nüstern, sowie andere Weichteile mit Fett.

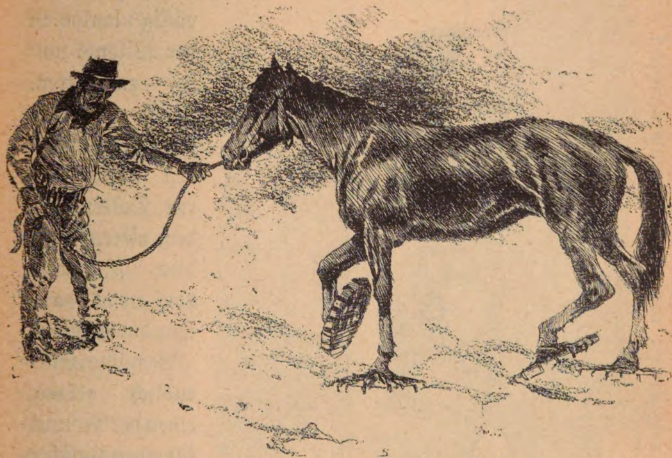
Stellenweise traten die Moskitos in so ungeheuren Schwärmen auf, daß ein Verbleiben an solchen Orten lebensgefährlich gewesen wäre. Man mußte schleunigst freiere Plätze aufsuchen, wo die entsetzlichen Plagegeister durch den Rauch angezündeter Feuer vertrieben werden konnten.

Die Indianer wissen sich der Moskitos gleichfalls nur durch den Rauch starker Feuer zu erwehren, lassen aber beim Aufgeben ihrer Lagerstätte häufig jene Feuer brennen und geben so Ursache zu verheerenden Waldbränden, die mitunter über Strecken von vielen Quadratmeilen hinziehen. Solchen Waldbränden, sowie den Moskitos mußten die Reisenden es zuschreiben, daß sie fast nirgendwo Wild antrafen, da fast alle Jagdtiere im Sommer sich auf die dem freien Luftzug ausgesetzten Höhen zurückziehen, wohin die Moskitos nicht zu folgen vermögen.

Im übrigen bietet Alaska im Sommer, wenn Thäler und Hügel frei von Schnee sind und das Eis nicht länger Ströme und Seen überbrückt, einen äußerst malerischen Anblick. Die große Feuchtigkeit des Bodens und die warme Luft rufen eine üppige Vegetation hervor. Zwischen die dunklen, immergrünen Wälder, welche die Berghänge be-

kleiden, schieben sich ausgedehnte, mit mannigfachen bunten Blumen bewachsene Wiesen, aus denen silbern erglänzende Seen und Flußläufe hervorschimmern. An den Waldgrenzen und auf den Lichtungen reifen überall wilde Beeren in Menge, kurz überall erweckt die Landschaft den Eindruck einer weit südlicher gelegenen Region.

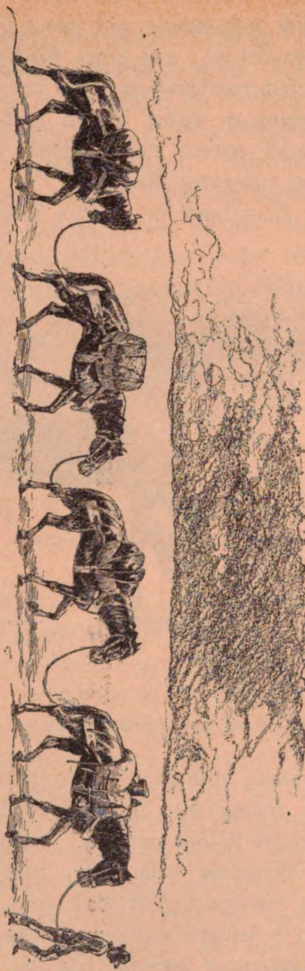
Je weiter die Amerikaner in der von ihnen verfolgten



Ein Pferd mit Schneeschuhen.

nordwestlichen Richtung vordrangen, desto spärlicher wurden die von früheren indianischen Jagdstreifen hinterlassenen Spuren, endlich hörten sie fast ganz auf. Immer dringender machte sich das Bedürfnis nach einem kundigen Führer geltend, geriet die Reisegesellschaft doch einmal trotz aller Vorsicht in einen so gefährlichen Sumpf, daß es fast unmenschlicher Anstrengungen bedurfte, um die Pferde aus dem nachgiebigen Schlamm und den mit eiskaltem Wasser gefüllten Löchern zu befreien.

Schließlich konnte man sich der Ueberzeugung nicht



Passieren eines hartgefrorenen Schneefeldes.

länger verschließen, daß es ratsamer sei, nochmals den Versuch zu wagen, sich von Niske-te-hin einen Führer zu verschaffen, als völlig planlos in der Wildnis umher zu irren. Während Glave mit drei Pferden zurückblieb, ritt Dalton auf dem vierten nach dem Indianerdorf zurück, wo es ihm durch schlaue Bemühungen endlich gelang, einen der Männer für einen täglichen Sold von zweieinhalb Dollars und freie Beköstigung als Führer zu gewinnen.

Dieser Zuwachs der Expedition sollte sich aber eher als eine Last, denn als eine wertvolle Bereicherung erweisen, indem nach der Art der Alaskaindianer der nahezu zwei

Meter lange Bursche über die Mühseligkeiten der Reise zu jammern begann und beständig Unwohlsein vorschützte. Hätte er in eigenen Geschäften zu reisen gehabt, so würde er sicherlich nicht gemurrt haben, so hingegen wurde ihm seine eigene Wolldecke zu schwer, und beständig jammerte er: „I sharn hut. Tu wu u nuk! — Ich bin zu bedauern, ich bin sehr krank!"



Indianer aus Niske-te-hin.

Als die Weißen hiervon keine Notiz nahmen, gab der Indianer seinen Leiden noch stärkeren Ausdruck durch die Worte: „I sharn hut, hutklake duish; klake dnik! — Wie bin ich zu bedauern, ich habe nur einen Vater und eine Mutter!"

Daß der Indianer mit dem Plan umgehe, heimlich zu seinen einsamen Eltern zurückzukehren, bemerkten die Amerikaner sehr bald, und obwohl sie ihn scharf bewachten, so war er doch eines Morgens spurlos verschwunden.

Wieder befanden sie sich nun allein in der weiten, end-

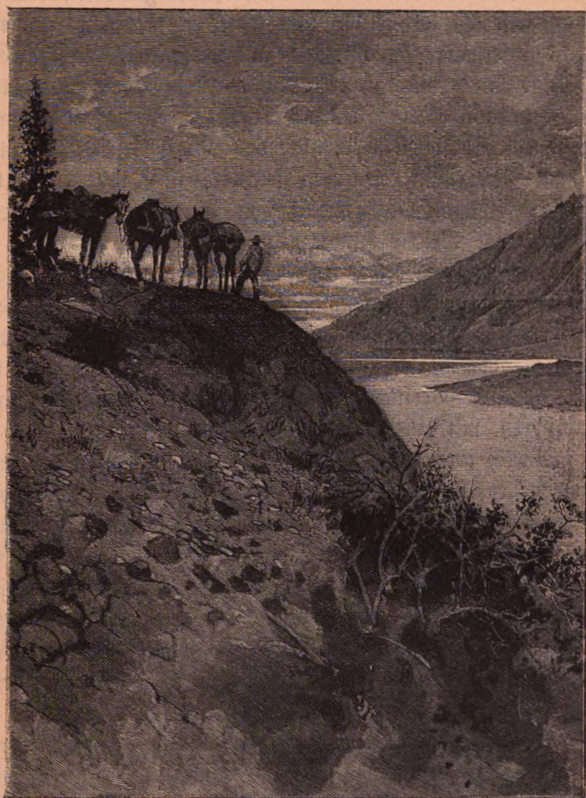
losen Wildnis. Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich ihrer, denn die Anstrengungen der Reise, das beständige Suchen nach gangbaren Wegen, die unaufhörliche Sorge um die Pferde, sowie der ewige Kampf mit den Moskitos nahmen die Kräfte der Forscher gar zu sehr in Anspruch.

Da wollte es das Glück, daß zwei Tage später zwei Indianer sich dem Lagerplatz näherten. Sie kamen von einer nach den Küstengegenden unternommenen Handelsreise und beabsichtigten, nach ihrem im Innern Alaskas am Hutchy-Eyesee gelegenen Wohnsitz zurückzukehren. Sie trugen schwere Lasten von wollenen Decken, Pulver und Schrot, die sie gegen Felle eingetauscht hatten. Da sie in der gleichen Richtung zogen, wohin die Amerikaner zu kommen strebten, so fiel es den letzteren nicht schwer, ein Abkommen mit den Indianern dahin zu treffen, daß letztere die Führung des Zuges übernahmen, wohingegen sie ihre schweren Bündel den Packpferden aufladen durften.

Da die Indianer selbst danach trachteten, möglichst bald daheim einzutreffen, so kam die kleine Karawane schnell vorwärts. Man gelangte an das Ufer eines großen Flusses, des Kaskar-Wurlch, der in den Alseck mündet und mit diesem dem Ozean zueilt.

Wollte man die bisher verfolgte Richtung gen Norden beibehalten, so mußte man den tiefen und ziemlich breiten Strom überschreiten. Dies geschah, indem die Reisenden aus Baumstämmen ein rohes Floß zimmerten und darauf das Gepäck hinüberbeförderten, während die Pferde wieder wie früher den Fluß schwimmend kreuzen mußten. Glücklich gelangte man auf die rechte Stromseite und wand sich nun tagelang zwischen labyrinthartig verschlungenen Seen, Tümpeln und Sümpfen hin, um endlich wieder in ein bewaldetes hügeliges Land einzutreten, welches ein ungeheures, in nordwestlicher Richtung verlaufendes Thal bildet und fast bis zum Ostarm des Kupferflusses reicht. Dieses gleichfalls an

Flüssen, Seen und Sümpfen überreiche Gebiet ist selbst für Indianer so schwierig zu bereisen, daß es selten von ihnen



Am Kaskar-Wurlchfluß.

besucht wird; und in der That sahen die Reisenden nur spärliche Zeichen, welche davon Kunde gaben, daß umherziehende Indianer vielleicht vor Jahren hier ihre Lagerstätten aufgeschlagen hatten.

Die beiden Indianer begannen nach wenigen Tagen, sobald die Karawane eine Lichtung erreichte, von wo man einen Ueberblick über die weite Landschaft gewinnen konnte, vermittelst kleiner Feuer und darüber gelegtem grünen Gras allerhand Rauchsignale zu geben, um durch deren etwaige Erwiderung zu erfahren, ob Leute ihres Stammes vielleicht auf einem Jagdzug befindlich in dieser Gegend weilten. So sorgsam sie über das Meer der Wälder und Hügel spähten, so erblickten sie doch nirgends eine antwortende Rauchsäule, welche von der Gegenwart eines menschlichen Wesens Kunde gegeben hätte.

Nanchay, der ältere der beiden Indianer, erwies sich als ein mit dieser Gegend durchaus bekannter Führer; jeder Fuß breit der einsamen Region schien ihm vertraut, im übrigen aber war er ein ungeselliger Murrkopf und beantwortete alle Versuche, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, mit einem bloßen Grunzen.

Endlich erreichte der Zug die Stelle, wo Nanchay zur Zeit seiner Abreise seine Familie zurückgelassen hatte. Der Lagerplatz war leer, und nirgendwo eine Spur sichtbar, wohin die Angehörigen des Indianers sich gewendet haben möchten. Der Alte ließ nun häufiger Rauchsignale aufsteigen, und endlich entdeckte das scharfe Auge seines Sohnes Tsuk in weiter Ferne eine dünne Rauchsäule, die sich von dem Gipfel eines bewaldeten Hügels emporringelte und den Lagerplatz der Familie Nanchays anzeigte.

Schnell strebte man diesem Punkte zu, wo begreiflicherweise die Ankunft der Weißen und besonders der nie zuvor gesehenen Pferde großes Aufsehen erregte, wohingegen die Rückkehr Nanchays und seines Sohnes, obwohl dieselben eine monatelange, gefahrvolle Reise hinter sich hatten, augenscheinlich nicht den geringsten Eindruck machte. Nachdem das Weib des Alten ihre durch die Fremden angefachte Neugier befriedigt, kehrte sie zu ihrer Beschäftigung zurück,

ohne ihren Gatten auch nur eines Grußes gewürdigt zu haben.

Die augenscheinlich in großer Armut lebenden Indianer waren mit der Ansammlung von Wintervorräten beschäftigt. Ueberall hingen an den hervorragenden Stangen ihrer aus



Vorratshütte auf Bäumen.

Brettern und Buschwerk gebildeten Lagerstätten Teile von Elen- und Renntieren, Bergziegen, Bergschafen und anderem Wild, um an der Sonne gedörrt oder im Qualm der Feuer geräuchert zu werden. Mit dieser Thätigkeit beginnen die Indianer im August und streifen einen Teil des einsamen Landes nach dem anderen ab, bis die Erträgnisse der Jagd

ausreichend scheinen, um über die Winterszeit hinwegzuhelfen.

Die Vorräte werden in Höhlen, zwischen den Aesten hoher Bäume oder in kleinen, auf hohen Pfählen stehenden Hütten geborgen, wo sie außerhalb des Bereichs wilder Tiere sind. Ein Teil der Vorräte wird an gewissen Stellen der Jagdplätze verborgen, wo sie während des Winters, wenn die Jäger den Pelztieren nachstellen, leicht zugänglich sind.

Obwohl die männlichen Bewohner des Lagers Flinten besaßen, so führten sie, wie fast alle Jägerstämme Amerikas, nebenbei ihre alten, zuverlässigen Bogen und Pfeile, die besonders dann in Anwendung kommen, wenn es dem Jäger gelingt, sich in größere Nähe des Wildes anzuschleichen. Im Gebrauch der mit Spitzen aus Eisen, Kupfer oder Knochen versehenen Pfeile erlangen schon die Knaben durch unablässige Uebung große Fertigkeit, wie die Knaben überhaupt durch Veranstaltung von Ringkämpfen, Wettrennen, Wettspringen und -schießen sich auf ihren künftigen Jägerberuf vorbereiten. Vielfach begleiten sie die Väter auf ihren Jagdausflügen und machen sich namentlich beim Transport des erlegten Wildes nützlich.

In dem Lager sahen die Weißen zwar kein Gold, wohl aber Proben gediegenen Rotkupfers, wie es in ähnlicher Farbe und Beschaffenheit im Staat Michigan und auf einigen Inseln des Superiorsees gefunden wird. Wie dort mitunter kolossale Blöcke reinen Kupfers im Gewicht von 25,000 Kilogramm gehoben wurden, so scheinen die im Innern von Alaska befindlichen Kupferlager ebenso reich zu sein, denn mehrfach brachten Inlandindianer, wenn sie die Küstenplätze besuchten, große Klumpen dieses Metalles mit, die augenscheinlich von weit mächtigeren Blöcken abgehackt waren.

Die genaue Lage dieser anscheinend sehr reichen Kupferminen, die der Angabe der Indianer zufolge offen zu Tage



Ein Lager der Expedition.

liegen, ist den Weißen sowohl wie den Küstenstämmen unbekannt. Augenscheinlich bemühen sich die Inlandindianer das Geheimnis zu bewahren, da sie nicht nur nicht zu bewegen waren, den beiden Amerikanern die Fundstelle anzugeben, sondern auch alle Küstenindianer, welche in der Absicht kamen, die Minen auszukundschaften, mit Waffengewalt vertrieben.

Einige Tage nach Ankunft der Weißen hoben die Indianer ihr bisheriges Lager auf und sonderten sich in zwei Abteilungen, von denen die eine mit dem alten Häuptling Nanchay an der Spitze gen Norden abzog, um daselbst Elentiere zu jagen, während die andere beschloß, an dem in südwestlicher Richtung gelegenen Tlu-Arneysee Jagd auf Bergschafe zu machen.

Die Amerikaner schlossen sich der letzteren Abteilung an und beförderten auf ihren Packpferden einen Teil des indianischen Gepäcks, wogegen die Indianer wieder die Wegweiser machten. Der Marsch ging nur langsam von statten, da die Rothäute unterwegs jede sich darbietende Gelegenheit zur Jagd und zum Fallenstellen benutzten und die Pferde immer mehr mit ihrer Beute belasteten. Besonders die Frauen bekundeten beim Fang der zahlreich vorkommenden Erdeichhörnchen großes Geschick und entvölkerten mitunter an einem Tage eine ganze, Hunderte von Exemplaren enthaltende Kolonie dieser kleinen Nager, welche namentlich da, wo der Boden trocken ist, das ganze Erdreich unterminieren. Die Häute dieser Tiere dienen zusammengenäht zu allerhand Kleidungsstücken; das Fleisch hingegen ist einer der beliebtesten Leckerbissen der Indianer.

Der See Tlu-Arney ist einer der größesten Alaskas. An der von den beiden Weißen berührten südlichen Stelle zeigte er sich gegen sieben englische Meilen breit, erstreckte sich aber einem Meere gleich gen Norden, so weit das Auge zu reichen vermochte. Nach Aussage der Indianer, welche



Der Kaskar-Wurlch mit der Kette des St. Eliasberges im Hintergrunde.

versicherten, daß sie fünf Tage benötigten, um von dem Südende des Sees bis zum nördlichen zu kommen, soll der See an letzterem Ende durch einen Abfluß mit dem Jukon in Verbindung stehen. Die den See umgürtenden Gebirge sind reich an Zinnober, auch sind bestimmte Anzeichen vorhanden, welche auf das Vorkommen von Gold und Silber schließen lassen.

Die beiden Amerikaner schlugen ihr Zelt in der Nähe der Lagerstätte des alten Gu-schun-tar auf, der ihnen den Rat erteilte, nicht zu lange mehr im Lande zu verweilen,



Auf dem Marsch.

da der Winter nahe sei. In der That begannen bereits die niederen Spitzen der Gebirge sich mit Schnee zu bedecken, ein sicheres Zeichen, daß auch die Thäler sich bald in ihr weißes Wintergewand hüllen würden. —

Vor ihrer Abreise gedachten die Amerikaner noch eine kleine Entdeckungsreise auf dem See zu machen und bedienten sich hierzu eines kleinen indianischen Kanoes, welches sie im Gestrüpp verborgen fanden. Während dieser Fahrt kamen sie nahezu ums Leben, denn die anfangs günstige Witterung änderte sich plötzlich. Heftige Windstöße fuhren über das Wasser und peitschten dasselbe zu hohen Wellen empor, so daß sich das kleine Fahrzeug mit Wasser füllte und zu sinken begann. Vergeblich versuchten die beiden

Abenteurer Herr des Wassers zu werden. Im Gegenteil sahen sie sich, um nicht zu versinken, gezwungen, aus dem Boot zu springen und dasselbe durch Umstürzen seines flüssigen Inhaltes zu entledigen. Trotz aller Mühen wollte es den beiden nicht wieder gelingen, das Boot aufzurichten, und so mußten die Schiffbrüchigen versuchen, das Ufer schwimmend zu erreichen, indem sie sich an die Enden des Bootes



Bergthal zur Sommerszeit.

klammerten. Nach furchtbaren Anstrengungen gelang die Rettung, jedoch war alles Eigentum, das sich in dem Boot befunden hatte, verloren. —

Die Rückreise nach Niske-te-hin ging schnell und glücklich von statten. Die beiden Amerikaner wandten sich dem Kaskar-Wurlchflusse zu, der einem unweit des Tlu-Arneysees gelegenen gewaltigen Gletscher sein Dasein verdankt und durch die vom Nordwestabhang der Kette des St. Eliasberges herabkommenden Bäche schnell zu einem reißenden Strom angeschwellt wird. Als solcher stürzt er dem über-

aus wilden Alseck in die Arme, um mit ihm vereint dem großen Ozean zuzueilen. Beide Flüsse, sowie mehrere dem oberen Alseck zugehörigen Ströme entwässern ein ungeheures Territorium, von dem die Gelehrten bisher mit Unrecht annahmen, daß es wie das Innere Grönlands weit und breit mit Eisfeldern und Gletschern überlagert und gänzlich unbewohnbar sei.

Daß die Verhältnisse thatsächlich weitaus günstiger liegen, daß sich nördlich von der eisbepanzerten Kette der Felsengebirge von Alaska weite grasige Thäler mit zahlreichen Seen, Flüssen und einer verhältnismäßig reichen Vegetation befinden, daß daselbst während der Sommerszeit, wo die Sonne im Juni oder Juli nur für wenige Stunden unter den Horizont hinabsinkt, das Klima so mild ist, daß Erdbeeren und andere Waldfrüchte zur Reife kommen, das alles sind die Ergebnisse der Reise der beiden Amerikaner, welche ihren großen Erfolg in erster Linie dem Umstande zuschreiben, daß sie sich durch die Mitnahme von Packpferden unabhängig von den Indianern machten.

Als die beiden Pioniere der Forschung Niske-te-hin verließen und sich bereits auf dem Wege zur Küste befanden, trat starker, von Schneestürmen begleiteter Frost ein, Beweis genug, daß sie nicht zu früh der Warnung des alten Gu-schun-tar gefolgt waren. Denn der Winter bricht hier urplötzlich über die Lande herein und beginnt sein strenges Regiment nach nur kurzem Vorspiel. Die Spitzen der Hügel färben sich allmählich weiß; bald wälzen sich von den hohen Gebirgen graue Wolkenvorhänge hernieder, verschleiern Wälder, Thäler und Schluchten und hüllen alles ringsum in einen dicken Mantel von Schnee. Das Tosen der Gletscherströme verstummt, und Flüsse und Seen des arktischen Goldlandes liegen beinahe neun Monate lang unter dicken Eismassen verborgen.





Um einen Dukaten.

Historische Erzählung nach den Akten des k. k. Kriegsarchivs.

Von **A. D. Borum.**

---

1. (Nachdruck verboten.)

„Nein, gewiß nicht, lieber Graf — das hieße Ihre Ritterlichkeit mißbrauchen. Ich bitte, bleiben Sie da."

Graf Alexander Karolyi verbeugte sich. „Ich bedaure, meine Gnädigste, auf meiner Bitte bestehen zu müssen. Berauben Sie mich nicht des Glückes, Ihnen meine Ergebenheit und Dienstwilligkeit zu zeigen. Wolle Gott, daß ich es durch eine große That beweisen könnte, wie ich Sie hochachte, verehre und — liebe."

Dies letzte Wort hatte der schöne, stattliche Mann so leise gesprochen, daß es die Frau des Hauses, Madame Bonneval, durch den begleitenden feurigen Blick aus den tiefdunklen Augen des ungarischen Magnaten mehr erriet als verstand. Ein kokettes Lächeln bewegte die vollen Lippen der kleinen Französin, und zwischen den halb geschlossenen Augen winkte es dem Manne wie eine süße Verheißung zu.

„Gut, gut," versetzte sie, „angenommen! Ihr Wille geschehe."

„Verzeihen Sie," wendete sie sich nun zu den Anwesenden, „wenn ich unseren lieben Grafen der Gesellschaft eine

kurze Zeit raube, und noch dazu einer so nichtigen Sache wegen. Aber der Herr Graf erbot sich selbst dazu, und Sie wissen ja, wenn ein Ungar sich etwas vornimmt —"

„So führt er es auch aus," ergänzte der Husarenoberst Forgasch; „namentlich, wenn es gilt, den Wunsch einer so liebenswürdigen Dame zu erfüllen."

Das Händchen der Hausfrau war wie unabsichtlich während dieser Rede der des Grafen Karolyi nahe gekommen, und sie ließ es geschehen, daß er die Hand ergriff und heiß küßte. Rasch entzog sie ihm dann die Hand mit kurzem Auflachen und verbarg sie neckisch hinter dem Rücken.

„Die Sache ist nämlich die," erklärte Graf Forgasch, „wir haben in Kaiser-Ebersdorf, wo mein Regiment liegt, vortrefflichen Tokayer, wie ihn nur der König und der Primas von Ungarn trinken, und da unsere unvergleichliche Frau Wirtin den Wunsch geäußert hat, welchen zu versuchen, erbot sich der Herr General Graf Karolyi, persönlich hinüberzureiten und einige Flaschen dieses Zaubertrankes mitzubringen."

„Persönlich?" Der ironische Ton dieser Frage paßte zu der wegwerfenden Gebärde, mit welcher der Sprecher sie begleitete. Es war ein junger Mann, dessen glattrasiertes Gesicht eher den Ausdruck eines Gelehrten oder Geistlichen hatte, als den eines Soldaten, wiewohl der Inhaber die Uniform eines Infanterieobersten trug. Oberst Graf Heister hatte das vertrauliche Benehmen der schönen Hausfrau gegen den ungarischen General längst mit verbissenem Grimm beobachtet und war froh, Gelegenheit gefunden zu haben, den aufgespeicherten Groll zu entladen.

„Sie beliebten zu sagen, Graf Heister?" frug Graf Karolyi, und seine kraftvolle Gestalt richtete sich auf.

„Wollen Sie es durchaus wissen?"

„Ich verlange es."

„Nun, ich meinte," warf der junge Oberst leicht hin,

„daß es bequemer wäre, einen Diener um die Flasche Wein zu schicken.“

Graf Karolyi biß sich auf die Lippe. „Seien Sie überzeugt, Herr Oberst, mein Reitknecht hätte auch genügt, wenn der Wein nicht für die erste Dame meiner Welt bestimmt wäre, sondern für eine andere Person, zum Beispiel —“

Ein lauter, ängstlicher Ruf, den die Französin in diesem Momente ausstieß, verhinderte den Ungarn, die beabsichtigte Beleidigung zu vollenden, dennoch hatte sie Oberst Graf Rudolf Heister gefühlt, sein blasses Gesicht erglühte, seine Augen flammten, und der zuckende Mund suchte nach einer Antwort.

Indessen achtete niemand auf ihn; der Ausruf der Französin lenkte die Aufmerksamkeit ihrer Gäste um so mehr auf sie, als sie wie in kindlicher Unbeholfenheit ihre Hand mit dem ausgestrecktem kleinen Finger von sich hielt und ängstlich auf den roten Blutstropfen blickte, der diesem entquoll.

„Diese häßlichen Kleider!“ schmollte sie, „überall Nadeln und Nesteln. Da —“ wendete sie sich zu dem Obersten, „was sehen Sie so blutdürstig drein — da, trinken Sie meines. — So — und nun sind Sie mir ergeben, mein Sklave auf Leben und Tod; ich aber Ihre gütige, gewogene Herrin.“

Der junge Oberst hatte zwar den Blutstropfen von dem kleinen Finger weggeküßt, aber er that es mehr unter dem Banne der befehlend wirkenden Worte als aus Leidenschaft. Schweigend und beinahe mürrisch nahm er auf dem kleinen, nur für zwei Personen bestimmten Diwan Platz, wohin ihn Frau Bonneval zu sich heranwinkte.

„Und Sie, Graf Karolyi,“ sprach sie jetzt mit einnehmendem Lächeln zu dem ungarischen Kavalier, „frisch auf's Pferd! und lassen Sie sich als schneidiger Reiter bewundern.“

Ein älterer Herr — es war Graf Heister, der Vater des Obersten — dessen langschößiger Hofrock mit dreifachen Tressen auf den Rang eines Generalfeldwachtmeisters deutete, hatte bisher in einer Fensternische mit einem höheren Beamten der Zivilverwaltung angelegentlich gesprochen und näherte sich jetzt dem Grafen Karolyi, reichte ihm die Hand und sagte halb scherzend: „Glück auf zum fröhlichen Ritt, Karolyi! Aber den Tokayer werden wir leider doch nicht sehen."

„Warum nicht, Excellenz?"

„Hm — weil mein Freund hier, der Oberfinanzprokurateur Herr v. Zistersdorf, Protest dagegen einlegt."

„Ach, Herr v. Zistersdorf, wie ungalant!" schmollte Frau Bonneval, während Karolyi, völlig verständnislos für das Vernommene, den Beamten fragend ansah.

„Leider, leider, meine Gnädigste — ich bin unglücklich — aber Gesetz, Pflicht, Gewissen gebieten mir, ungalant zu sein," nahm Zistersdorf jetzt das Wort. „Es giebt da ein Privilegium der hochachtbaren Bürger der kaiserlichen Residenzstadt Wien, das im Jahre 1702, also erst im vorigen Jahre, erneuert wurde durch Seine allerheiligste römische Majestät, unseren Kaiser Leopold I., und gegeben schon in frühesten Zeiten der Babenberger."

„Was ist das für ein Privilegium?" forschte Karolyi.

„Die Herren kennen es nicht? Unglaublich!" krähte Zistersdorf. „Haben die Herren schon innerhalb der Mauern Wiens einen anderen Wein getrunken, als den allerdings vortrefflichen Kahlenberger, Grinzinger, Alsecker, Nußdorfer, überhaupt solche Weine, die im Stadtgebiete Wiens gekeltert werden? — Nein. Ausgenommen bei Hofe, bei Seiner Majestät. Sonst darf niemand fremden Wein innerhalb des Weichbildes ausschenken, und das Einschmuggeln solcher Weine ist strenge verboten."

„Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als die Herren

Husaren in Kaiser-Ebersdorf zu überfallen und uns bei ihnen zum Tokayer einzuladen!" klagte lustig Madame Bonneval.

„Es wird ein Ehrentag für mein Regiment sein," beteuerte Oberst Forgasch.

Karolyi aber wendete sich spöttisch gegen Zistersdorf und sagte: „Ich bin noch unglücklicher, als Sie, Herr v. Zistersdorf, daß ich das Privilegium der guten Wiener übertreten muß. Ich habe es unserer Göttin versprochen, und damit ist alles gesagt."

„Bisher wußten Sie eben nichts von der Ungesetzlichkeit dieser Handlung!"

„Das ändert nichts an meinem Entschluß. In einer Stunde wird Frau v. Bonneval die Freundlichkeit haben, uns echten Tokayer zu kredenzen. Heute nur eine Probe, aber nächster Tage erbiete ich mich, zwei Fäßchen des edlen Weines bei hellem, lichtem Tage nach Wien einzuführen."

„Ah!" — „Das wäre." — „Trotz Maut, Zollwache und Stadtsoldaten?" tönte es von verschiedenen Seiten.

„Trotz Herrn v. Zistersdorf sogar!" lachte Karolyi.

„Junger Mann," sagte der Beamte ernst, „Ihr Unternehmen ist gesetzwidrig, um so mehr jetzt, wo Sie davon Kenntnis haben. Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu warnen und vor einer Unbesonnenheit zu bewahren."

„Ich bitte Sie, Herr v. Zistersdorf, Ihre Pflicht vollständig zu erfüllen und namentlich die Thorposten und Mauten auf mein Unternehmen aufmerksam zu machen," prahlte Graf Karolyi. „Das möchte ich doch sehen, ob es einem ungarischen Reiter nicht gelingen sollte, eure lahmen, invaliden Zöllner hinters Licht zu führen."

„Aha, also ein Husarenstückchen!" schmunzelte Graf Heister, der Vater. „Aber, mein lieber Karolyi, ich kann Ihnen keine günstigen Aussichten stellen, denn mein Freundchen Zistersdorf ist ein schlauer Fuchs, der sich nicht so leicht über den Löffel barbieren läßt."

Dabei klopfte er dem Beamten freundschaftlich auf den Rücken, um die etwas derbe Sprache des eigentümlichen Lobes zu mäßigen.

„Und ich, Excellenz,“ rief Karolyi, „biete jede Wette an, daß ich von heute binnen einer Woche zwei Fäßchen Tokayer am hellen, lichten Tage durch Maut und Thorwache hindurch nach Wien bringe.“

„Ich halte die Wette,“ sagte Oberst Heister, „doch unter der Bedingung, daß Bestechung der Zollbeamten ausgeschlossen ist.“

„Gilt!“

„Also hundert gegen eines —“

„Das heißt?“

„Gelingt es Ihnen, Graf Karolyi, den Wein hierher in den Salon unserer reizenden Wirtin zu bringen, so zahle ich hundert Dukaten, im Gegenfalle zahlen Sie einen Dukaten.“

„Die Wette ist zu ungleich.“

„Keineswegs. Ich bin ganz sicher, daß Ihr Versuch mißlingt.“

„Ich kann sie nur dann annehmen, wenn die überzählig entfallenden neunundneunzig Dukaten unserer Dame für ihre frommen Sammlungen gehören dürfen,“ entgegnete Karolyi.

„Meinetwegen,“ lächelte Oberst Heister. „Aber Madame Bonnevals Armenkasse thut mir leid, die Aussichten auf die neunundneunzig Dukaten sind sehr gering. — Indessen biete ich Ihnen eine Gegenwette an. Sie behaupteten vorhin, in einer Stunde mit einer Flasche Wein von Kaiser-Ebersdorf zurück zu sein. Nach Kaiser-Ebersdorf ist es eine gute deutsche Meile.“

„Und das sollte ein ungarisches Pferd nicht leisten? Man hört den Infanterieoffizier sprechen,“ fuhr Karolyi auf.

„Sie brauchen sich gar nicht in die Brust zu werfen,“

versetzte Oberst Heister kalt. „Eine Meile hin, eine zurück, die unerläßlichen Manipulationen an Ort und Stelle, ein eventueller Zufall und so weiter geben mir trotz der unbändigen Hochachtung vor Ihrer Reiterei doch eine gewisse Berechtigung, an dem Gelingen Ihres Wagnisses zu zweifeln. Sind Sie aber Ihrer Sache ebenso sicher, wie ich es hinsichtlich der anderen Wette bin, so brauchen Sie nur den Preis derselben, ähnlich wie ich vorhin, festzusetzen."

„Gewiß, gewiß, das will ich!" rief Karolyi. „Also hundert gegen eins."

„Gilt!"

„Bin ich in sechzig Minuten, von dem Momente an gerechnet, da ich unten im Hofe aufsitze, nicht wieder an derselben Stelle, so zahle ich hundert Dukaten, und für jede Minute später strafe ich mich noch mit zehn weiteren Dukaten."

„Ich bin einverstanden," sagte Heister.

„Und wie steht die Bedingung hinsichtlich des überschüssigen Wettpreises und der frommen Stiftung für meine Schützlinge?" fragte Madame Bonneval.

„Das hat diesmal mein geehrter Herr Gegner zu bestimmen," antwortete nach einer kleinen Pause der ungarische Kavalier. — „Guten Abend, schönste Frau, guten Abend, meine Herren! Meine Fecske scharrt schon ungeduldig mit den Hufen — ich bitte, die Uhren zur Hand zu nehmen."

Alles eilte zu den Fenstern und beobachtete beifällig, wie Graf Karolyi Gurtung und Zäumung seines Reitpferdes prüfend überflog, sich dann gewandt in den Sattel schwang, mit dem Kalpak nach den Fenstern hinauf grüßte und dann in kurzem Trabe sich gegen das Stubenthor wendete. Es war genau dreiviertel auf sieben Uhr abends, und Graf Karolyi hatte nicht viel über eine Stunde Zeit, da im Juli — in welchem Monate diese wahre Geschichte spielte — die Stadtthore um acht Uhr abends geschlossen wurden.

Oberst Heister blickte noch längere Zeit durch das Fenster, während die anderen Herren einer Aufforderung des Vetters der Hausfrau, des Marquis Bonneval, sich um den Spieltisch setzten und dem damals sehr beliebten Kartenspiel Mistigri eifrig huldigten.

Da legten sich zwei kleine Hände auf seine Augen, und eine süß schmeichelnde Stimme fragte: „Wer ist's?"

Der Oberst ergriff diese Hände und zog sie sanft bis zu seinem Halse herunter, wendete den Kopf nach rückwärts, und hierbei streifte sein Mund unwillkürlich die Stirne der Dame, die sich hinter ihn geschlichen hatte.

„Sie haben mir heute sehr wehe gethan, Claire," sprach der junge Kriegsmann traurig.

„Habe ich Ihre Eifersucht erregt, mein schöner Ritter?" flüsterte die Französin. „O, dann ist es gut; wo Eifersucht, da ist auch Liebe."

Ihre flammenden Augen blickten verheißend in das ernste Gesicht des Deutschen.

„Mit demselben Blicke haben Sie ihn auch angeschaut!" sagte er bitter.

„Das war durch die Brille der Eifersucht gesehen. Solche Blicke kommen aus dem tiefsten Herzen, und dieses schlägt für Sie, mein Held!"

Bei diesen Worten hatte die kokette Frau die Rechte des Obersten in ihre beiden Hände genommen, sie gestreichelt und an sich gedrückt. Ein finsterer Zug überflog aber alsbald ihre beweglichen Züge, als Oberst Heister über diese Gunstbezeugung nicht besonders entzückt zu sein schien.

„Sind Sie aber heute ungalant!" schmollte sie. „Die letzten Tage, die wir miteinander hier verbringen, könnten Sie schon liebenswürdiger sein."

Der Oberst blickte sie fragend an. „Sie verreisen, Claire?"

„Ach, verstellen Sie sich doch nicht. Ich verreise nicht —

aber Sie. Ihr Regiment hat ja Ausrüstungsbefehl für den Marsch nach Ungarn bekommen. Sie werden sich mit den Kuruzzen schlagen."

„Woher wissen Sie das? Noch ist es nur meinem Vater und mir bekannt."

„Und mir, wie Sie sehen. Stoßen Sie zu der Armee des Generals Rabutin oder bleiben Sie unter dem Kommando Ihres Vaters?"

„Vielleicht werden Sie mich darüber aufklären, da Sie ja allwissend sind," versetzte er nicht ohne leise Ironie.

„Sie kommen nach Süden, mein Lieber, aber vor zwei Monaten bringen Sie Ihr Regiment wohl nicht auf die vorgeschriebene Kriegsstärke."

„Das werde ich nach zwei Monaten sehen. Darf ich Sie dann zur Generalmusterung einladen, schöne Frau? Es ist immer ein kleines Fest damit verbunden."

„Danke, werde nicht verfehlen. Unser ganzer intimer Freundeskreis wird hoffentlich dabei sein. Die Forgasch-Husaren aus Kaiser-Ebersdorf auch. — Aber werden die noch da sein in zwei Monaten? Wohin kommen diese?"

„Da müssen Sie schon Graf Forgasch selbst fragen oder den Herrn Grafen Karolyi," antwortete vorsichtig Heister.

„Das will ich thun, und hoffentlich sind die Herren Ungarn galanter als Sie. Wollen Sie mir wenigstens den Arm reichen und mich zu dem Tische Fortunens führen? Vielleicht ist sie mir dann günstiger."

Sie lachte bei diesem Ausfall, aber ein unzufriedener Mißton klang doch aus ihrer Stimme heraus.

„Mit dem größten Bedauern, hierdurch eine der angenehmsten Stunden meines Lebens zu stören, füge ich mich Ihrem Befehle," sprach Heister, und mit ausgesuchter, beinahe übertriebener Höflichkeit reichte er ihr den Arm. —

Am Spieltische hatte in kurzer Zeit der Marquis, der heute mit unerhörtem Glück spielte, seine Partner so ziemlich

ausgeplündert; den beiden Neueintretenden ging es nicht besser, nur erklärte sich Madame Bonneval lachenden Mundes als ewige Schuldnerin ihres Verwandten, und der Oberst behauptete, nachdem er eine kleine Summe verloren hatte, heute sich nicht mit mehr Geld versehen zu haben und auf Bons nicht weiter zu spielen.

So bot denn der glückliche Gewinner seinen Gästen für einen der nächsten Tage Revanche an, und das allgemeine Interesse wandte sich nun der Frage zu, ob Graf Karolyi zur festgesetzten Zeit eintreffen werde, denn schon rückte der Zeiger immer näher an das dritte Viertel vor acht Uhr. Da flog plötzlich die Thür auf, und Graf Karolyi stürzte keuchend und zu Tode erschöpft in den Salon.

„Wie viel Uhr ist es?“ stöhnte er und warf sich auf den kleinen Diwan, daß er in allen Fugen krachte.

Es war noch nicht dreiviertel auf acht, noch fehlten an der zum Austrag der Wette bestimmten Stunde anderthalb Minuten.

„Hier — der in Glanz und Ehren verdiente Dukaten,“ sagte Oberst Heister. „Meinen aufrichtigsten Respekt vor der gewaltigen Leistung von Reiter und Pferd.“

Alle Anwesenden sprachen aufgeregt durcheinander.

„Eigentlich habe ich — die Wette — nicht als — Reiter gewonnen!“ stieß Karolyi, zwischen den einzelnen Sätzen und Wörtern mühsam Atem holend hervor. „Die letzte Strecke — vom Wirtshaus „Zum roten Hahn“ bis her — bin ich gelaufen.“

„Um so verdienstvoller!“ — „Das sind ja wohl über zweitausend Schritte!“ — „Darum hörte man kein Pferdegetrappel bei der Ankunft!“ — „Erstaunliche Leistung!“ — „Was ist's mit dem Pferde?“

Der nach Atem Ringende brauchte längere Zeit, um allen diesen Ausrufen und Fragen gerecht zu werden.

„Ich mußte mich über Gebühr lange in Kaiser-Ebers-

dorf aufhalten," erzählte er schließlich, „der Kellermeister war nicht zu finden, bis wir die Kellerthüre erbrachen und die Kanaille betrunken zwischen Fässern und Flaschen fanden. Schnell einige Flaschen in die Satteltasche, dem Schurken von einem Kellermeister einen Kreuzhieb über den krummen Rücken als Abschlagszahlung und im Carriere über die Simmeringerheide auf die Landstraße! Die Flaschen klappern nur so in der Packtasche und drohen zu zerbrechen. Also heraus mit einer, um Platz zu machen. Ich halte sie in der rechten Hand und schwinge sie wie einen Säbel. Wird da bei der Maut ein Zöllner frech und verlangt gehorsam zu wissen, was in der Flasche enthalten ist, nachdem er vorsichtshalber den Schlagbaum schon früher heruntergelassen hat. Nun, meine Fecske hat ihm mit dem Hinterhufe die Antwort gegeben, als sie über den Kerl und den Schlagbaum in einem Satz hinübersprang. Schadet nichts! — Soll sich morgen bei mir melden, kriegt goldenes Pflaster auf die Wunde. — Aber meine Fecske ist ausgepumpt. Kein Schenkel, kein Spornstreich, kein Zuruf, kein Zungenschlag regt sie mehr an, und plötzlich — gerade vor dem großen Wirtshaus auf der Landstraße — stürzt das treue Tier. Der Wirt und seine Leute eilen hinaus; ich übergebe ihm die Bescherung und, um mein Wort zu erfüllen, laufe ich mit der einen Flasche hier wie ein Verbrecher davon. Nun, da bin ich — und da ist der Wein. Möge er Ihnen vortrefflich munden!"

„Bruder," meinte Graf Forgasch ernst, „ein Husar hätte nicht sein Pferd verlassen sollen. Danken Sie ihm, gnädige Frau, für diese nur aus Liebe für Sie begangene Husarensünde; abgesehen von den Unannehmlichkeiten, die sonst noch aus der Geschichte erwachsen können."

„Deren erste diese ist, daß ich als Vertreter des beleidigten Gesetzes diesen Vorfall zur Anzeige bringen muß, so leid es mir auch thut," ertönte jetzt Herrn v. Zistersdorfs hohe Stimme.

„Ich habe Sie schon einmal gebeten, mein Herr, Ihre Pflicht nicht im geringsten zu versäumen, und mache Sie jetzt noch einmal darauf aufmerksam, daß ich nächster Tage zwei Fäßchen Wein hier einzuführen gedenke, um sie der Gnädigen zu Füßen zu legen," höhnte Graf Karolyi.

„Und die Herren werden mir helfen, ihn auszutrinken," lächelte Madame Bonneval, „diese Flasche behalte ich für eine ganz besondere Gelegenheit als Ehrentrunk. Die seltsame Erwerbung derselben rechtfertigt diese Auszeichnung."

Dann dankte sie mit warmen Worten und noch wärmeren Blicken ihrem Ritter für die bewiesene Ergebenheit.

Die beiden Heister, Herr v. Zistersdorf und später auch Graf Forgasch entfernten sich bald nach Karolyis Rückkehr. Letzterer blieb noch länger; die Französin hatte ihn heimlich hierzu eingeladen und blieb noch über eine Stunde im traulichen Geplauder mit ihm zusammen. Nur war Madame Bonneval viel zurückhaltender, als es Graf Karolyi erwartet hatte, es wurde viel mehr von Politik, vornehmlich über die neuen Tökölyschen Unruhen in Ungarn gesprochen, als über Liebe. Die reizende Frau holte geschickt den Kriegsmann und Würdenträger über verschiedene militärische und staatliche Verhältnisse aus, die er ihr arglos enthüllte; selbstverständlich entdeckte er ihr auch den Plan in allen Einzelheiten, den er entworfen hatte, um die Zollbehörden hinters Licht zu führen.

Als spät am Abend Karolyi die Wohnung der Bonnevals verließ und das Absteigequartier, das er in Wien besaß, aufsuchte, schloß sich die Französin in ihrem Zimmer ein, öffnete ein geheimes Fach ihres Schreibtisches und entnahm daraus ein sorgfältig eingewickeltes Blatt Papier, auf welchem neben dem gewöhnlichen Alphabet andere Buchstaben, Ziffern oder besondere Zeichen standen. Es war ein Dechiffrierschlüssel, wie man solche nach Verabredung zwischen zwei

Personen benutzt, um für Uneingeweihte nicht zu lesende Dokumente und Mitteilungen aufzusetzen oder zu lesen.

Madame Bonneval hatte einige französische Sätze auf ein Papier mit Bleistift niedergeschrieben und beschäftigte sich nun damit, diese Worte, Buchstabe für Buchstabe, in das geheime Alphabet zu übersetzen. Manche Wörter schienen ihr Schwierigkeiten zu verursachen, und dann schrieb sie solch ein Wort auf einen losen Zettel mit den normalen und darunter mit den geheimen Buchstaben, um der richtigen Uebersetzung für die Reinschrift sicher zu sein und Mißverständnissen vorzubeugen. Sie arbeitete bis lange in die Nacht hinein mit großer Aufmerksamkeit und Vorsicht. Schließlich, nachdem sie die Reinschrift fertiggestellt und noch einmal geprüft und verglichen hatte, faltete sie dieselbe und versah sie mit einem doppelten Umschlag, den sie mit ihrem Ringe siegelte. Hierauf verbrannte sie den französischen Entwurf, sowie die losen Zettel, ordnete mit peinlichster Sorgfalt die übrigen Papiere und begab sich zur Ruhe.

Hätte sie geahnt, daß trotzdem eines dieser Papiere der Vernichtung entgangen sei, und zwar ein loses Blatt, welches gerade die Namen Heister und Alexander Karolyi enthielt, sie hätte nicht so ruhig bis in den späten Morgen geschlafen. Dieses verhängnisvolle Blättchen lag mit der unbeschriebenen Seite nach oben auf den für gelegentliche Notizen vorbereiteten Zetteln auf dem Schreibtisch. —

Zu gewohnter Zeit verließ Madame Bonneval ihre Wohnung, um in der nahe gelegenen Kirche ihre Andacht zu verrichten. Es waren wenige Besucher um diese Zeit im Gotteshause, und so blieb es unbemerkt, daß ein junger Geistlicher, unmittelbar nachdem die Dame ihren Kirchenstuhl verlassen hatte, wie zufällig an demselben vorüberschritt und ein kleines Briefchen, das er dort fand, an sich nahm.

Zu Hause angekommen fand sie den Oberst Heister vor, der sein gestriges unhöfliches Benehmen abbitten wollte. Madame Bonneval war sehr gütig und liebenswürdig, und zum Beweise des wiederhergestellten Friedens und des Vorzuges, dessen sich der Oberst in ihrer Gunst erfreuen sollte, verriet sie ihm den Plan Karolyis hinsichtlich der Angelegenheit mit dem Weine.

2.

Wer war Madame Bonneval? Man weiß das heute noch nicht, und damals wußte man es noch weniger. Ihr Begleiter, Marquis Claudius Bonneval, war aus Frankreich gekommen, wo er in der Marine und später im Heere gedient hatte, einer Subordinationsverletzung gegen den Minister Chamillard wegen aber flüchtete, und bewarb sich nun um eine Stelle in der österreichischen Armee. Er hatte Hoffnung, diese zu erhalten, denn nicht nur Prinz Karl von Lothringen-Commercy, sondern auch der Prinz Eugen von Savoyen selbst protegierten den jungen Franzosen.

Madame Bonneval war angeblich seine Base, Schwester, Schwägerin oder dergleichen. Niemand fragte danach; die eigentliche Gesellschaft ignorierte sie, aber es fanden sich bald alte und junge Lebemänner, welche die von Mutter Natur mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattete Französin als die schönste, geistreichste und liebenswürdigste Dame priesen, ihre Gunstbezeugungen als das höchste Glück ansahen, ihr zuliebe allerlei Thorheiten begingen und sich zu ihren kleinen Gesellschaften drängten, deren Hauptreiz die entzückende Hausfrau war. Damen verkehrten in dem kleinem Salon der Bonnevals, welchen sie sich erst vor wenigen Wochen in der Nähe des Stubenthores eingerichtet hatten, nicht. — In der Regel beschloß ein kleines Spiel diese gemütlichen Abende, aber es wurde hoch gespielt, und die begeisterten Verehrer der schönen

Dame rechtfertigten zumeist das Sprichwort von dem Glück in der Liebe und Unglück im Spiele.

Besonders bevorzugt waren von der Französin einflußreiche Politiker und höhere Militärs, namentlich solche, welche zu den eben ausgebrochenen Wirren in Ungarn in Beziehung standen. Das Bestreben der verführerischen Frau, sich in deren Vertrauen einzunisten, war so ersichtlich, daß es bei einigen älteren Herren Verdacht erregte; diese zogen sich zurück, man begann sie nach und nach als eine geheime Agentin Rakoczys und Tökölys oder doch des in dieser Sache unaufhörlich intrigierenden französischen Hofes zu beargwöhnen, und ein Wink des österreichischen Gesandten in Versailles an den Hofkammerpräsidenten Graf Salaburg berechtigte zur Vorsicht. Doch hatte die Geheimpolizei noch keinen Anlaß gefunden, einzuschreiten, da die Bonnevals anderseits mächtige Gönner besaßen.

Einer der eifrigsten Verehrer der reizenden Frau war der ungarische Erbobergespan Graf Alexander Karolyi, einer der angesehensten Magnaten der Stephanskrone und General der habsburgisch gesinnten Partei in Ungarn. Als solcher hatte er noch am 7. Juni des Jahres 1703 bei Dolha in der Marmaros die verwüstenden und plündernden Kuruzzenbanden geschlagen und war dann nach Wien berufen worden, um dort als Sachverständiger Vorschläge zur Beruhigung des aufrührerischen Landes zu machen. Er war in dem Schlosse zu Kaiser-Ebersdorf bei seinem Freunde Grafen Simon Forgasch abgestiegen, welcher in diesem Orte sein erst im Vorjahre aufgestelltes Husarenregiment drillte und schlagfertig machen sollte.

Graf Karolyi aber betrieb in Wien die Interessen des Staates sehr lau. Er war ein echter, selbstherrlicher Kavalier. Jagden, Rennen, tollkühne Ritte, Trinkgelage und Spiel füllten seine Zeit aus, bis er durch Forgasch die Bekanntschaft der Bonneval machte und nun öfter in

ihrem Salon, als in den Hof- und Kriegskanzleien zu finden war.

— — — — — — — — — — — —

Es war am dritten Tage nach der kleinen Gesellschaft bei Madame Bonneval, wo Karolyi sein Reiterstückchen gewonnen hatte, ein heller, heißer Sommertag Ende Juli 1703. Auf das Wasserglacis, wo heute der Stadtpark seine Anlagen ausdehnt, war eine Menge Volks aus der Stadt geströmt, und zahlreiche Müßiggänger der Vorstädte vergrößerten die Menge der Neugierigen. Ein seltenes Ereignis zu damaliger Zeit war heute zu sehen: ein ganzes Infanterieregiment, jenes des Obersten Graf Heister, war mit Fahnen und Gepäck ausgerückt, um auf den weiten Flächen des Wasserglacis und der unverbauten Donaukanallände Uebungen zu machen. Der Regimentsinhaber, Generalfeldwachtmeister Heister, war gleichfalls mit seinem Stabe erschienen, ja man wollte sogar den finsteren und grämlichen Mannsfeld-Fondi, den allgewaltigen Hofkriegsratspräsidenten, mit seinem Stabe gesehen haben, der heute ganz ausnahmsweise seinen bequemen Schreibstuhl mit dem lang entwöhnten Pferde vertauscht.

Noch eine Ueberraschung sollte heute den Neugierigen werden. Auf der Ungarstraße vom Neugebäude her sah man Reiter kommen, und freudig zischelte die Menge, daß die Forgasch-Husaren gleichfalls auf den Exerzierplatz kämen. In der That schwenkte bald bei dem Steinkreuze von Erdberg eine Schwadron dieser in Wien zum erstenmal gesehenen regulären Husaren ein. Hinter dem Rittmeister, der die Schwadron führte, folgten die beiden Trompeter in malerischer Kleidung und Pferderüstung, und zwischen ihnen auf einem kräftigen Schimmel der Pauker. Die beiden Pauken — nur wenige Husarenregimenter genossen die Auszeichnung, solche zu führen — hingen rechts und links vom Sattel und waren mit lang herabwallenden, mit dem Wappen des

Regimentsinhabers und dem kaiserlichen Namenszug gestickten Decken behangen.

Vor der Schwadron ritten die Grafen Forgasch und Karolyi.

Auf der Höhe des Kreuzes angekommen, von wo aus man über die Häuser und Gärten der Vorstadt weg das Glacis und die dort exerzierenden Truppen erblickte, hielt die Schwadron, und die Führer, denen das unvermutete Erscheinen so vieler Soldaten und Vorgesetzten auf ihrer Marschlinie aus irgend einem Grunde unangenehm sein mochte, bogen weiter nach links aus, um über den Rennweg nach dem Kärntnerthore zu ziehen.

Bald jedoch holte die Husaren ein Adjutant ein, um im höheren Auftrage zu fragen, was beabsichtigt sei. Oberst Forgasch antwortete, daß er eine Uebungsalarmierung vorgenommen habe. Er beabsichtige, durch Wien durchzumarschieren, um die noch halbwilden Pußtapferde an das Durchziehen von größeren Oertlichkeiten zu gewöhnen.

Der Adjutant hatte schmunzelnd diese Erklärung angehört, ungefähr mit einem Gesichtsausdrucke, welcher sagt: „Rede, was du willst, ich weiß, was ich weiß!“ und galoppierte nun davon. In kurzer Zeit war er wieder da mit der Meldung, Seine Excellenz der Generalfeldwachtmeister Heister finde dieses zufällige Ausrücken der Husaren sehr angenehm und seinen heutigen Absichten entsprechend; darum befehle er, die Schwadron habe ihren Weg durch das Stubenthor zu nehmen, wo auch Gelegenheit geboten sei, die Pferde an das Gewehrfeuer zu gewöhnen, da eben dort ein Regiment Infanterie im Feuer exerziere.

Karolyi und Forgasch sahen sich mit verlegenen Blicken an; achselzuckend gab letzterer das Kommando zum Wenden.

„Der Ungargott wird schon helfen,“ raunte ihm Karolyi zu; mehr konnte er kaum reden, denn der Adjutant wich den beiden nicht von der Seite und suchte sie in ein lebhaftes Gespräch zu verwickeln.

Während des kurzen Marsches hatten sich die Manöver der Infanterie, ob absichtlich oder zufällig, so weit von dem Thore entfernt, daß nahezu die Hälfte des Regiments sich bereits hinter den Husaren befand, als deren Spitze eben das Mautgebäude erreicht hatte.

In diesem Augenblicke kam ein zweiter Adjutant an den Obersten Forgasch herangesprengt mit der Meldung, daß der anwesende Hofkriegsratspräsident die Schwadron begrüßen werde, sie habe sofort zu halten und sich zum parademäßigen Empfange zu formieren.

Graf Forgasch warf einen ratlosen Blick auf seinen Freund, dieser konnte nur mit einem gemurmelten ungarischen Kernfluch antworten. — Was war da zu machen?

Die Kommandos ertönten, die Glieder und einzelne Reiter bewegten sich regelmäßig, das Durcheinander von Pferdebeinen, Menschen- und Pferdeköpfen entwirrte sich, und in wenig Augenblicken stand die Schwadron schnurgerade in einer Linie wie eine Mauer: die Offiziere vor der Front, der Rittmeister noch weiter vorne, vor der Mitte, die Trompeter und der Pauker nach Vorschrift vor der ersten Flügelrotte gerade dem Mauthause gegenüber. Der Oberst schloß an den Flügel an. Graf Karolyi, der dienstlich hier eigentlich nichts zu suchen hatte, war ausgetreten.

Es überschlich ihn wie eine unheimliche Ahnung von einer nahenden Katastrophe, als er so die arglosen Husaren auf der durch Häuser und Gärten begrenzten Landstraße aufmarschiert sah, gegen die Stadt zu die Festungsthore mit ihren Wachen, auf der anderen Seite die Infanterie, welche nun merkwürdigerweise quer über die Straße sich aufgestellt hatte, als wollte sie den Husaren den Weg nach Kaiser-Ebersdorf verlegen.

Und jetzt trottete auf einem frommen spanischen Gaul der finster blickende Feldmarschall Fürst Mannsfeld-Fondi daher, hinter ihm ein glänzendes Gefolge. War das nicht

eine drohende Miene des Hofkriegsratspräsidenten, mit welcher er den vorschriftsmäßigen Gruß des Ungarn erwiderte? Und zwinkerte der alte Heister nicht ein wenig schadenfroh mit den Augenwimpern? Wieder erschallten die Kommandos, die Säbel rasselten aus den Scheiden und blitzten salutierend durch die Luft, und die feierlichen Klänge des Präsentiermarsches schmetterten ihre langgezogenen Töne. Der Pauker aber, der diese durch dröhnende Wirbel und Doppelschläge begleiten sollte, saß da — die Paukenschlegel in der Hand, ratlos, mit starrem Blick und offenem Munde, ein Bild der verkörperten Verlegenheit.

„Warum schlägt Er nicht ein?" rief der hohe Herr den Pauker an.

Dem schien vor Schrecken die Sprache zu versagen.

„Rittmeister, warum schlägt der Mann nicht ein?"

Der Rittmeister biß sich in den lang herabhängenden Schnurrbart und warf einen fragenden Blick zu seinem Obersten hinüber. Dann rief er resigniert in ungarischer Sprache dem stämmigen Pauker den Befehl zu.

Die Schlegel wirbelten zwar in der Luft, aber der Ton klang matt und hölzern.

„Zum Teufel, Herr, was sind das für Pauken?"

„E — E — Exerzierpauken aus Holz — Erlaucht!" stammelte der in die Enge getriebene Rittmeister.

„So — Exerzierpauken? Habe mein Lebtag nichts von Exerzierpauken gehört! — Und diese seltsame Form! — Herunter mit den Decken!"

Da sprengte Graf Karolyi, der sich durch das Gefolge Bahn gebrochen, vor.

„Erlauben mir Erlaucht, den Vorfall persönlich und unter vier Augen aufklären zu dürfen!"

Fürst Mannsfeld-Fondi schaute befremdet auf. „Soviel ich weiß, haben Sie, Graf Karolyi, mit diesem Husarenregiment nichts zu schaffen?"

„In diesem Falle doch, ich bin sogar der Schuldige und bitte dringend —“

In diesem Moment stürzte Herr v. Zistersdorf vor und rief heftig gestikulierend: „Das sind keine Pauken; Irreführung der Behörde — absichtliche; das sind zwei Fäßchen Wein — ich will es beweisen —“

Und der eifrige Beamte eilte auf den Pauker zu, um die Decke von den Weinfäßchen — solche waren es in der That — emporzuheben.

Da sauste ein Flachhieb mit blanker Klinge ihm über den Rücken, und Oberst Forgasch rief mit dröhnender Stimme: „Wer wagt es, die Paukendecken*) eines kaiserlichen Husarenregiments unberufen zu berühren? — Husaren! Wer wagt es?“

Es rauschte durch die Reihen der bärtigen braunen Krieger, wild und drohend blickten die Husaren auf, mancher hob sich in den Steigbügeln, andere faßten die Zügel kürzer und den Säbel fester.

Fürst Mannsfeld-Fondi trat erschrocken zurück, jedoch der ihm zunächst im Range stehende Generalfeldwachtmeister Graf Heister drückte seinem Rappen die Sporen in die Flanken und sprengte vor die murrende Schwadron.

„Tod und Hölle!“ schrie er, „was soll das? Rebellion! — Oberst Heister, lassen Sie sofort laden und die Bajonette aufstecken!“

Eine unheimliche Stille, in der nur das Klappern der Bajonette und das Knarren der Serpentinschlösser ringsherum schauerlich erklang. Von drei Seiten waren die Husaren von der Heisterschen Infanterie umgeben. Ernst und das Schrecklichste erwartend, schauten die Musketiere auf die Husaren; finster und grimmig diese zu Boden.

---

*) Die Pauken waren damals gleich den Fahnen und Standarten als Heiligtum der Husaren angesehen, ihr Verlust schimpflich.

Niemand aber rührte sich, jeder hörte die bangen Schläge seines Herzens.

„Nun?“

Generalfeldwachtmeister Heister rief es — herrisch, drohend.

Jetzt stieß der Husarenoberst seinen Säbel geräuschvoll und ostentativ in die Scheide.

„Rittmeister,“ kommandierte der alte Heister, „lassen Sie die Säbel versorgen und führen Sie die Schwadron in die Quartiere! Die ‚Exerzierpauken‘“ — er betonte dieses Wort ganz eigentümlich — „nehmen Sie auch mit zurück! — So! Nun vorwärts!“

Darauf ritt er näher an Forgasch und Karolyi heran und sprach mit etwas gedämpfter Stimme: „Die beiden Herren zu Seiner Erlaucht. — Abgesessen!“

Wie zwei Missethäter, Grimm und Groll im Herzen, standen die beiden Ungarn vor dem Fürsten Mannsfeld-Fondi, welcher sie in der Gegenwart des alten Heister in der Amtsstube der Maut zur Rede stellte; Wut und ohnmächtiger Zorn über die Demütigung ließ sie kaum zur Besinnung kommen, und die langsamen, abgemessenen Worte ihres mißgünstigen Vorgesetzten verhallten unverstanden an ihrem Sinn.

„Erlaucht,“ unterbrach Karolyi plötzlich unvermittelt dessen Rede, „Graf Heister weiß ganz genau, welch unschuldiger Spaß hier zu solcher ungeheuerlichen Affaire aufgebauscht wird, — wofür wir noch ganz besondere Satisfaktion verlangen werden.“

„Nicht die Weingeschichte ist es,“ antwortete Heister bedeutsam, „um die es sich handelt. Diese Sache werden Sie mit den Stadtgerichten auszutragen haben. Aber der Mißbrauch der Amtsgewalt, die Herabsetzung und Verächtlichmachung der Pauken, die Verleitung Untergebener zu Dienstwidrigkeiten —“

„Ja, das ist's," ergänzte der Fürst, „und um die Sache kurz zu machen, befehle ich, daß sich beide Herren sofort in ihre Quartiere verfügen und bis auf weiteren Befehl diese nicht verlassen. Ich werde gleich Seiner Majestät Bericht erstatten."

Er entfernte sich mit Heister.

„Bruder, ich habe dich in die Patsche gebracht. Verzeih mir! Ich werde dich und mich revanchieren," rief Karolyi, Forgasch die Hand hinstreckend.

Dieser ergriff sie, er konnte vor Erregung nicht sprechen, aber mit der anderen Faust drohte er den Abgegangenen nach. —

Die Straße war noch voll mit Neugierigen und nunmehr ruhenden Infanteristen bedeckt, so daß die beiden Reiter mit ihrem kleinen Gefolge nur langsam sich fortbewegen konnten, was ihren Unmut noch steigerte.

„Wie ist's mit der Wette, Herr Graf? — Werden wir heute Ihren famosen Tokayer trinken?" ertönte da plötzlich die Stimme des Obersten Heister, der inmitten einer Gruppe von Offizieren zunächst der Straße stand.

Karolyi hielt an, zog die Börse und nahm einen Dukaten heraus.

„Ich habe verloren, hier ist mein Dukaten; aber er wird Ihnen teuer zu stehen kommen, Herr Oberst — Ihnen und allen. Ich werde mir Wucherprozente dafür ausbitten."

Mit eisigkalter Miene rief er es und ritt langsam weiter.

3.

Die Gesellschaft, die sich am Abend wieder bei Madame Bonneval versammelt hatte, tröstete sich über den mangelnden Tokayerwein durch lebhaftes Besprechen des interessanten Ereignisses am Wasserglacis. Natürlich folgten bald wieder die Karten.

Madame schien über die Niederlage ihres Hauptverehrers nicht besonders gedrückt zu sein; liebenswürdig und bezaubernd für alle, schüttete sie heute das Füllhorn ihrer Gunst vornehmlich über den jungen Heister aus, der auch viel liebenswürdiger und redseliger sich erwies. Marquis Bonneval hingegen hatte einen entschiedenen Unglückstag. War das Glück seines Lieblings müde geworden? Oder spielte er unsicher, weil es ihm vorkam, daß der alte Heister, der sich ihm gegenüber gesetzt hatte, beständig seine Finger beobachtete? — Bonneval verlor Summe auf Summe; man spielte hoch, die Gesellschaft war heute eine größere, und so kam es, daß in einer Spielpause der Hausherr seinem unangenehmen Gegenüber heimlicherweise die Bitte um ein Anlehen vortrug, um die Scharten des heutigen Tages auszuwetzen.

„Excellenz wissen ja, geborgtes Geld bringt Glück," sagte er.

Der alte Heister sah prüfend den Marquis an; es war etwas Rätselhaftes in seinem bartlosen Gesicht.

„Hm, wieviel wünschen Sie, Herr Marquis?" sagte er dann bedächtig.

„Hundert Dukaten — ich stelle einen Bon aus."

Heister nickte und folgte dem Marquis in ein Nebenzimmer. Dort ging dieser zum Schreibtische, nahm von einem dort liegenden Stoße weißer Blätter eines fort, warf einige flüchtige Worte darauf, unterschrieb und drückte sein Siegel bei. Heister gab das Geld, steckte den Schuldschein unbesehen in die Brusttasche, und beide kehrten in den Salon zurück.

Einige Tage später befand sich der Generalfeldwachtmeister bei einer militärischen Konferenz über die Maßnahmen, die gegen die immer drohendere ungarische Erhebung zu treffen wären. Heister, dem das Kommando in Ungarn übertragen worden war, machte in seine Brieftasche eifrig Notizen,

hierbei fiel ihm der noch nicht eingelöste Bon des Marquis in die Hände, und seine Aufmerksamkeit wurde alsbald erregt, als er auf der Rückseite des Blattes neben dem Namen Karolyi auch seinen eigenen fand und unter jedem Buchstaben Chiffern und seltsame Zeichen. Das gab ihm zu denken. Er hielt im Schreiben inne.

Der Generalauditor Hoffmann, welcher eben dem alten Heister einige geheime Artikel diktierte, sah unwillkürlich auch in das Blatt. Seine Züge wurden erregt, ein plötzlicher Gedanke schien ihm aufzudämmern, er erbat sich das Papier und fragte nach dessen Herkunft. Heister hatte keinen Grund zu schweigen. Der Auditor wurde durch die Antwort, daß es von Bonneval stamme, noch aufgeregter.

„Erlauben, Excellenz,“ sagte er hastig, „es scheint, daß wir da eine wichtige Entdeckung gemacht haben!“ Er eilte zu einer Gruppe höherer Würdenträger und besprach mit den Herren längere Zeit angelegentlich den Fund. Dann hielt er auf Aufforderung des Hofkriegsratspräsidenten allen Versammelten folgenden Vortrag:

„Es ist bekannt, daß Frankreich — immer bereit die Interessen der habsburgischen Dynastie zu schädigen — die ungarischen Aufrührer mit Geld und allen möglichen Mitteln unterstützt, und daß seine Agenten überall thätig sind. Als solcher war eine gewisse Madame Bonneval den Behörden schon seit einiger Zeit verdächtig. Einige Briefe dieser Dame an Mittelspersonen in Frankreich sind jüngst von den Behörden aufgefangen und eröffnet worden, aber der Inhalt ist stets chiffriert, und die Enträtselung würde jedenfalls viel Zeit gekostet haben, wenn nicht durch einen Zufall der Herr Generalfeldwachtmeister Graf Heister heute einen der Schlüssel gefunden hätte.“

Während nun die Herren eifrig weiter berieten und besprachen, machte sich der Generalauditor mit dem hierzu

bestimmten Personale an die nun ziemlich mühelose Dechiffrierung der aufgefundenen Briefe.

Eines der ersten Schriftstücke, die vorgelegt wurden, war der Brief, den Madame Bonneval an jenem Abend geschrieben hatte. Er enthielt Stellen wie: Graf Karolyi und Forgasch sind halb gewonnen, ich bin sicher, sie der nationalen Sache zuzuführen; letzteren samt seinem Regimente. Der junge Heister ist ein schlauer Mann, mit ihm wird es große Schwierigkeiten geben, er läßt sich nichts entlocken. Zum Uebertritt bringen wir ihn gar nicht; übrigens ist er von geringerer Bedeutung. Der alte Heister — ein tüchtiger Mann — aber habsüchtig. Es müßten sehr große Summen geopfert werden, damit er uns Dienste leistet."

Heister sprang zornig auf, aber der Präsident beschwichtigte ihn. Dann ging die Beratung fort.

4.

Karolyi und Forgasch genossen ihren Stubenarrest in dem Schlosse zu Kaiser-Ebersdorf mit tiefem Groll. Sie hatten die schriftliche Mitteilung bekommen, daß ihnen wegen der verschiedenen Vergehen der Disziplinarprozeß gemacht werden würde; das erbitterte sie. Die Stadtvertretung hatte wegen Verletzung des Privilegiums ebenfalls Klage eingereicht. Der ergrimmte Karolyi hatte den unschuldigen Ueberbringer derselben mit Peitschenhieben davongejagt und ihm dann zehn Dukaten Schmerzensgeld geschickt. Der Graf ärgerte sich wütend über die Demütigung, die er bei Austragung seiner vorschnellen Wette erfahren, selbst die duftenden Rosabillets, die er von Madame Bonneval täglich erhielt, verbesserten seine Stimmung nicht. Madame war ihm gleichgültiger geworden.

Tiefer nahm sich Forgasch alles zu Herzen. Als Kommandant des Regimentes haftete der größere Teil der

Schuld auf ihm. Er war vorläufig vom Dienste suspendiert worden; wer konnte wissen, wie die Sache ablief!

Unzufrieden und mißmutig saßen die beiden Freunde am heutigen Augustabend in ihrem Zimmer, sprachen über die Wirren im Vaterlande und ärgerten sich und schimpften. Ob's nicht drüben in Ungarn beim Rakoczy lustiger wäre, ob nicht drüben eigentlich das Recht und die Gerechtigkeit sei? Das war die Frage, die sie stark beschäftigte. Forgasch hatte noch ein besonderes Bedenken heute. Das Husarenregiment war auf höheren Befehl morgens in feldmäßiger Ausrüstung, angeblich zur Besichtigung durch den Kaiser, nach Wien marschiert, und jetzt, zehn Uhr abends, war es noch nicht zurück.

Ein Bauernjunge schlich sich vorsichtig in das Zimmer und übergab einen zerknüllten Zettel. Es war ein flüchtiges Schreiben vom Vertreter des Grafen Forgasch im Kommando und lautete:

„Lieber Oberst! Melde vertraulich, daß man uns einen Streich gespielt hat. War gar keine Besichtigung durch den Kaiser. Mußten in Gemeinschaft — vielleicht besser gesagt: eskortiert — von den Kürassieren Lothringen und Hessen-Darmstadt, dann von Musketieren, welche scharf geladen hatten, direkt weitermarschieren. Sind für den Krieg am Rhein bestimmt. — Wo wir heute nächtigen, weiß ich nicht. — Adieu, lieber Freund, grüße unser schönes Ungarland!"

Forgasch reichte das Blatt an Karolyi. Beide schwiegen bestürzt eine Weile.

„Man mißtraut uns!"

Forgasch sprang auf. „Nun gut," rief er, seinen verzierten Husarendolman ausziehend, „wie sie's wollen, so kann's ja werden!" —

Noch eine Stunde saßen die Freunde beratend und erwägend bei einander, als das Knirschen der Räder eines

Wagens auf dem Kies des Weges hörbar wurde, und kurz darauf eine leichte Gestalt lebhaft ins Zimmer stürzte.

„Rasch, rasch — zusammengepackt!" rief Madame Bonneval, ihren Staubmantel abwerfend. „Morgen ist es schon zu spät. Zaudern Sie nicht — ich erzähle Ihnen später alles! Heute nur so viel, daß Gefahr im Verzuge ist. Sie werden beide wegen Hochverrats in Untersuchung gezogen. Ob schuldig oder unschuldig — gleichviel. Der Kaiser ist übel beraten."

Was die berückende Frau, die auch in der Aufregung ihren Liebreiz nicht einbüßte, sprach, fiel nicht auf unfruchtbaren Boden.

„Ein ungarischer Patriot," fuhr sie fort, „der zugleich in kaiserlichen Diensten steht, kann sich nie unschuldig fühlen, nach der einen wie der anderen Seite nicht. Im Gegenteil — er wird von beiden Seiten verdächtigt und mit Mißtrauen behandelt. Die kaiserlichen Gerichte nehmen es aber mit der Gerechtigkeit nicht so genau: das furchtbare Schicksal Zrinis, Nadasdys, Frangipanis und anderer ist ja noch in frischer Erinnerung. Auch Ihnen droht es. Man will Sie verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen, ich weiß es bestimmt!"

„Das wollen wir doch sehen, ob es jemand wagen darf, einen ungarischen Obergespan und Magnaten auf deutschem Boden zu verhaften," rief stolz Graf Karolyi und richtete sich auf.

„Ist leider schon dagewesen," versetzte ernst und tonlos Forgasch.

„Bei dir kann die Angelegenheit bös werden, Bruder, — du bist kaiserlicher Soldat, ich aber bin freier Edelmann und ungarischer General. Ich will doch sehen, ob man es wagt, mit Intriguen die Gerechtigkeit zu blenden."

„Man wird's, man wird es!" rief die Bonneval und warf sich schluchzend an den Hals des erzürnten Mannes.

„Sie müssen fliehen, ja Sie müssen, sonst sind Sie verloren. Auch über meinem Haupte schwebt die Gefahr. Auch ich bin eine Flüchtige. Ich will Ihnen alles noch enthüllen — aber später! — Jetzt verlieren Sie keine Zeit, und wenn Sie nicht als Flüchtling gehen wollen, so als Beschützer einer verlassenen Frau, die Sie liebt — ach so sehr liebt!"

Diese Enthüllung und der rührende bittende Ausdruck ihres geängstigten Gesichtes brachten den Entschluß des Grafen zum Wanken.

Die kluge Frau ersah ihren Vorteil. Den zögernden Mann mit der einen Hand umschlungen haltend, mit der anderen ihm die Wange streichelnd, flehte sie mit Blicken und Worten.

„Es ist alles vorbereitet. Mein Reisewagen steht unten. Hier versehen wir uns mit frischen Pferden: in der Frühe können wir in Margarethen am Moos sein. Dort habe ich einen Bekannten, der uns frische Pferde giebt. Morgen abend sind wir sicher im Schlosse des Esterhazy."

„Was, Esterhazy?" rief Karolyi, „des wärmsten Anhängers des Kaisers?"

„Abgefallen," entgegnete die Dame drängend, „abgefallen, übergetreten zur gerechten Sache der Tököly und Rakoczy! Außer Graf Anton Esterhazy auch noch Bercseys, Deskay, Battyán und andere."

„Ist's möglich?"

„Hier habe ich die Beweise, Briefschaften, eingenäht in meinem Kleid! Es ist die Wahrheit, glauben Sie mir bei meiner Liebe."

Die beiden Männer waren von diesen schwerwiegenden Nachrichten sichtlich betroffen.

„Und woher haben Sie diese Neuigkeiten? Wer sind Sie, meine Gnädigste?" frug jetzt Karolyi strenge.

„Ich bin," antwortete die Bonneval, „eine Frau, die Ungarn und seine Männer glühend verehrt. Ich bin eine

Französin, welche die Freiheit liebt und das Glück hat, die Prinzessin Barbara Julia*) zur Freundin und Vertrauten zu haben."

Oberst Forgasch schritt nach dieser feurig gegebenen Antwort entschlossen auf Karolyi zu, sah ihm fest in die Augen und reichte ihm die Hand.

So blieben die beiden Männer einige Sekunden stehen, einer die Gedanken des anderen erratend und sie billigend. Dann löste Karolyi seine Hand langsam aus, und nach seiner Gewohnheit, wenn er etwas bekräftigen wollte, mit Macht auf den Tisch schlagend rief er: „Adieu, Haus Habsburg!"

5.

Unterstützt von Frankreich, Bayern und Schweden, hatte der ungarische Aufstand solchen Umfang angenommen, daß Prinz Eugen, nicht wissend, wo er Soldaten zur Dämpfung desselben hernehmen solle, zum Nachgeben riet und zu den Verhandlungen nach Preßburg reiste. Graf Heister der Aeltere hingegen verdarb durch seine Strenge und militärische Willkür mehr als das Entgegenkommen des Prinzen ebnete, und immer neue Scharen strömten den Aufständischen zu, unter dessen Feldhauptleuten bald Graf Karolyi und Forgasch bedeutende Stellen einnahmen.

Im Frühjahr 1704 waren die wilden, noch nicht disziplinierten Scharen der Kuruzzen in Mähren und Niederösterreich eingefallen und brannten und plünderten in an die Türkenzeiten gemahnender Weise. Wien zitterte. Um die bloßgestellten Vorstädte zu sichern, wurden von der Roßau bis St. Marx Palissaden, Wälle und Verhaue in aller Eile angelegt, und jeder Einwohner ohne Unterschied von Stand und Rang mußte daran arbeiten.

---

*) Eine Tochter Franz Rakoczys und Stieftochter Emmerich Tökölys.

Immer schlimmere Nachrichten gelangten in die geängstigte Stadt. Am 28. Mai 1704 war der gegen den anrückenden Karolyi ausgesandte Generalmajor Riesau geschlagen worden, und die Flüchtlinge erzählten schauderhafte Dinge von der Bitterkeit und dem Groll, welcher den Kuruzzenführer gegen die kaiserlichen Beamten und Offiziere erfülle, und von der Wildheit und Grausamkeit seiner Banden.

Am 8. Juni heulten in Wien die Sturmglocken. Die Bürgerwehr und die Stadtsoldaten eilten auf die Wälle, und die geringe Garnison der Stadt — fast alle Truppen waren an den Rhein gegen Frankreich oder, wie das Heistersche Regiment, nach Ungarn gezogen — rückten aus dem Stubenthor dem Feinde entgegen, der bereits bei Bruck eingetroffen war und die gräflich Harrachschen Güter verheerte. Die Rauch- und Feuersäulen der brennenden Ortschaften mochten den Wienern die Vorahnung ihres Schicksals verkünden. —

An der Spitze seines phantastisch gekleideten Gefolges ritt Graf Karolyi finster und verdrossen auf der Wiener Straße dahin, weiter rückwärts wälzten sich die unregelmäßigen Banden der zu Fuße marschierenden Kuruzzen nach, während ihre leichten Reiter die Gegend durchschwärmten.

Weit vorne erblickte man einen Reisewagen, den einige kaiserliche Reiter vom Partlschen Regiment eskortierten, und ein Mann, gleichfalls beritten, aber nicht in Uniform, eiferte lebhaft gestikulierend zur Eile an. Der Wagen mochte irgendwie den streifenden Karolyischen Reitern entgangen sein, doch schon war er entdeckt; ein Wink des Führers, und einige Mann des Gefolges sprengten auf die willkommene Beute zu; Karolyi selbst mit seiner Begleitung folgte galoppierend nach. Vergeblich waren die Anstrengungen des Wagens, zu entkommen; bald war er erreicht;

der Widerstand der Eskorte war gering. Die meisten flohen, wurden aber eingeholt und niedergemacht, nur der Befehlshaber, der Mann in Zivilkleidung, suchte dank seinem vortrefflichen Pferde zu entkommen, und die Entfernung zwischen ihm und seinen Verfolgern wuchs zusehends. Das weckte den Reitergeist des Grafen. Unbekümmert um seine Stellung und die Umstände, drückte er seinem flinken Ungarroß die Sporen in die Weichen, und während sein Gefolge bald weit zurückblieb, setzte er dem Flüchtigen nach. Aber auch nur mit geringem Erfolg.

„Ah, wenn ich noch mein Fecske hätte!“ dachte der Graf.

Ein Bach, der die Straße kreuzte, verzögerte die Flucht des Mannes. Während der offenbar nicht besonders gewandte und mutige Reiter nach einem ungefährlichen Uebergange suchend, verzweifelnd am Ufer hin und her ritt, kam der rastlose Verfolger schnell näher, und als dann der Verfolgte im letzten Augenblicke, alle Vorsicht außer acht lassend, blindlings in die tiefe Bachrinne hinabritt, stutzte und scheute das Pferd; vergebens waren alle Bemühungen des Reiters, es in das rauschende Wasser zu bringen.

Und nun war auch der Verfolger heran.

Seine Ohnmacht einsehend, glitt der Reiter vom Sattel und trat dem Grafen entgegen.

„Ah, Herr v. Zistersdorf! So finden wir uns wieder?“ lachte dieser. „Ein unvermutetes Vergnügen, wahrhaftig!“

„Herr Graf,“ versetzte Zistersdorf, der sich von seinem ersten Schrecken etwas erholt hatte, „ich ergebe mich Ihnen als Gefangenen und erbitte für meine Person und mein Eigentum den Schutz eines Edelmannes.“

Graf Karolyi lachte bitter. „Ihr Eigentum ist nicht mehr Ihr Eigentum, sofern Sie darunter jenen Wagen meinen, sondern gehört denen, die ihn erbeutet haben. Das ist so unser Gesetz, und um Ihre Worte von damals bei

Madame Bonneval zu gebrauchen: Gesetz, Pflicht, Gewissen gebieten mir, Ihr Eigentum als verfallen zu erklären. Was Ihre Person anbelangt, muß ich Ihnen leider auch gestehen, daß wir Kuruzzen nicht in der Lage sind, Gefangene zu machen, ganz nach Beispiel des Herrn Grafen Heister, welcher erklärt hat, daß die Gefangenen nur unnötiger Ballast seien. Indessen will ich mit einem Manne, mit dem ich gegessen und getrunken habe, eine Ausnahme machen und reserviere mir Ihre werte gesetzeskundige Person für weitere Zwecke."

Dann übergab er den Beamten seinem mittlerweile nachgekommenen Gefolge.

— — — — — — — — — — — —

Das Detachement aus Wien, das den Kuruzzen entgegengeschickt worden war, hatte bei Fischamend Stellung bezogen, aber abgesehen von einigen Reiterscharmützeln kein Gefecht angenommen, da es bei der Ueberzahl der Gegner auf keinen Erfolg rechnen konnte. Es rückte schließlich wieder in die sichernden Mauern der Stadt, und ihm strömten die besorgten Einwohner der Vorstädte mit ihrer besten Habe nach, sich vor den Greueln des morgigen Tages zu schützen.

Am 9. Juni morgens überschwemmten viertausend Kuruzzen die südlichen Vorstädte. Merkwürdigerweise jedoch verübten sie verhältnismäßig geringe Ausschreitungen. Nur das Mautgebäude wurde bis auf den Grund niedergebrannt.

Karolyi hatte Herrn v. Zistersdorf nach Wien geschickt mit einem schriftlichen Auftrage. Er verlangte, daß binnen wenigen Stunden tausend Eimer Wein, entsprechende Mengen sonstiger Kriegsbedürfnisse, wie auch eine hohe Summe Geldes auf das Wasserglacis zur Verfügung der Kuruzzen geschafft werden solle. Ein spöttischer Zusatz bemerkte, von dem Gelde könne die Summe abgezogen werden, welche Graf Karolyi als Strafe für den versuchten Weinschmuggel

noch der Gemeinde schulde. Graf Karolyi verbürgte sich, falls die Kontribution pünktlich geleistet werde, ruhig wieder abzuziehen, sonst aber, oder wenn von den Festungswällen irgend eine Feindseligkeit unternommen würde, drohte er, alle Vorstädte niederzubrennen, die bebauten Felder zu verwüsten und die Weinberge zu zerstören.

Gegen die Festungswerke konnten die Kuruzzen mangels schwerer Artillerie allerdings nichts ausrichten.

Dem Drängen der in die Mauern geflüchteten Vorstädter nachgebend und in der Erwägung, durch ein kleines Opfer größere Verluste zu verhüten, entschloß sich der Kommandant von Wien und die Gemeindevertretung, auf diese Vorschläge einzugehen, vorher aber selbst mit Karolyi zu verhandeln. Dieser ritt nun mit seinem Gefolge bis an das Ravelin zunächst des Stubenthores heran, während an der Innenseite des Grabens die Vertreter Wiens standen; hinter diesen blitzten auf den Wällen und zwischen den Schanzkörben und Mauerluken die Gewehre und Hellebarden der Kaiserlichen, um Karolyi und sein Gefolge geschart, ballten sich die regellosen Kuruzzenhaufen, gleichfalls mit schußbereiten Gewehren.

Die schwierige Verhandlung, wobei über den breiten Graben hinüber- und herübergeschrieen werden mußte, zog sich in die Länge, und die Kuruzzen begannen zu murren und zu drohen.

Da — war es Zufall, Böswilligkeit oder Absicht — aus einer Mauerluke blitzte es auf, ein Rauchwölkchen erschien, ein Schuß krachte, und der Kalpak Karolyis flog ihm vom Kopfe.

Ein Wutgeheul brach in den Kuruzzenhaufen aus, sie feuerten ihre Flinten gegen die Besatzung der Wälle ab, dann aber, da sie als Ungedeckte im Nachteile waren, liefen sie schleunigst über das Glacis herunter, aus dem Feuerbereiche der Wiener, die nun auch ihrerseits mit Musketen,

Wallbüchsen und kleinen Stücken die Zurückweichenden lebhaft beschossen.

Dieses Gefecht hatte nur einige Minuten gedauert, und es gab Todte und Verwundete auf beiden Seiten.

Die empörten, sich verraten wähnenden Ungarn warfen nun Feuerbrände in die Vorstädte, und die überall aufsteigenden Feuersäulen belehrten die Wiener, daß sie voreilig und unbedacht gehandelt hatten. Vergeblich bat die nun herausgeeilte Deputation unter Zusicherung von allem, was verlangt würde, um Einhalt der Verwüstungen; Karolyi konnte seine Leute nicht mehr zurückhalten, und die Deputierten konnten nur durch eine starke Eskorte vor Mißhandlung und Tötung bewahrt werden.

Die Kuruzzen verbrannten, plünderten und verwüsteten ringsum die Vorstädte und Dörfer zwischen dem Wienerwald und dem Donauarm, setzten auch über diesen und schossen in den kaiserlichen Tiergärten alles Wild tot, kurz sie vernichteten, was nur irgend zu vernichten war. Und als sich endlich die Wiener zu einem energischen Ausfall ermannten, fanden sie keine Kuruzzen mehr vor. Karolyi war in der Nacht vorher abgezogen.

Die Ursache hiervon war ein Eilbote von Forgasch, welcher meldete, daß dieser bei Raab von überlegenen Kräften des nunmehrigen Feldmarschalllieutenants Grafen Heister zu einer Schlacht gezwungen werde, deren Ausgang zweifelhaft sei, daher er um Verstärkungen bitte.

So sehr Karolyi auch eilte, er kam zu spät: die Scharen des Forgasch wurden von Heister am St. Antonstage auf den Semerefeldern bei Raab geschlagen und zerstreut.

Das Regiment Heister hatte in diesem Gefecht sich wacker gehalten, aber auch viele Verluste erlitten. Es marschierte als Nachhut der Armee, welche den auseinandergestobenen Scharen des Forgasch nach Norden folgte.

Die Armee marschierte sorglos, namentlich das Nachhutregiment, war doch der Gegner vertrieben und die Gegend von streifenden Kuruzzenbanden frei. Es brannte sogar nur bei jedem zehnten Mann die Lunte zum Lösen des Schusses bei den damals noch in der Armee größtenteils vorhandenen Luntengewehren, eine Vorschrift, die nur für Märsche außerhalb der Feindesnähe Geltung hatte. Außerdem war das Regiment durch den Troß und die Wagenkolonne, die wohl eine Wegstunde Ausdehnung hatte, von der voranziehenden Armee räumlich getrennt. Niemand dachte an Gefahr.

Da ertönte plötzlich bei den hintersten Reihen Geschrei, es fielen einzelne Schüsse, Verwirrung und Lärm entstand, die Glieder drückten, schoben und preßten sich, einige Leute blieben stehen, einige begannen unter Schreckensrufen querfeldein nach dem Walde zu laufen.

Oberst Heister sprengte mit seinem Adjutanten sogleich zurück, um die Ursache der Unordnung zu erfahren. Eine Staubwolke wälzte sich ihm entgegen, blitzende Säbel, hohe Pelzmützen, flatternde Wimpel sahen daraus hervor, wildes Geschrei schallte ihm entgegen. Im Nu war er mit seinem Adjutanten von der Truppe abgeschnitten und befand sich in einem Kreis, gebildet von einigen wilden Pußtasöhnen, die jedoch keine Feindseligkeiten unternahmen, während die anderen Reiter sich auf die halb wehrlosen Musketiere stürzten und einzuhauen begannen.

In den Kreis sprengte Graf Karolyi direkt auf den Obersten zu, salutierte mit dem Säbel und sprach mit kavaliersmäßiger Artigkeit zu ihm: „Ist's gefällig, Herr Oberst?"

„Wozu die Komödie," entgegnete dieser dumpf, nachdem er sich von der ersten Bestürzung erholt hatte. „Sie sind in der Ueberzahl, der Kampf ist ungleich."

„Mit Ihnen soll sich nur meine Klinge kreuzen," ver-

sicherte Karolyi, „es sei denn, Sie ziehen vor, sich mir auf Gnade und Ungnade zu ergeben.“

„Zum Teufel — niemals!“ schrie Heister, indem er mit gezogenem Degen auf Karolyi eindrang. Diese Waffe, damals bei den Infanterieoffizieren gebräuchlich, war nicht für den Kampf zu Pferde geeignet; bei der ersten Parade zersplitterte die schwache Klinge an Karolyis schwerem Säbel. Sofort hielt Karolyi ein; einige laute Befehle an einen der den Kreis bildenden Reiter gerichtet, und dieser reichte seinen krummen ungarischen Säbel dem kaiserlichen Offizier.

Ein furchtbarer Zweikampf entspann sich nun zwischen den beiden einander an Mut und Kraft würdigen Männern; in geschickten Courbetten auf engen Kreisen drehten und sprangen ihre Pferde umeinander, jeder Reiter suchte die linke Seite seines Gegners zu gewinnen, um, nicht gehindert von der unbequemen Parade, den vernichtenden Schlag anzubringen oder durch einen Hieb auf die Zügelhand seines Feindes diesem die Herrschaft über das Pferd zu nehmen. Schon blutete Karolyi aus einer Kopfwunde, während Heister, dem ein Schulterhieb den leichten Marschpanzer heftig an das Schlüsselbein geprellt hatte, der linke Arm zu erlahmen begann. In diesem Augenblick zeigte der Ungar eine Blöße, Heister holte zum wuchtigen Schlage aus, aber Karolyi machte eine geschickte Wendung, und der die Luft durchsausende, durch keinen Widerstand aufgehaltene Säbel des Obersten fuhr seinem eigenen Pferde tief in das Hinterteil, so daß es in die Hacken knickte. Das war ein gefährlicher Moment. Heister ließ den Säbel fallen, griff nach seiner vortrefflichen Radschloßpistole, ein Fingerdruck löste die Versicherung, und eben als Graf Karolyi, der gewendet hatte, auf ihn eindrang, krachte der Schuß. Hoch auf bäumte sich Karolyis Pferd, seine Vorderfüße wirbelten in der Luft, schlugen auf Brust und Kopf des wehrlosen Obersten, und dann stürzte es zusammen: zwei Pferde und

zwei Menschenleiber wälzten sich im Knäuel auf dem Boden.

Rasch sprangen der Adjutant und einige Reiter von ihren Pferden, ihre Gebieter aus der gefährlichen Lage zu befreien.

Inzwischen hatten sich die Karolyischen Reiter — das Fußvolk der Kuruzzen war noch nicht zur Stelle — mehr mit der Plünderung der Wagen als mit der Bekämpfung der Heisterschen Musketiere abgegeben: dadurch war einigen Offizieren derselben Gelegenheit geboten, ihre Abteilungen zu ordnen, sich in Wehrverfassung zu setzen und ihrerseits zum Angriff überzugehen; überdies war das Getöse des Kampfes schon bis nach vorne gedrungen, und das Latour-Kürassierregiment hatte Kehrt gemacht und rasselte jetzt gegen die Plünderer heran.

Wie gewöhnlich in solchem Falle, hielten die leichten ungarischen Reiter dem Angriff nicht stand, sondern verschwanden auf ihren flüchtigen Steppenpferden, schnell wie sie gekommen waren. Zur Verfolgung aber waren andererseits die schwerfälligen Wallonen nicht geeignet.

Ihnen blieb das Schlachtfeld, wo sie den schwerverwundeten Oberst Heister fanden.

— — — — — — — — — — — —

Jahrelang wütete der Kampf in Ungarn. Karolyi und Forgasch waren die Schrecken der Deutschen, der alte Heister jener der Ungarn. Vergeblich aber bemühten sich die beiden ungarischen Parteigänger, ihren persönlichen Feind vor die Klinge zu bekommen. Der General, der in jungen Jahren mit wilder Tapferkeit in den ersten Gliedern gefochten hatte, begnügte sich jetzt in seinem Alter weislich, mit seinem Geiste aus sicherer Stellung die Schlacht zu lenken und nach deren siegreicher Vollendung mit unnachsichtiger Strenge seine Gerichte walten zu lassen.

In dieser Richtung blieb die Rache Karolyis unerfüllt.

Der 1709 zum Feldmarschall ernannte Graf Heister starb im Jahre 1718; sein Sohn fiel ein Jahr vorher bei Belgrad. Seine Leiche zählte achtzehn Wunden.

Schließlich waren auch beide Parteien des Kampfes müde, und durch Vermittelung des Grafen Palfy versöhnte sich auch der unerbittliche Karolyi zuletzt mit der kaiserlichen Sache und erlangte vollständige Amnestie und Einsetzung in die früheren Ehren und Würden. Auch wurde ihm eine sonderbare Bedingung gewährt, die er gestellt hatte.

Am hellen lichten Tage führte er zwei Eimer Tokayerwein durch das Stubenthor in die innere Stadt Wien — als Geschenk für die Stadtvertretung, wofür ihm der Bürgermeister einen neuen Kalpak auf den Kopf setzen und einen Dukaten feierlich überreichen mußte.

So hatte er seinen eisernen Willen durchgesetzt.

Von Madame Bonneval hat man seit ihrer Flucht nie wieder etwas erfahren. Ihr Vetter war später in kaiserlichen Diensten, desertierte auch hier und wurde in der Türkei Renegat.





Im Laboratorium des Botanikers.

Pflanzenphysiologische Skizze von **Th. Seelmann.**

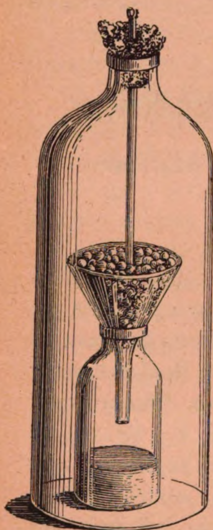
Mit 8 Illustrationen.

Während es allgemein bekannt ist, daß an Tieren zur Erforschung der Lebensvorgänge zahlreiche Experimente vorgenommen werden, ist man in weiteren Kreisen darüber fast gar nicht unterrichtet, daß auch an den Pflanzen ganz ähnliche Untersuchungen ausgeführt werden. Die Pflanzenexperimente, die der Botaniker anstellt, bilden eine notwendige Ergänzung zu den Untersuchungen mit dem Mikroskop, ja, die letzteren gewinnen durch sie erst ihre volle Bedeutung, und ohne die experimentellen Forschungsmethoden würde uns das Verständnis für die Entwickelung der Pflanzen zum größten Teil verschlossen sein.

Die Pflanzenexperimente, über die wir nachstehend eingehender zu berichten gedenken, umfassen den ganzen Lebensgang der pflanzlichen Organismen, vom ersten Keimen des Samens an bis zum Welken und Absterben, und überall, wo sie zur Anwendung gelangen, fördern sie die interessantesten Erscheinungen zu Tage. So ist zum Beispiel die überraschende Thatsache, daß die Samen beim Keimen nicht

unbeträchtliche Wärmemengen entwickeln, durch ein sehr einfaches Experiment nachgewiesen worden.

Der bekannte Botaniker Sachs nahm einen gläsernen Trichter, füllte ihn mit Erbsen an, steckte ein Thermometer hinein und umgab das Ganze mit einer Glasglocke. Es zeigte sich dabei, daß die keimenden Erbsen um 1,5 ° C. ihre Temperatur erhöhten. Diese Erscheinung macht es erklärlich, daß die Samen schon zu einer Zeit zu keimen vermögen, da der Erdboden im Frühjahr nur eine sehr niedrige Temperatur besitzt. Herbeigeführt wird die Temperaturerhöhung durch den beginnenden Stoffwechsel, in dem die aufgespeicherten Reservestoffe, die bekanntlich den eigentlichen Keimling an Umfang bedeutend überwiegen, umgewandelt und aufgebraucht werden.

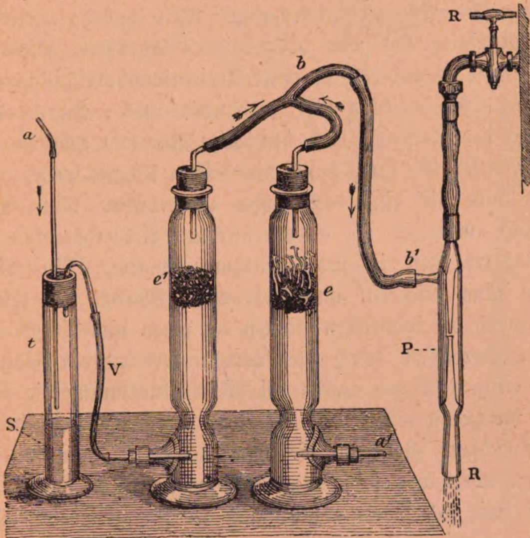


Vorrichtung zum Nachweis der Temperaturerhöhung beim Keimen von Erbsen.

Daß mit dem Stoffwechsel stets eine Wärmeerzeugung verbunden ist, können wir übrigens an uns selbst beobachten. Denn wenn wir Speisen zu uns genommen haben, die nun im Verdauungsapparat aufgelöst und zersetzt werden, so durchströmt uns alsbald ein behagliches Wärmegefühl. Eine ähnliche Temperaturerhöhung findet, nebenbei bemerkt, bei der Entfaltung der Blüten statt. Auch sie ist durch das Thermometer gemessen worden. Ganz außerordentliche Werte erreicht sie bei den Blütenkolben der eigentümlichen Aroïdeen. Man hat hier Temperatursteigerungen bis zu 15 ° C. gefunden. Schneeglöckchen zeigen in ihrer Blüte eine Temperaturerhöhung von 1 bis 2 ° C. gegenüber der sie umgebenden Lufthülle. Durch diesen Vorgang wird es mög-

lich, daß unsere Frühblüher der niedrigen Temperatur der ersten Lenztage ohne Schädigung trotzen können. Auch hier ist der kräftige Stoffwechsel, der sich während der Entwickelung der Blüte abspielt, die Ursache der Temperatursteigerung.

Aber der Stoffwechsel, der im Samen, um zu diesem zurückzukehren, vor sich geht, ist auch von äußeren Ein-



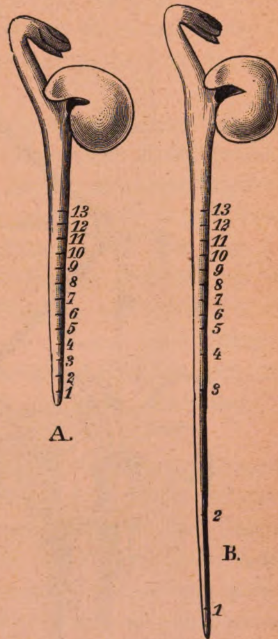
Apparat zur Vergleichung keimender Pflanzensamen in normalem Zustande und in der Narkose.

flüssen abhängig. Er kann beispielsweise durch betäubende Substanzen gelähmt werden, so daß die Zellenteilung und das Wachstum aufhört. Der französische Forscher Claude Bernard stellte hierfür folgende Versuchsanordnung auf. In zwei cylindrische Flaschen steckte er in halber Höhe je einen feuchten Schwamm (e und e[1]), auf dem sich keimende Pflanzensamen befanden. Der untere Teil der einen Flasche stand durch einen Gummischlauch (V) mit

einem Glascylinder (t) in Verbindung, der an seinem Boden eine Aetherschicht (S) enthielt, während er oben einen Pfropfen trug, durch den außer dem Gummischlauch noch ein offenes Glasrohr (a) hineinragte. Der untere Teil der anderen Flasche war ebenfalls durch ein Glasrohr (a^1) unmittelbar mit der äußeren Luft verbunden. Die beiden Flaschen waren durch zwei Pfropfen verschlossen, durch die je eine Glasröhre hindurchging. Ein gabelig geteilter Gummischlauch (b) war über beide Glasröhren geschoben und führte (b und b^1) zu einer Aspirationsvorrichtung, die mit der Wasserleitung (R) verbunden war. Wurde das Wasser der Leitung durch den Aspirator (P) gelassen, so saugte dieser die Luft durch die beiden Glasflaschen, von denen nun die eine von außen unmittelbar reine Luft empfing, während die andere nur mit Aetherdämpfen geschwängerte Luft in sich aufnehmen konnte. Auf diese Weise ging also ein ununterbrochener Strom von reiner Luft durch die keimenden Samen der einen und ein Strom von Aetherdampf durch die Samen der anderen Flasche. Nach einigen Tagen waren bei dieser Anordnung die Samen, welche in reiner Luft keimten, zu langen Keimlingen ausgewachsen, wogegen die vom Aetherdampf umspülten Samen überhaupt kein Wachstum zeigten, ohne daß sie jedoch, wie sich später ergab, auch die Fähigkeit eingebüßt hatten, in reiner Luft zu keimen. Also auch die Pflanzen unterliegen wie die Tiere und der Mensch der betäubenden Wirkung der Narkose.

Wie der keimende Same den Keimling nach oben, so schickt er die Wurzel nach unten aus. Ihre schnelle Vergrößerung ist ein Haupterfordernis für das Gedeihen des Pflänzchens, denn von den aufgespeicherten Nahrungsstoffen kann es nicht allzu lange leben, und darum muß so rasch als möglich die Nahrungsaufnahme durch die Wurzel erstrebt werden. Gerade an Keimpflanzen kann man nun gut den

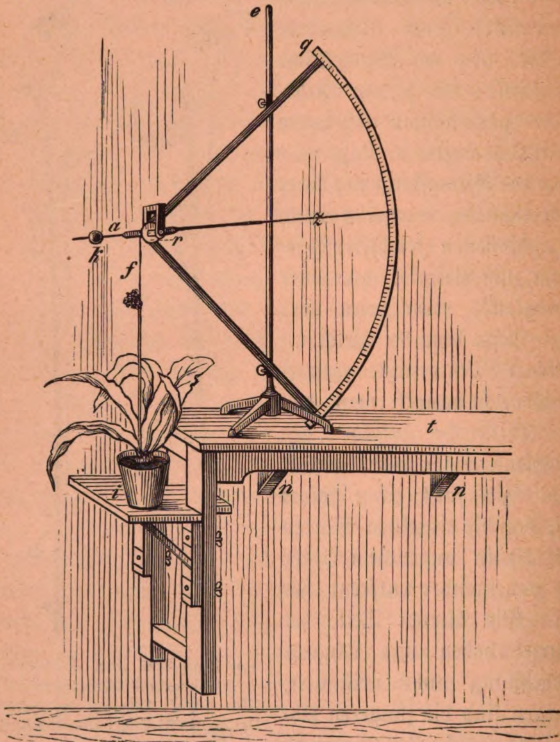
Wachstumsverlauf der Wurzeln erkennen. Man verschafft sich nämlich künstliche Merkmale, indem man auf einer gerade gewachsenen Wurzel, wie derjenigen einer keimenden Erbse (A), mit einem feinen Haarpinsel und schwarzer Tusche, von der Wurzelspitze beginnend, um je ein Millimeter voneinander abstehende Teilstriche aufträgt. Läßt man dann die Keimpflanze mit einer so gezeichneten Wurzel in einem abgeschlossenen feuchten Luftraum, zum Beispiel unter einer Glasglocke, etwa einen oder zwei Tage lang bei gleich erhaltener Temperatur weiterwachsen, so bemerkt man, daß die Teilstriche infolge des Wachsens auseinander gerückt sind. Es fällt dann sofort auf, daß die einzelnen Marken (auf B) in ungleichem Grade sich voneinander entfernt haben. Die älteren Teile der Wurzel haben ihre Längenausdehnung nicht verändert, dagegen sind die jüngeren Abschnitte desto schneller vorgerückt.



Das Wachstum einer Erbsenwurzel innerhalb 24 Stunden.
(Aus Frank, Lehrbuch der Botanik. Verlag von W. Engelmann in Leipzig.)

Es ist dies nicht die einzige Methode, um das Wachstum der Pflanzen verfolgen zu können. Bei oberirdischen Pflanzenteilen benutzt man zur Erkennung des Wachstumsverlaufes einen Wachstummesser oder Auxanometer. Seine Konstruktion ist verschieden, am einfachsten ist er dargestellt im sogenannten Zeiger am Bogen. Die Anordnung ist

hier so, daß an der Spitze der wachsenden Pflanze ein Faden (f) befestigt wird, der mit dem anderen Ende an einen langen Zeiger (z) geknüpft ist. Der Zeiger ist an



Der Zeiger am Bogen (Wachstummesser).
(Aus Frank, Lehrbuch der Botanik. Verlag von W. Engelmann in Leipzig.)

einer leicht beweglichen Rolle (r) angebracht und weist mit seiner Spitze auf einen in Grade eingeteilten Bogen (q). Anfänglich ist der Faden straff, sowie der betreffende Pflanzenteil aber wächst, muß er schlaff werden, und sogleich

wird sich die Spitze des Zeigers nach unten senken. Indem man nun seine Wanderung über die Gradeinteilung des Bogens verfolgt, kann man genau feststellen, mit welcher Geschwindigkeit der Pflanzenteil sich verlängert. Wenn man auf diese Weise auch nicht das Gras wachsen hört, so kann man es doch, was nicht weniger bedeutet, thatsächlich wachsen sehen.

Man hat durch dieses Experiment gefunden, daß für das pflanzliche Wachstum ein allgemeines Gesetz herrscht, das von Sachs als die große Wachstumsperiode bezeichnet worden ist. Kein Pflanzenteil wächst nach diesem Gesetz in der Art, daß er sein Wachstum sofort mit einer sich gleichbleibenden Geschwindigkeit beginnt und es mit ihr bis zum Aufhören fortsetzt. Vielmehr verlängert sich ein jeder Pflanzenteil zuerst langsam, dann immer schneller, erreicht den Höhepunkt in der Geschwindigkeit des Wachsens, wächst darauf wieder langsamer und immer langsamer, bis endlich das Wachstum ganz aufhört.

Es hat sich ferner aus diesen Untersuchungen ergeben, daß die Wachstumsgeschwindigkeit der einzelnen Pflanzenteile und Pflanzenarten überaus verschieden ist. Und es ist weiter nachgewiesen worden, daß, wenn auch äußere Umstände sich bis zu einem gewissen Grade geltend machen, so doch unter normalen Verhältnissen die verschiedenen Pflanzen in der Geschwindigkeit des Wachsens ihre gesetzmäßigen Eigentümlichkeiten besitzen, von denen sie nicht abgehen können. Es können daher schnell wachsende Pflanzenteile und Pflanzen niemals langsam wachsen und umgekehrt.

Zu den besonders schnell wachsenden Pflanzenteilen gehören die Stämme des Bambusrohres, die sich zur Zeit des stärksten Wachsens in 24 Stunden um 0,609 bis 0,913 Meter verlängern, was für die Minute ungefähr 0,6 Millimeter ausmacht. Am Blatt der Victoria regia maß Caspary in 24 Stunden ein Wachstum von 30,83 Centi-

Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Chlor, Kalium, Calcium, Magnesium und Eisen.

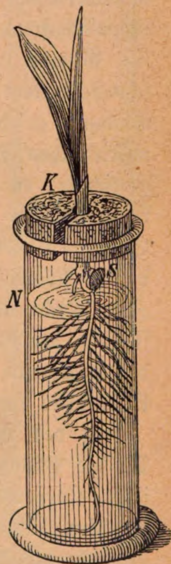
Man kann also aus den genannten Nährsalzen für die einzelnen Pflanzenarten geeignete Nährstofflösungen herstellen. Eine solche passende Wasserkultur besteht beispielsweise für Mais aus 1000 Kubikcentimeter Wasser, 1 Gramm salpetersaurem Kali, 0,5 Gramm Chlornatrium, 0,5 Gramm schwefelsaurem Kalk, 0,5 Gramm schwefelsaurer Magnesia, 0,5 Gramm phosphorsaurem Kalk und 0,005 Gramm schwefelsaurem Eisenoxydul. Das Maispflänzchen, dessen Wurzeln in die Nährlösung hineintauchen, während die oberirdischen Teile in die Luft ragen, gedeiht ganz ausgezeichnet, es entwickelt sich zu einer großen Maisstaude, treibt Blüten und bringt Samen, mit denen man das Experiment von vorn anfangen kann. Fehlt das Eisensalz in der Nährlösung, so wächst die Pflanze ebenfalls einige Zeit, bleibt aber farblos, und die mikroskopische Untersuchung der Blätter zeigt, daß den Zellen das Chlorophyll, das Blattgrün, fehlt. Erst auf den Zusatz von einer Spur Eisensulfat färben sich die Blätter grün.

In den Nährlösungen ist kein Kohlenstoff enthalten. Da die Pflanze aber unter allen Umständen zum Aufbau ihres Körpers Kohlenstoff bedarf, so muß sie ihn beim Wachsen aus der Luft entnehmen. Deshalb werden die Versuche mit den Wasserkulturen auch so angestellt, daß die oberirdischen Teile der Pflanzen in die Luft ragen. Schließt man die Luft durch das Ueberstülpen einer Glasglocke ab, so gehen die Pflanzen in kurzer Zeit zu Grunde. Der Kohlenstoff ist aber in der Luft nur in Form von Kohlensäure enthalten. Die Pflanzen müssen ihn also aus dieser Verbindung beziehen. Daß dies in der That der Fall ist, lehrt ein anderes kleines Experiment.

Wenn man unter eine Glasröhre (a, b, d, c), die über eine Pflanze gestülpt ist, eine bestimmte Menge reiner

aber ist ihre Lösung durch das Experiment ausführbar. Man hat durch die betreffenden Versuche die Möglichkeit, in jedem Fall zu entscheiden, ob ein Stoff der Pflanze zum Leben unbedingt notwendig ist oder nicht. Die Versuche bestehen in einer Ernährung der Pflanze mit künstlichen Nährstoffgemischen, die nach Willkür zusammengesetzt werden.

Man bedient sich hierzu der sogenannten Wasserkulturen, das heißt man ersetzt den Erdboden durch Wasser, indem man den Samen über Wasser keimen und die Pflanze (K) mit ihren Wurzeln (S) darin entwickeln läßt. In dem Wasser (N) löst man nun ein Gemisch von Nährsalzen auf. Um zu ermitteln, ob ein Stoff zu den Lebensbedingungen einer Pflanze gehört, legt man zu gleicher Zeit mindestens zwei Kulturen an. Die Nährstoffe, die man in dem Wasser der beiden Behälter auflöst, sind bei beiden Kulturen die gleichen, bis auf den einen, von dem man eben feststellen will, ob die Pflanze ihn unumgänglich nötig hat oder nicht. Es ist nun klar, daß, wenn sich die beiden Versuchspflanzen gleich gut entwickeln, der in der einen Kultur fehlende Stoff zum Leben der Pflanzen nicht durchaus notwendig ist. Wenn dagegen die Pflanze, von deren Wasserkultur der eine Nährstoff ausgeschlossen ist, in ihrer Entwickelung zurückbleibt und verkümmert, während die Pflanze in der anderen Wasserkultur, die den Nährstoff enthält, vortrefflich gedeiht, so wird man behaupten können, daß eben dieser Stoff für das Leben der Pflanze unentbehrlich ist. Durch die Anlegung vergleichender Versuchsreihen hat man nun gefunden, daß für die Entwickelung der Pflanzen unbedingt erforderlich sind:



Maispflanze in Wasserkultur.

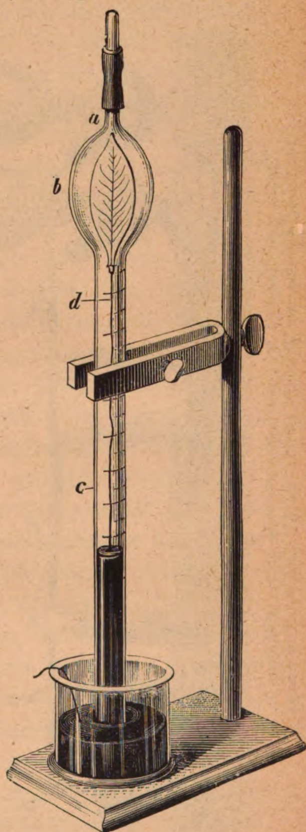
Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Chlor, Kalium, Calcium, Magnesium und Eisen.

Man kann also aus den genannten Nährsalzen für die einzelnen Pflanzenarten geeignete Nährstofflösungen herstellen. Eine solche passende Wasserkultur besteht beispielsweise für Mais aus 1000 Kubikcentimeter Wasser, 1 Gramm salpetersaurem Kali, 0,5 Gramm Chlornatrium, 0,5 Gramm schwefelsaurem Kalk, 0,5 Gramm schwefelsaurer Magnesia, 0,5 Gramm phosphorsaurem Kalk und 0,005 Gramm schwefelsaurem Eisenoxydul. Das Maispflänzchen, dessen Wurzeln in die Nährlösung hineintauchen, während die oberirdischen Teile in die Luft ragen, gedeiht ganz ausgezeichnet, es entwickelt sich zu einer großen Maisstaude, treibt Blüten und bringt Samen, mit denen man das Experiment von vorn anfangen kann. Fehlt das Eisensalz in der Nährlösung, so wächst die Pflanze ebenfalls einige Zeit, bleibt aber farblos, und die mikroskopische Untersuchung der Blätter zeigt, daß den Zellen das Chlorophyll, das Blattgrün, fehlt. Erst auf den Zusatz von einer Spur Eisensulfat färben sich die Blätter grün.

In den Nährlösungen ist kein Kohlenstoff enthalten. Da die Pflanze aber unter allen Umständen zum Aufbau ihres Körpers Kohlenstoff bedarf, so muß sie ihn beim Wachsen aus der Luft entnehmen. Deshalb werden die Versuche mit den Wasserkulturen auch so angestellt, daß die oberirdischen Teile der Pflanzen in die Luft ragen. Schließt man die Luft durch das Ueberstülpen einer Glasglocke ab, so gehen die Pflanzen in kurzer Zeit zu Grunde. Der Kohlenstoff ist aber in der Luft nur in Form von Kohlensäure enthalten. Die Pflanzen müssen ihn also aus dieser Verbindung beziehen. Daß dies in der That der Fall ist, lehrt ein anderes kleines Experiment.

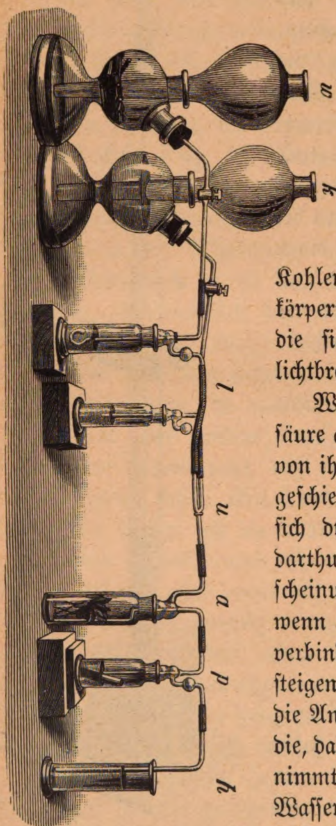
Wenn man unter eine Glasröhre (a, b, d, c), die über eine Pflanze gestülpt ist, eine bestimmte Menge reiner

Kohlensäure einführt, so ist sie nach kurzer Zeit verschwunden, das heißt die Pflanze hat sie aufgebraucht. Man kann dasselbe Experiment auch schon an einzelnen Pflanzenteilen, wie den Blättern, anstellen, die man in ein Kugelrohr aus Glas einschließt. Schon der Kohlensäureverbrauch einzelner Pflanzenteile ist sehr bedeutend. Boussingault brachte einen mit 20 Blättern besetzten Weinrebenzweig in einen Glasballon und leitete durch denselben Luft, die beim Eintritt 0,04 bis 0,045 % Kohlensäure enthielt. Beim Austritt wies die Luft nur noch 0,01 bis 0,02 % Kohlensäure auf. Es hatte demnach der Zweig aus den 15 Litern Luft, die den Glasballon in der Stunde durchströmten, 30 bis 45 Kubikcentimeter Kohlensäure entnommen. Zur Aufnahme der Kohlensäure müssen aber zwei Bedingungen erfüllt sein. Die Pflanze muß die grünen Chlorophyllkörper besitzen und sie muß der Einwirkung des Sonnenlichtes teilhaftig werden. Das geht daraus hervor, daß nur grüne Pflanzenteile und niemals chlorophylllose Pflanzen, und auch die grünen Pflanzen nur im Sonnenlicht Kohlensäure verbrauchen, während sie es in der Dunkelheit nicht thun. Die lebendige Kraft, welche im Chlorophyll zur Spaltung der Kohlensäure ver-



Apparat zur Untersuchung der Kohlensäureaufnahme.

wendet wird, stammt also aus den Schwingungen des Lichtes her und zwar, wie Versuche im Sonnenspektrum zeigen, hauptsächlich aus den Schwingungen der gelben Lichtstrahlen. Ueber das Schicksal der Kohlensäure aber giebt uns die mikroskopische Beobachtung Aufschluß. Es findet sich nämlich, daß gemäß der Zersetzung der Kohlensäure in den Chlorophyllkörpern selbst Stärke gebildet wird, die sich in Form kleiner, stark lichtbrechender Körnchen ablagert.



Apparat zum Nachweis der Sauerstoffausscheidung grüner Pflanzenteile. (Aus Frank, Lehrbuch der Botanik. Verlag von W. Engelmann in Leipzig.)

Wie von der Pflanze Kohlensäure aufgenommen wird, so wird von ihr bekanntlich Sauerstoff abgeschieden. Diese Thatsache läßt sich durch folgendes Experiment darthun. Es beruht auf der Erscheinung, daß der Phosphor, wenn er sich mit dem Sauerstoff verbindet, weiße Dämpfe aufsteigen läßt. Im wesentlichen ist die Anordnung des Experimentes die, daß man zwei Flaschen (w, k) nimmt, von denen in der einen Wasserstoff, in der anderen Kohlensäure entwickelt wird. Diese beiden Gase werden durch Röhren (l, u) nach einem Glasgefäß (a) geleitet, in dem grüne Blätter luftdicht eingeschlossen sind. Die Blätter kommen also nur mit einem völlig sauerstofffreien Luftgemisch in Berührung. Von dem

Gläschen mit den Blättern geht ein anderes Rohr zu einem zweiten Glasgefäß, in dem sich eine Stange Phosphor (p) befindet. Von diesem Gefäß ist abermals eine Röhre nach einem dritten Glasgefäß (h) geleitet, das mit Wasser gefüllt ist und in das die Röhre hineintaucht. Diese letztere Einrichtung ist getroffen, damit nicht von hier aus sauerstoffhaltige Luft in den Apparat tritt. Solange das Gefäß mit den Blättern dunkel gehalten wird, raucht der Phosphor nicht. Es ist also jetzt in dem Apparat kein Sauerstoff vorhanden. Sobald man aber auf die Blätter das Sonnenlicht fallen läßt, beginnt der Phosphor weiße Dämpfe zu entwickeln. Er muß sich also mit Sauerstoff verbunden haben, und dieser Sauerstoff kann nur von den grünen Blättern abgeschieden worden sein.

Außer dem Sauerstoff geben die Pflanzen noch Wasser ab, das von den Blättern verdunstet. Diese Verdunstung wird ermöglicht durch eine stete Ergänzung des ausgeschiedenen Wassers, und sie bedingt wiederum eine kräftige Wasserströmung oder, wie man es auch genannt hat, den Transpirationsstrom, der in den Pflanzenkörpern von unten nach oben, bis in die höchsten Spitzenblätter, hinaufsteigt. Die erste Frage, die sich bei der Beobachtung dieser Erscheinung aufwirft, ist: In welchen Teilen des Pflanzenkörpers geht die Wasserströmung vor sich? Die Frage ist leicht durch ein einfaches Experiment zu beantworten.

Wir nehmen den Ast eines Baumes, schneiden ringsherum einen Streifen der Rinde heraus und setzen dann den Ast mit seinem unteren Ende in Wasser. Ist die Rinde derjenige Teil, in dem sich die Wasserströmung bewegt, so werden offenbar nach einiger Zeit die Blätter verwelken und vertrocknen müssen, da ja die Bahn des Wasserstroms durch den herausgeschnittenen ringförmigen Streifen unterbrochen ist, so daß das Wasser nicht zu den Blättern gelangen kann. Wir werden nun beobachten, daß die Blätter

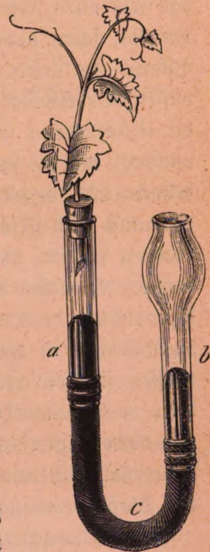
nicht welken. In der Rinde kann demnach die Wasserströmung nicht ihren Lauf nehmen, sondern sie muß sich, da dieser nur noch als einziger Weg übrig bleibt, in dem Holzkörper vollziehen. Diese Folgerung wird denn auch in der That durch ein anderes Experiment bestätigt.

Wenn man nämlich von der Schnittfläche eines abgeschnittenen Astes auf eine gewisse Strecke hin den Holzkörper herausschält, die Rindenröhre aber stehen läßt und nun den Ast mit dem hohlen Rindenstück in Wasser taucht, so welken nach einiger Zeit die Blätter. Aber es ist nicht der ganze Holzkörper, der den Wasserstrom fortleitet. Wenn man den Durchschnitt eines Stammes oder Astes betrachtet, so sieht man in der Mitte das dunkler gefärbte und härtere Kernholz und ringsherum das hellere und weichere Splintholz, um das sich dann die Rinde legt. Schneidet man nun von einem Ast an seiner Schnittfläche mit dem Rindenring auch den Splintholzring bis auf eine gewisse Strecke ab, so daß nur das Kernholz übrig bleibt, und taucht dieses bloßgelegte Stück in Wasser, so vertrocknen wiederum die Blätter des Astes. Demnach kann nur das Splintholz der Teil sein, in dem sich die Wasserströmung fortbewegt.

Die Wasserströmung spielt sich in den Pflanzen in den Gefäßbündeln ab, die von den Saugwurzeln an die Hauptwurzel, den Stamm, die Aeste, Zweige und Blätter durchziehen und die in den letzteren in dem reichgegliederten Netzwerk der sogenannten Blattnerven sichtbar werden. Es sind also fortlaufende Hohlräume, in denen die Wasserfäden aufsteigen, und zwar verläuft die Wasserströmung mit einer beträchtlichen Geschwindigkeit. Sachs führte das Experiment aus, daß er in Blumentöpfen wachsende Pflanzen mit einer Lösung von salpetersaurem Lithium begoß. Dann untersuchte er die Pflanzen spektralanalytisch und konnte dabei das Vorhandensein des Lithium im Innern des Pflanzenkörpers durch die kräftig rote Linie nachweisen, die

für die Anwesenheit des Lithium kennzeichnend ist. Es zeigte sich bei diesem Versuch, daß auf eine Stunde berechnet die Lithiumlösung in der Sonnenblume bis zu 70, im Weinstock bis zu 98, im Kürbis bis zu 107 und im Tabak bis zu 118 Centimeter stieg.

Wodurch wird nun aber der Wasserstrom nach oben getrieben? Untersucht man die wasserführenden Gefäßbündel, so sieht man, daß die Wasserfäden durch Luftblasen unterbrochen sind. Durch diese Abwechslung von Wasser und Luft wird eine sogenannte Jaminsche Kette hergestellt. Diese bewirkt, daß die Wasserteilchen von der Luft getragen werden und gleichzeitig nicht einen Druck nach unten ausüben. Es wird also hierdurch schon eine Art Gleichgewichtszustand ermöglicht. In Bewegung nach oben geraten aber nun die Wasserfäden durch die Saugkraft. Von der Wirkung dieser Kraft kann man sich durch ein einfaches Experiment überzeugen.



Apparat zum Nachweis der Saugkraft. (Aus Frank, Lehrbuch der Botanik. Verlag von W. Engelmann in Leipzig.)

Man setzt einen beblätterten Zweig in den einen Schenkel einer U-förmigen Röhre luftdicht ein, welcher Wasser enthält und unten durch Quecksilber gesperrt ist. Anfänglich wird das Quecksilber in beiden Schenkeln der Röhre (bei a und b) gleich hoch stehen. Sobald aber die Blätter Wasser zu verdunsten beginnen, saugt das Zweigstück als Ersatz dafür Wasser aus der Röhre auf, und diese Saugkraft ist so groß, daß nun die Höhe des Quecksilbers in dem Schenkel, der über dem Quecksilber Wasser enthält, beträchtlich die Quecksilberhöhe des anderen Schenkels über-

steigt. Der Unterschied ist so bedeutend, daß das Quecksilber bisweilen um 30 Centimeter höher als in dem anderen Schenkel steigt.

Hervorgerufen wird die Saugkraft durch die Luftverdünnung, die, wie Frank in seinem ausgezeichneten Lehrbuch der Botanik (Verlag von W. Engelmann in Leipzig), das wir allen Freunden dieser Wissenschaft empfehlen, hervorhebt, schon durch das Wachstum der oberen Teile der Pflanze stattfindet. In den Gefäßbündeln sind, wie wir wissen, Luftbläschen enthalten. In demselben Maße, wie die Gefäßbündel wachsen, vergrößert sich auch ihr Raumumfang, und die Luft muß, um diesen auszufüllen, sich ausdehnen und verdünnen. Sodann aber wird die Luftverdünnung noch gefördert durch die Verdunstung. Das verdunstete Wasser, das von dem Blattgewebe abgegeben wird, entleert ebenfalls die Gefäßbündel und zieht deshalb eine Verdünnung der Luft nach sich. Da nun die Spannung der Luftbläschen in den oberen Teilen der Pflanze nachläßt, so müssen sich die Luftkügelchen in den unteren Abschnitten desto mehr ausdehnen und infolgedessen die über ihnen stehenden Wassersäulchen nach oben schieben. Dieser Prozeß wiederholt sich ununterbrochen, und hierdurch entsteht dann die Wasserströmung im Pflanzenkörper.

Die Pflanzenexperimente sind nicht nur von wissenschaftlichem, sondern auch von praktischem Nutzen. Gärtnerei, Landwirtschaft und Forstwirtschaft haben auf Grund der durch die Experimente erlangten Einsicht in das Leben der Pflanzen schon zahlreiche Winke und Ratschläge erhalten, die ihnen zu wirksamer Förderung gereichten.





Spione.

Bilder aus Krieg und Frieden. Von **A. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Der General R., der bei Hofe und in der Armee eine große Rolle spielt, sucht für seine Kinder eine englische Erzieherin, und findet endlich eine, die sich als ein Muster aller Tugenden erweist. Sie erteilt vortrefflichen Unterricht, ist Gesellschafterin der Hausfrau und macht sich allenthalben beliebt. Man erweist ihr das größte Vertrauen, und sie rechtfertigt dasselbe anscheinend nach allen Richtungen. Eines Tages verreist der General mit seiner Frau auf einige Zeit. Als sie zurückkehren, ist die Erzieherin abgereist, angeblich weil sie eine Abberufung aus der Heimat bekam, und als der General eines Tages den Schrank öffnet, in dem seine Papiere liegen, entdeckt er, daß ein Aktenstück fehlt, welches von außerordentlicher Wichtigkeit für die Organisation der ganzen Armee ist.

Die englische Erzieherin ist eine Spionin. Sie hat sich unter der Maske einer Erzieherin nur Zutritt verschafft, um die Papiere des Generals zu untersuchen. Die Engländerin hatte überall Zutritt; es gelang ihr, sich einen Abdruck von dem Schloß der Mappe zu verschaffen, in welchem dem General aus dem Ministerium die geheimen Schriftstücke verschlossen überliefert werden. Zur Nachtzeit, während welcher sie sich in das Arbeitszimmer des

Generals schlich, hatte sie dann stets die Mappe geöffnet und alle ihr wichtig erscheinenden Schriftstücke kopiert. Ebenso hat sie es mit dem Schranke gemacht, in dem die geheimen Papiere des Generals liegen, und schließlich das Wichtigste entwendet. Unzweifelhaft hat die englische Spionin auch Helfershelfer gehabt, aber das ist nicht nachzuweisen. Sie ist fort und zwar im Besitze sehr wichtiger militärischer Geheimnisse. —

Ein junger Mann, am Ende der Zwanziger oder Anfang der Dreißiger, in Zivil gekleidet, besteigt in Berlin den Zug, um nach Italien zu reisen. Die Fahrt dauert viele Stunden und geht durch verschiedener Herren Länder. Der Reisende fährt zweiter Klasse und kommt natürlich mit verschiedenen Leuten auf der Fahrt zusammen. In München bekommt der Reisende angenehme Gesellschaft: eine ältere Dame mit einer sehr interessanten und hübschen Tochter am Anfang der zwanziger Jahre. Die Damen machen einen sehr vornehmen Eindruck, und besonders die ältere scheint gern zu reden. Sie macht sich mit dem Reisenden bekannt, und er kann nicht umhin, ihr die kleinen Aufmerksamkeiten zu erweisen, die man einer Dame auf Reisen schuldig ist. Der Reisende hat seinen Namen genannt, aber nicht gesagt, wer er ist; die beiden Damen haben ebenfalls ihre hochklingenden adeligen Namen genannt und erklärt, daß sie nach Rom reisen. Besonders die ältere Dame ist sehr gebildet und gewandt, sie spricht ein halbes Dutzend Sprachen. Die kleine Reisegesellschaft steigt zusammen unterwegs aus, um Mahlzeiten einzunehmen, und plaudert lebhaft unterwegs. Trotzdem bleibt der Reisende eigentümlich zurückhaltend, und zur Nachtzeit verschwindet er aus dem Abteil und läßt sich eine Schlafabteilung anweisen. Er kennt nämlich die beiden Damen, wenn auch nur aus Photographien. Es sind französische Spioninnen, und der Reisende ist ein preußischer Feldjäger,

der Depeschen an die Gesandtschaft nach Rom bringt. Die Französinnen haben sich ihm beigesellt, um sich in den Besitz der Depeschen, die er bei sich trägt, zu setzen, und der Feldjäger hat zu gewärtigen, daß man ihn chloroformiert, wenn er in ihrer Gegenwart einschläft, daß man ihm durch Darreichung eines Trankes oder einer Leckerei ein Betäubungsmittel beibringt. Deshalb ist er sehr vorsichtig, bleibt aber den Damen gegenüber außerordentlich höflich. Er ist schon vor der Abreise durch die politische Polizei auf diese Spioninnen aufmerksam gemacht worden, denn sie haben wiederholt versucht, Feldjäger zu bestehlen. Die genaue Beschreibung, die man ihm gab, paßt genau auf die Damen. Er ist daher scharf auf der Hut, und die Spioninnen bemühen sich vergeblich. —

Man fängt in einer Festung einen Fremden ab, der auf die sonderbare Idee gekommen ist, in den Festungsgräben zu angeln. Es ist angeblich ein Engländer, in Wirklichkeit ein fremder Offizier, der das Angeln nur zum Vorwand nimmt, um mit Hilfe der Angelschnur die Höhe der Wälle und die Tiefe der Wallgräben der Festung auszumessen. —

Zwei anscheinend sehr harmlose Reisende, die mit einer Segeljacht an der deutschen Ostseeküste entlang fahren, werden plötzlich abgefaßt und entpuppen sich als französische Offiziere, die unter der Maske von Vergnügungsreisenden die Küstenbefestigungen auszuspionieren versuchen. —

Der Artilleriesergeant L., der zum Munitionsdepot kommandiert ist, macht ganz zufällig die Bekanntschaft eines Herrn, der sich in derselben Stadt aufhält, weil er dort Geschäfte hat. Dieser Herr findet Gefallen an dem Artilleriesergeanten, es stellt sich auch heraus, daß beide gewisse Berührungspunkte haben. Der Artilleriesergeant interessiert sich neben seinen Berufsgeschäften sehr für die Feuerwerkerei, und der fremde Herr ist auch ein eifriger

„Salonfeuerwerker". Er versieht den Sergeanten mit allerlei interessanten Werken, sie machen gemeinsame Versuche und werden recht vertraut. Eines Tages meint der fremde Herr, zu den Versuchen wäre einer der neuen Granatenzünder, wie sie im Laboratorium der Artillerie hergestellt würden, sehr gut verwendbar, und fordert den Artilleriesergeanten auf, doch ein paar „solcher Dinger" mitzubringen.

Das fällt dem Sergeanten auf. Er sträubt sich eine ganze Zeitlang dagegen, anzunehmen, der Mann, der so freundlich mit ihm umgehe, sei ein Spion, der eine Anzahl solcher Zünder, deren neue Konstruktion noch Geheimnis ist, in seine Hände bringen wolle. Aber er wendet sich doch schließlich an seine Vorgesetzten, und diese halten die Sache für wichtig genug, um sie bis zur höchsten Instanz zu melden. Der Sergeant wird wegen seiner Vorsicht belobt und erhält einige Zünder alten Systems, um den Spion, denn unzweifelhaft ist dies der freundliche Herr, der mit dem Sergeanten verkehrt, zu täuschen. Man läßt den Spion selbst unbehelligt, läßt ihn sogar mit dem falschen Zünder abreisen und freut sich, die fremde Regierung, in deren Sold der Mann steht, getäuscht zu haben. —

Die Fälle, die wir hier anführten, beziehen sich auf die Spionage im Frieden. Dieselbe ist wichtiger und großartiger als die im Kriege, und man könnte manchmal an Wunder glauben, wenn man von den Leistungen der politischen und militärischen Spione im Frieden hört. Der Amerikaner Curtin war im Anfang der siebziger Jahre amerikanischer Gesandter in St. Petersburg. Nach dem Sturze Napoleons III. begab sich Curtin auf einen kurzen Besuch nach London. Während er dort lebte, erhielt er eine Einladung, den gestürzten Kaiser, der zur Zeit in Chislehurst lebte, zu besuchen. Er leistete der

Einladung Folge und wurde mit großer Wärme bewillkommt. Der Kaiser plauderte geraume Zeit über seine Vergangenheit, seine Armut, sein Leben als Abenteurer und seinen Besuch in New York. Endlich nach einer zweistündigen Unterhaltung gelangte er zu dem eigentlichen Zweck seiner Einladung. Er sagte zu Curtin: „Sie stehen auf einem intimen Fuß mit Gortschakoff. Haben Sie irgend welche Bedenken, mir zu sagen, welches seine Anschauungen betreffs der Wiederherstellung des Kaiserreichs sind?“

„Ich kenne seine Gesinnung über das Thema,“ sagte Curtin, „fühle mich jedoch nicht befugt, dieselbe Ihnen mitzuteilen.“

„Ich verstehe Sie,“ sagte der Kaiser, „und bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet für Ihre Freundlichkeit, mich zu besuchen.“

Gortschakoffs Meinung, über welche Curtin schwieg, war sehr kräftig ausgedrückt worden. Er hatte gesagt, daß diesem „französischen Schuft“ von ihm niemals zur Wiedererlangung seines Thrones verholfen werden würde, da er ihn als einen Mann betrachte, der stets gefährlich für die friedlichen Zustände in Europa sei. Als Curtin nach St. Petersburg zurückkehrte, lud ihn Fürst Gortschakoff zu Tische ein.

„Sie sind weg gewesen?“ fragte er.

„Ja, in London.“

„Sie sahen dort viele Leute?“

„Ja, ich sah einige hervorragende amerikanische Freunde von mir.“

„Man sagt mir, daß Sie auch den Mann sahen, der einst die Geschicke Europas in seiner Hand zu halten schien.“

„Gewiß.“

„Haben Sie irgend welche Bedenken, mir etwas über die Natur der Unterhaltung, die Sie mit ihm gepflogen haben, mitzuteilen?“

„Sie war nicht wichtig,“ lautete die Antwort, „und drehte sich hauptsächlich um persönliche Dinge!“

Hier sagte Gortschakoff mit einem vielsagenden Blick: „Ich kenne alle Einzelheiten dieser Unterhaltung. Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet dafür, daß Sie Napoleon nicht meine Anschauungen über die Wiederherstellung des Kaiserreichs mitteilten.“

Da bei der Unterredung zwischen Curtin und dem Kaiser keine dritte Person zugegen gewesen war, brachte diese Unterhaltung dem Amerikaner eine sehr hohe Meinung von der Vollkommenheit des russischen Spionendienstes bei. —

Man kann dreist behaupten: es giebt heute kaum ein Geheimnis politischer oder militärischer Art, das nicht durch Spione entdeckt würde. Die Ueberzeugung, daß dies der Fall ist, hat bei manchen Völkern eine Art Beängstigung hervorgerufen, und diese findet Ausdruck in der Spionenriecherei, in der fieberhaften Sucht, Spione zu entdecken, wie sie besonders in Frankreich hervortritt. Aber auch in anderen Staaten ist man nervös betreffs Spionage, und wenn in der Schweiz in der Nähe der Gotthardbefestigungen ein harmloser Tourist mit einem kleinen Apparat Photographien aufnimmt, hat er zu gewärtigen, daß er als Spion eingesperrt wird. Es dauert dann oft mehrere Wochen, bevor der Verdächtige freigegeben wird. Es ist heute überhaupt sowohl in Rußland, wie in Deutschland, Oesterreich, Ungarn und Italien gefährlich, in der Nähe von Festungen zu zeichnen, zu photographieren, ja nur verdächtige Spaziergänge vorzunehmen. Der Reisende sei daher im Auslande sehr vorsichtig, aber selbst im Inlande hüte er sich vor Begehung des Festungsgebietes, das nicht für den öffentlichen Verkehr bestimmt ist. Im In- und Auslande bewacht man die Geheimnisse, mögen dieselben nun Festungen, Laboratorien, Schiffs-

bauten u. s. w. betreffen, aufs sorgfältigste. Auf der kaiserlichen Werft in Kiel sind zum Beispiel stets Berliner Schutzleute stationiert, welche aufs strengste alle Zugänge zu den Werkstätten und Schuppen bewachen, und selbst höhere Marineoffiziere, die nicht in den Werkstätten direkt zu thun haben, werden von den Posten höflich, aber energisch zurückgewiesen, wenn sie zum Beispiel beim Herumführen eines Bekannten auf der Werft die Werkstätten zu betreten suchen. Dem Personal, das in Artilleriewerkstätten, in Gewehrfabriken, in den Laboratorien für Munition und Geschosse beschäftigt ist, wird täglich eingeprägt, daß es sich mit keinem Fremden einzulassen habe, daß nicht das Geringste über dienstliche Angelegenheiten, auch nicht im Gespräche mit intimen Freunden, geäußert werden dürfe.

Und trotz dieser Vorsichtsmaßregeln haben Spione und Spioninnen, meist Frauen aus besseren Kreisen, die verarmt sind, große Erfolge aufzuweisen. Man erinnere sich nur an den ungeheuerlich dreisten Diebstahl eines Gewehres, der in Spandau stattfand, als das jetzige kleinkalibrige Magazingewehr in Deutschland zur Einführung gelangte. Ein Offizier in der Uniform eines preußischen Jägers betrat eine Kaserne in Spandau und betrachtete genau die Gewehre, die dort in den sogenannten „Gewehrmicken“, das heißt den Ständern zur Aufstellung der Gewehre im Hausflur, untergebracht waren.

Einige Stunden später erst bemerkte man das Fehlen eines Gewehres. Die Untersuchung ergab, daß nur der Offizier es entwendet haben konnte. Wahrscheinlich hatte er es unter dem Mantel mit sich genommen. Dieser Offizier war natürlich ein verkleideter Spion. Es ist niemals gelungen, ihn zu entdecken und etwas über den Verbleib des Gewehres zu erfahren.

Außer diesen Spionen im Frieden aber giebt es, wie

allgemein bekannt ist, solche auch in Kriegszeiten, und unter diesen Leute, die nur um dem Vaterlande zu nützen Spionagedienste verrichten, obgleich sie einen schimpflichen Tod dabei zu erwarten haben. Es giebt aber auch ausgemachte Lumpen genug, die das gefährliche Handwerk betreiben, weil sie Geld verdienen wollen, und es kommt ihnen dabei nicht darauf an, das eigene Vaterland zu verraten. Sie bringen es fertig, Freund und Feind zu bedienen, von beiden Parteien Geld zu nehmen und beide zu betrügen. Es giebt aber auch Leute, die im Kriege sich zu Spionen hergeben, weil sie Aufregung und Gefahren lieben, weil sie ein gewisses sportliches Bedürfnis haben und bei der Ausübung des Gewerbes, das so viel List, Geschicklichkeit, Geistesgegenwart und Mut erfordert, dasselbe Vergnügen empfinden, das der Jäger auf gefährlicher Jagd, der Bergsteiger auf Fels und Eis hat. Besser als durch Worte läßt sich dieses Bedürfnis für „Spionagesport", wenn man so sagen darf, durch ein historisches Beispiel erklären, das sich auf einen Spion Napoleons I. bezieht, der ein Deutscher war. Als im Jahre 1885 die Spionenriecherei in Frankreich immer mehr überhand nahm, wurde dem „Pfälzischen Kurier" aus Baden von einem Leser geschrieben:

„Eine jüngst erschienene Abhandlung über die Spionage erinnert mich an eine Persönlichkeit, die als Spion Napoleons I. eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Ich meine dessen Hauptspion Schulmeister. Derselbe ist in Freistedt, Bezirk Kehl, als Sohn des damaligen Pfarrers Schulmeister geboren und hatte mit Erfolg studiert, sich jedoch zu keinerlei geordneter Lebensstellung bequemt. Als Napoleon den Krieg mit Oesterreich begann, erlangte Schulmeister eine Audienz und trug sich dem Kaiser als Spion an, wurde jedoch abgewiesen. Nach Verlauf einiger Minuten erschien vor dem Kaiser ein alter Mann mit

dem gleichen Antrag und dem gleichen Mißerfolg. Im Weggehen drehte sich der Antragsteller um, und Napoleon sah, daß er Schulmeister vor sich hatte, der über seine Gesichtszüge und überhaupt über seine Gestalt eine solche Gewalt besaß, daß es ihm sogar gelungen war, das Auge Napoleons zu täuschen. Dieser engagierte nun Schulmeister und gab ihm einen Auftrag, den derselbe zur vollen Zufriedenheit löste. In der Folge wußte er sich durch die erfolgreichsten Leistungen in der Spionage das ganze Vertrauen Napoleons zu erwerben, dem er sklavisch ergeben war. Nichts grenzt an die Kühnheit, Verschlagenheit und Schlauheit, welche dieser Mensch entwickelte. Er konnte im Handumdrehen in jeder Gestalt erscheinen und verkehrte im feindlichen Lager einmal als Marketender, dann als fourageführender Bauer, dann wieder als blödsinniger Tölpel, als halberfrorener Bettler. Eine Zeitlang war er sogar Bedienter eines feindlichen Generals, und einstmals entführte er als Kutscher einen jungen Prinzen ins französische Lager. Obgleich er keine wissenschaftlichen Studien über Kriegführung gemacht hatte, war er doch im stande, die strategische Stellung des feindlichen Heeres, die er erforscht hatte, genau und zwar aus dem Gedächtnis zu beschreiben und richtig auf Papier zu zeichnen.

Napoleon belohnte ihn entsprechend für die äußerst wichtigen Dienste, die er ihm leistete, ließ ihn aber sonst schonungslos seine Verachtung fühlen, und als Schulmeister einst um das Kreuz der Ehrenlegion bat, erwiderte Napoleon: „Man bezahlt Spione, man verleiht ihnen aber keine Auszeichnung!“

Schulmeister lebte nach Wiederherstellung des Friedens und nach der Verbannung Napoleons als reicher Rentier in der Colmarstraße zu Straßburg, wo er meines Wissens im Jahre 1843 starb. Manche heute noch lebenden Leute aus Straßburg und der Umgegend von Kehl haben das

alte dünne Männchen mit der Schildkappe noch gekannt. Sein Haus ist im Jahre 1873 abgerissen worden. In seiner Heimatsgemeinde durfte er sich nicht sehen lassen. Als er es doch einmal that, prügelten ihn die Bauern so entsetzlich durch, daß ihn die Ortsbehörde unter Bedeckung fortschaffen mußte. Er hatte auch einigemal versucht, mit seinem Geld wohlthätige Stiftungen seiner Heimat und der Umgebung zu beschenken, wurde aber damit zurückgewiesen. Sein Reichtum ist sehr wahrscheinlich an den französischen Staatsschatz zurückgefallen. Nur seine Haushälterin genoß eine Pension von fünfhundert Franken."

Besonders Großartiges wurde in der Spionage geleistet, als 1870 monatelang Paris von den deutschen Truppen umzingelt war. Die Franzosen betrieben die Spionage mit allem Raffinement, aber in dem Chef der Feldpolizei des deutschen Hauptquartiers, dem bekannten Regierungsrat Stieber, fanden sie doch ihren Meister. Ueber die Auskunfts- und Spionagemittel, auf die man in dem eingeschlossenen Paris verfiel, und über die Art und Weise, wie die Depeschen verborgen wurden, giebt der frühere Leiter des französischen Post- und Telegraphenwesens, Steenackers, folgende interessante Schilderung:

„Wir hatten Mittel zur Verbergung der Depeschen in großen Massen, und ich erwähne davon zuerst die Schuhsohlen. Diese waren eigens dazu vorbereitet und erhielten im Inneren eine kleine Aushöhlung, in die man die Depeschen legte. Die Schuhe mußten in kleine Stücke geschnitten werden, um die Einlage zu finden. Ferner benutzte man ein doppeltes Mützenschild, einen aus zwei Kupferplatten zusammengesetzten, im Inneren hohlen und mit Stoff bekleideten Rockknopf, die Zwinge eines Stockes, eine ausgehöhlte Cigarre, ein Päckchen Cigarettenpapier, dessen einzelne Seiten mit unsichtbarer Tinte beschrieben waren, Fischbein eines Regenschirmes, einen falschen hohlen Zahn,

einen Klavierstimmschlüssel, das Heft eines gewöhnlichen Taschenmessers, einen Schlüssel mit Doppelboden, ein im Inneren ausgehöhltes Zweisousstück. Die Flächen mußten genau aufeinanderpassen. Wenn man die Depesche hineingethan hatte, legte man das Geldstück einige Zeit wieder in Essig und hatte dann Mühe, es wieder auseinander zu bekommen. Man benutzte auch eine kleine Elfenbeinkugel in der Größe einer Nuß, die der Bote im Augenblick der Gefahr verschlucken konnte. Auch Damenhandschuhe spielten eine Rolle, aber alle unsere Kunstgriffe, so schlau sie sein mochten, halfen uns nichts gegen einen Feind, der auf dem Gebiet der Spionage selbst Sachverständiger war und von Grund aus alle Kniffe des Handwerks kannte. Der erste Bote, der bei den preußischen Linien ankam, wurde festgenommen und vor einen Offizier geführt. Nach einem kurzen Verhör entkleidete man ihn vollständig und ließ ihn in diesem Zustand warten, bis man seine Wäsche, seine Kleider, seine Mütze und Schuhe Stück für Stück durchsucht und aufgeschnitten hatte. Ihn selbst untersuchte man aufs genaueste vom Kopf bis zu den Zehen. Wenn man nichts fand, reichte man ihm seine Kleider zurück."

Stieber schreibt in den Briefen an seine Frau sehr interessante Sachen über die Spionage, die er in Versailles entdeckte. So meldete er zum Beispiel am 20. Oktober aus Versailles: „Gestern habe ich einen sehr guten Fang gemacht. Der erste Legationsrat der französischen Gesandtschaft, Le Sourd, der Vertreter von Benedetti, der in Berlin eine große diplomatische Rolle gespielt und dem Grafen Bismarck, als Benedetti schon abgewiesen war, recht malitiös die Kriegserklärung überreichte, hält sich hier in Versailles ganz inkognito bei seiner hier wohnenden Mutter, einer sehr vornehmen Dame, auf. Meine Polizei, die hier jetzt ganz gut im Gange ist, hat ihn aber bald gewittert. Ich habe ihn persönlich arretiert, ganz einfach

auf die Wache abgeliefert und mit Kavallerieeskorte nach der Festung Mainz abgeschickt. Er wollte große Redensarten machen, aber ich habe ihn einfach gefragt: ‚Wenn unser erster Legationsrat Solms sich würde einfallen lassen, sich heute in Paris bei den Franzosen betreffen zu lassen, was würde wohl dann mit ihm geschehen?‘“

Am 2. November 1870 schreibt Stieber an seine Frau: „Wir haben heute eine geheime Verbindung mit Paris entdeckt durch einen aufgefangenen Brief, den der hiesige Staatsanwalt von seiner Mutter aus Paris erhielt. Die gute Frau dachte wohl nicht daran, ihren Sohn durch einen zärtlichen Brief unglücklich zu machen. Ich habe infolgedessen heute hier den Staatsanwalt verhaftet und in sein eigenes Gefängnis gesteckt. Auch einen Rat des hiesigen Tribunals habe ich arretiert. Es sind geheime Briefe zwischen hier und Paris gewechselt. Ich kann nicht anders handeln, unsere eigene Sicherheit erfordert es; ich kann nicht den augenblicklichen Jammer der Familie beachten, ich muß an uns denken, die wir hier plötzlich überfallen werden können.“

„Die Untersuchung,“ schrieb Stieber am folgenden Tage, „die ich hier wegen geheimer Verbindungen in Versailles mit Paris eingeleitet, nimmt größere Dimensionen an. Ich werde wohl morgen eine bildschöne, allgemein bewunderte Gräfin de la Torre, geschiedene Frau eines Gesandten, Italienerin von Geburt und bekannte diplomatische Agentin, verhaften müssen. Der Staatsanwalt und der Tribunalrat thun mir leid. Nicht ohne innere Bewegung hörte ich heute, als ich die Sache dem kommandierenden General vortrug, daß man die Leute vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen lassen will. Ich muß jedoch strenge meine Pflicht erfüllen; hier giebt es keine Schonung. Auch uns wird man nicht schonen, sobald man die Macht hat.“

Es gelang, wie wir hier gleich bemerken wollen, Stieber doch noch, den beiden gefangenen Beamten das Leben zu retten. Sie wurden auf seine Bitte nur als Gefangene nach einer deutschen Festung geschickt. Erst nach fünf Wochen aber entdeckte er die geheime Post zwischen Versailles und Paris. Es wurde dabei zu einer Maßregel gegriffen, wie sie wohl einzig in der Kriegsgeschichte dasteht. Am 22. Dezember ließ Stieber mit Zuhilfenahme von drei Bataillonen Infanterie, zwei Schwadronen Dragoner und einer Batterie Geschütze auf einen Schlag von seiner Polizei in ganz Versailles eine Haussuchung nach verdächtigen Personen abhalten. Es wurden einhundertfünfzig Leute verhaftet, von denen man indes einen Teil wieder laufen ließ. Unter diesen Verhafteten waren viele geheime Sendlinge der französischen Regierung; man hätte sie sämtlich erschießen können, ließ aber Gnade vor Recht ergehen, aus welchen Motiven, das besagt wohl am besten folgende Stelle aus einem Briefe Stiebers an seine Gattin: „Ich habe verstärkte Sicherheitsmaßregeln angeordnet und lasse massenweise Verhaftungen vornehmen. Heute früh geht ein starker Transport nach Deutschland. Gestern abend habe ich als Präsident der Untersuchungskommission bis zwei Uhr nachts im Gefängnislokal gearbeitet. Wir haben jetzt an dreihundert Gefangene hier sitzen. Fragt man sich: Worin besteht ihr Verbrechen? so muß man offen sagen, nur darin, daß sie eben Franzosen sind und daß sie als Franzosen handeln.“ ...

Ueber die Behandlung von Kundschaftern und Spionen haben sich im Völkerrecht ganz bestimmte Grundsätze herausgebildet. Man betrachtet nach dem Völkerrecht als Spione nur die nichtmilitärischen Persönlichkeiten oder Militärs in Zivil. Wenn sich ein Mann oder Offizier in Uniform in die feindliche Stellung schleicht, oder wenn man ihn beim Kundschaften und Rekognoszieren gefangen nimmt,

so wird er stets als Militär behandelt und nur als Kriegsgefangener betrachtet. Jeden Menschen in bürgerlicher Tracht aber, den man in einem Feldzuge beim Spionieren trifft, behandelt man als Spion, selbst wenn es in Wirklichkeit ein Soldat ist. Ein trauriges Beispiel für diese Art der Behandlung von Spionen ist das folgende. Bei der Belagerung von Metz hatte ein Vizewachtmeister der Kavallerie, der Sohn eines vielfachen Berliner Millionärs, gewettet, daß er sich nach Metz hineinschleichen werde, um von dort Nachrichten zu holen. Der junge Mann sprach vorzüglich französisch, hatte auch lange in Frankreich gelebt und war daher in französischen Sitten und Gebräuchen sehr wohl bewandert. Er verschaffte sich die Tracht eines Bauern, schlich sich durch die Vorposten und kam glücklich nach Metz hinein. Dort machte er eine Reihe sehr interessanter Beobachtungen und kam auch glücklich aus der Festung wieder hinaus. Im letzten Augenblick jedoch ereilte ihn das Verhängnis. Als er die letzte Schranke vor dem Festungsthor passierte, fiel es dem dort stehenden französischen Unteroffizier auf, daß der Bauer einen Brillantring an der rechten Hand trug. Er wurde verhaftet und vor die Kommandantur gebracht. Hier gestand er zu, preußischer Soldat zu sein, und hoffte wohl, durch dies Geständnis sich davor zu retten, als Spion behandelt zu werden. Die Kommandantur in Metz fragte auch bei den preußischen Vorposten an, ob der ergriffene Spion über seine militärischen Verhältnisse richtige Angaben gemacht habe. Das preußische Kommando bestätigte diese Angaben und erhielt am nächsten Tage die Nachricht, daß der tollkühne junge Mann als Spion erschossen worden sei. Unzweifelhaft waren die Franzosen zu dieser Hinrichtung des Gefangenen berechtigt, weil er eben in Zivil ergriffen worden war.



Ein Allerwelts-Liebling.

Beitrag zur Vogelkunde. Von **Max Elmfeld.**

Mit 13 Illustrationen.

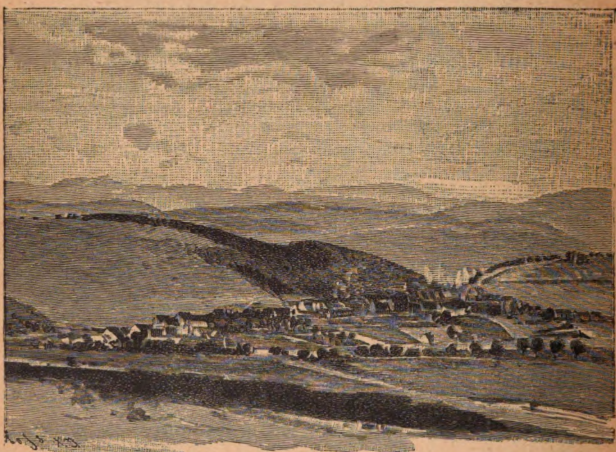
(Nachdruck verboten.)

Der beliebteste und verbreitetste aller Stubenvögel ist ohne Frage der fast in jedem Hause anzutreffende Kanarienvogel, ein rechter Allerwelts-Liebling, den namentlich unsere Mädchen und Frauen mit aller Sorgfalt und Zärtlichkeit hegen und pflegen. Man darf wohl die Behauptung aussprechen, daß der niedliche, goldgelbe Hausfreund eine der anmutigsten Stellen in den Beziehungen, in denen wir zur Tierwelt stehen, einnimmt.

Wir besitzen den Kanarienvogel erst seit vierhundert Jahren, er ist also noch eine verhältnismäßig junge Eroberung der Kultur, trotzdem jedoch längst bei allen gebildeten Völkern der Erde zu finden. Für uns Deutsche hat dieser Vogel aber noch eine besondere Bedeutung dadurch erlangt, daß seine Zucht bei uns eine solche Ausdehnung gewonnen hat, daß er auch einen Gegenstand volkswirtschaftlichen Interesses bildet. Der jährliche Umsatz bewegt sich zwischen 350,000 bis 600,000 Mark, und für viele Gegenden unseres Vaterlandes ist der Kanarienvogel zu einem sehr wichtigen Ausfuhr- und Erwerbsgegenstande geworden.

Es werden gegenwärtig in verschiedenen Gegenden Deutschlands, wie auch in Belgien und der Schweiz, Kanarienvögel gewerbsmäßig gezüchtet, allein wohl nirgendwo anders zieht man auf so kleinem Raume so viele und so verschiedenartige Kanarienvögel wie in dem kleinen Harzer Bergstädtchen St. Andreasberg, mit dem die moderne züchterische Entwickelung dieses lieblichen Sängers unzertrennlich verbunden ist.

Diese zwischen der Sieber und Oder in 600 Meter



St. Andreasberg von der Jordanshöhe aus.

Meereshöhe gelegene Bergstadt des Oberharzes, die auch klimatischer Kurort ist, gehört zum preußischen Regierungsbezirk Hildesheim und wird wegen des Reichtums ihres Bodens an Mineralien das „Mineralienkabinett des Harzes" genannt. Von den Straßen steigen viele steil auf; eine schöne Aussicht hat man von dem Glockenberg und noch mehr von dem Pavillon auf der Jordanshöhe, zumal gegen Sonnenuntergang. Der Bergbau von St. Andreasberg ist neuerdings ganz bedeutend zurückgegangen, dagegen steht die

Kanarienzucht, trotz vieler Konkurrenz, noch immer in hoher Blüte.

Der über 3000 Einwohner zählende Ort hat 476 Häuser, in denen etwa 250 Züchtereien vorhanden sind. Es werden darin jährlich an 17,000 bis 20,000 singende Hähne erzeugt, die durch die ganze Welt versandt werden und, zusammen mit dem Erlös für die Weibchen und den gleichfalls in Andreas-



Süßes von süßem Mund.

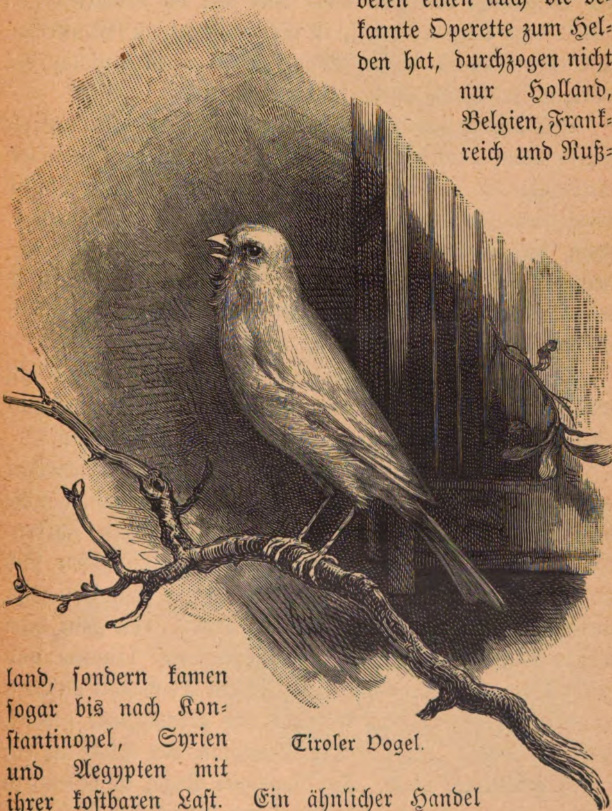
berg hergestellten Vogelbauern, einen Verdienst von 200,000 bis 300,000 Mark liefern. Nicht von jeher hat übrigens dieser Ort des Oberharzes im Mittelpunkte der Kanarien-züchterei gestanden, vielmehr war früher der Oberinnthaler Marktflecken Imst das Zentrum der Zucht wie des Han-

dels dieser Vögel, deren eigentliche Heimat die Gruppe der Kanarischen Inseln im Atlantischen Ozean ist; doch sollen sie vereinzelt auch auf Madeira und den Azoren vorkommen. Als die Kanarischen Inseln im Jahr 1478 durch Heinrich den Seefahrer erobert wurden, fanden die Spanier dort diese niedliche, hübsch singende Finkenart vor, die sich leicht fangen ließ und bald nach dem Mutterlande ausgeführt wurde, um dort in der Gefangenschaft weitergezüchtet zu werden. Dieser wilde Kanarienvogel ist kleiner und schlanker als der gezähmte, und seine Färbung stimmt etwa mit jener der zahmen Sorte, welche die Züchter grüne oder graue nennen, überein.

Das „Zuckervögelchen" oder der „Kanari" wurde rasch ein namhafter Gegenstand des Handels, da er sehr hoch im Preise stand, und die Spanier sicherten sich diesen Handel bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts als ihr alleiniges Monopol, indem sie nur Männchen ausführten und das Züchtungsverfahren geheim hielten. Da scheiterte eines Tages ein nach Livorno bestimmtes spanisches Schiff an der italienischen Küste, das mehrere tausend Kanarienvögel an Bord hatte. Die auf diese Weise in Freiheit gesetzten Tierchen siedelten sich, durch einen Ostwind dorthin getrieben, auf der Insel Elba an, wo sie ein ihnen zusagendes Klima fanden und sich rasch vermehrten. Die Italiener wurden auf die kleinen Fremdlinge aufmerksam und wußten sich in ihrem Fange und Verkauf sehr bald eine ergiebige neue Einnahmequelle zu erschließen.

Der Kanarienvogel verbreitete sich jetzt rasch nach Norden, zuerst nach Tirol und von dort nach Deutschland und der Schweiz. Besonders in dem oben genannten Flecken Imst erblühte seine Zucht und dann auch der Handel mit diesen Vögeln in sehr lebhafter Weise. Es bildeten sich dort Handelsgesellschaften, die alljährlich nach beendeter Brutzeit in Tirol, wie in Deutschland und der Schweiz die jungen Vögel

zum Anlernen und Unterrichten aufkaufen ließen. Mit den abgerichteten Tierchen zogen dann später sorgsam ausgewählte Träger in die weite Welt, und diese Imster Vogelhändler, deren einen auch die bekannte Operette zum Helden hat, durchzogen nicht nur Holland, Belgien, Frankreich und Rußland, sondern kamen sogar bis nach Konstantinopel, Syrien und Aegypten mit ihrer kostbaren Last. Ein ähnlicher Handel bildete sich späterhin im Schwarzwald und in anderen Gegenden Deutschlands aus, so auch in verschiedenen Harzer Bergstädten, von denen St. Andreasberg bald einen Weltruf erlangte. Das dortige Ausfuhr-



Tiroler Vogel.

geschäft gelangte namentlich zur Blüte, seitdem vor etwa einem halben Jahrhundert die Absatzquelle nach Amerika eröffnet wurde — wie lange aber in Andreasberg bereits die Vogelzucht betrieben wird oder wer die Kanarienvögel zuerst dort eingeführt hat, ist nicht mehr genau festzustellen. Wahrscheinlich ist dieser Vogel zuerst gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts dorthin gekommen.

Aus dem ursprünglichen Tiroler Vogel, der etwa unserer sogenannten Landrasse entsprach, haben nun die Holländer, die Engländer und die Deutschen die heutigen Rassen durch fortgesetzte Züchtung entwickelt, wobei die Holländer vorzugsweise die Figur, die Engländer die Farben veränderten, während seitens der deutschen Züchter, und dies zuerst in Andreasberg, die Hauptsorgfalt der Entwickelung ihrer Gesangsfähigkeiten zugewendet wurde.

Die Holländer Rasse zeigt große, schlanke Vögel mit sonderbar gekrümmten Rücken und emporgezogenen Schultern nebst gekräuselten Federn an Brust und Flügeln.

In England hat man durch die Züchtung Kanarienvögel erzeugt, die bald viel größer, bald viel kleiner sind, als die deutschen, außerdem aber auch die auffallendsten Farbenvarietäten. Die sogenannten Lizards oder Eidechsen sind auf dem olivengrünen Rücken eidechsenartig gestreift; dann giebt es Vögel von grüner Farbe (Green), von ganz hellgelber (Clear Yellow), von zimmetbrauner, brauner und goldgelber. Der Norwich-Vogel gleicht in der Gestalt unserem Harzer, ist aber etwas kräftiger und gedrungener gebaut, auch ein wenig größer. Der Grundton der Farbe ist ein tiefes gesättigtes Gelb. Der Londoner Vogel ist bedeutend größer als der Harzer, die Vögel der Manchester Rasse dagegen sind doppelt so groß. Durch Fütterung mit Cayennepfeffer werden sogar orangerote Kanarienvögel erzielt.

Die deutschen Rassen scheidet man nach Dr. Karl Ruß in gemeine deutsche Kanarienvögel, auch Landrasse oder

sächsische Kanarien genannt, und in edle Harzer Kanarienvögel. Die Farben der ersteren wechseln vom dunklen leb-



Englische Zucht (Eidechsen).

haften Goldgelb und beinahe Orangegelb bis zum Weißgelb und nahezu Reinweiß, vom Gelblichbraun durch die eigentliche Isabellfarbe zum Rötlichbraun und endlich vom Grau-

grün durch Gelbgrün bis zum Schwarzgrün. Der Harzer Kanarienvogel zeigt in Gestalt und Farbe keine wesentlichen Unterschiede vom vorigen, doch kommen in der ganz reinen Rasse eigentlich nur rein blaßgelbe, blaß- oder graugrüne Vögel vor. Ihre Zeichnung ist durchgehends unregelmäßig,

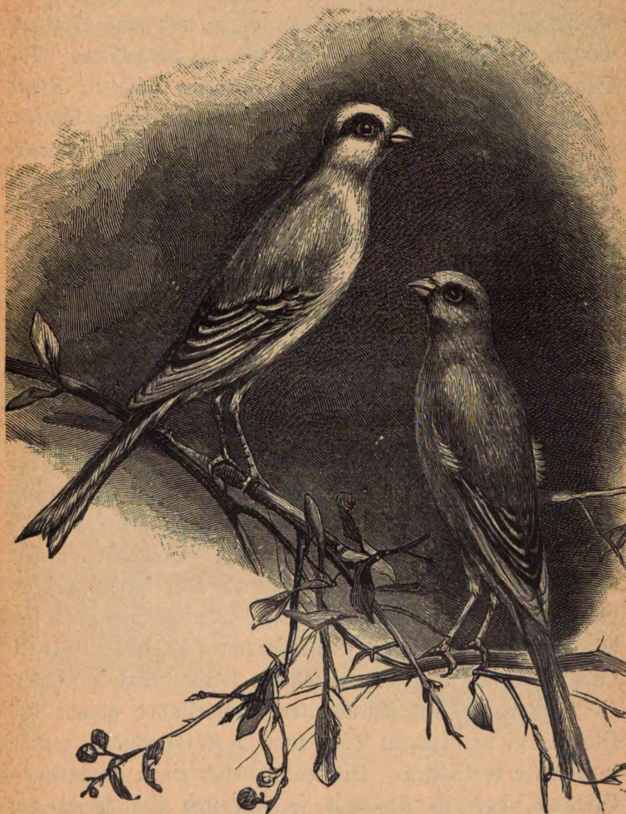


Englische Zucht (Green).

nur selten findet man regelmäßig gezeichnete oder gefleckte; es giebt sowohl glattköpfige wie gehäubte.

Ihr herrlicher Gesang aber ist das entscheidende Merkmal, durch das sich die Harzer Rasse von dem gemeinen deutschen Vogel wie von den nur zwitschernden holländischen und englischen Kanarien unterscheidet, so daß ein solcher Vogel mit keinem anderen zu verwechseln ist. Außerordent-

liche Sorgfalt, bedeutende Fachkunde und scharfes Gehör erfordert die Ausbildung der Vögel zum Singen. Wohl



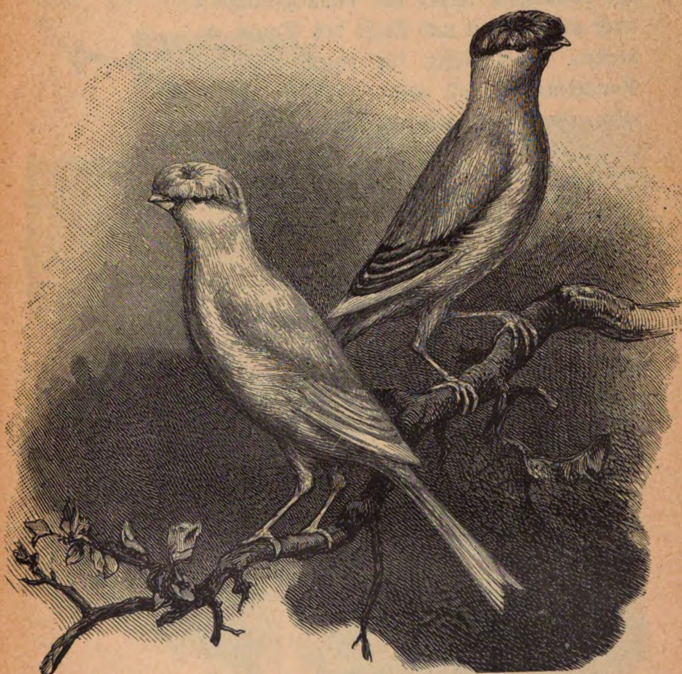
Englische Zucht (Clear Yellow).

giebt es noch einzelne Liebhaber, welche die Kanarienvögel dadurch abzurichten suchen, indem sie ihnen Tonfolgen vorpfeifen, wie man das bei Dompfaffen und anderen Singvögeln zu machen pflegt, doch muß ein solches Verfahren

als durchaus verfehlt bezeichnet werden. In den großen Züchtereien dienen ausschließlich die vorzüglichsten Sänger unter den bereits ausgebildeten Kanarienvögeln wiederum als Vorschläger für die jungen Männchen, und ganze Stämme werden auf solche Art zu gleichem Gesang ausgebildet. Die Sänger befinden sich dabei in verhängten Käfigen, damit sie ganz ungestört ihre Touren und Passagen lernen können, von denen die Kenner und Züchter folgende Arten unterscheiden: Triller, grobe Rolle, Schnarrrolle, Krachrolle, Wasserrolle, Lispelrolle, Schwirrrolle, scharfe Schnatterrolle, feine Schnatterrolle oder Hohlschnatter, auch feine Schnätter genannt, Baßrolle, Hohlrolle (gerade, abwärts gebogene und aufwärts gebogene Hohlroller), Klingelrolle, Kollerrolle, Gluckerrolle, Pfiffe, Hohlpfeife, Glockentöne oder Nachtigalltöne, Gluckertöne oder Glucker, Wasserflöte, Wasserglucker, Schnatterglucker, Koller und Gluckerkoller.

Die zuletzt genannten Touren werden von den Kennern am meisten geschätzt. „Am herrlichsten," bemerkt der oben genannte, hervorragende Sachverständige in seinem Buche über den Kanarienvogel, „erklingt eine tiefe, lange, abwärts gebogene Koller. Eine solche Meistertoure des edlen Gesanges klingt wie wu wu wu oder bu bu u. s. w. und sie ist schöner als die Nachtigallkoller. Sie stuft sich wiederum in verschiedenen Schattierungen ab, zuweilen leiser und feiner und nicht so volltönend, sonst aber ebenso schön. Beim Vortrag der sogenannten Doppelkoller glaubt der Hörer zwei verschiedene Töne zugleich zu vernehmen, welche ineinander verklingen. Sie macht daher einen großartigen Eindruck, doch ist sie nicht so fein und lieblich wie die herrlichste einfache Koller. Nach meinem Urteil ist ein fehlerloser Kollervogel mit tiefer, schöner Koller (oder besser noch mit zwei verschiedenen Kollern) der beste Sänger unter den Harzer Vögeln; andere Kenner stellen den feinen Hohlroller obenan."

Auch die Versuche, junge Kanarienvögel von einer Nachtigall als Vorschlägerin ausbilden zu lassen, haben niemals zu befriedigenden Ergebnissen geführt; es darf vielmehr als feststehende Regel angenommen werden, daß ein junger



Englische Zucht (Norwich-Vogel).

Vogel nur von einem älteren seinesgleichen gute Lehre annehmen und zu einem vorzüglichen Gesangskünstler herangebildet werden kann — vorausgesetzt, daß er überhaupt dazu veranlagt ist, was durchaus nicht immer der Fall ist. Nahe liegt es, den Gesang des Kanarienvogels mit dem der Nachtigall zu vergleichen, und in dieser Beziehung darf

wohl behauptet werden, daß der Gesang eines guten Harzers an die schönsten Töne der letzteren erinnert. Außerdem hängen die einzelnen Strophen besser zusammen und fließen oft unmerklich ineinander über, während sie freilich jene der Nachtigall weder an Mannigfaltigkeit noch an Reinheit und Kraft des Tones erreichen. Der Käfig für einen einzelnen Kanarienvogel soll viereckig, etwa 50 Centimeter lang, 40 Centimeter



Londoner Vogel.

hoch und 30 Centimeter tief sein, doch genügen auch etwas geringere Abmessungen. Am besten ist der ganze Käfig mit Ausnahme der Sitzstangen von Metall, nur wähle man nicht die blanken Messingkäfige, weil sie von der beim Baden und

Trinken verspritzten Feuchtigkeit leicht Grünspan ansetzen; empfehlenswert sind lackierte Bauer von Zink oder solche von ganz verzinntem Draht. Das Geflecht muß unbedingt so dicht sein, daß der Vogel nicht den Kopf hindurchstecken kann. Die Sitzstangen sind am besten aus Lindenholz und



Verfehlter Gesangunterricht.

etwa 2½ Centimeter dick, so daß der Fuß sie nur eben umfassen kann. Die Zucht im großen wird fast ausschließlich in geräumigen Vogelstuben betrieben.

Wer einen guten Harzer Sänger erwerben will, sollte sich immer nur an einen zuverlässigen Händler oder Selbstzüchter wenden, der die Lebensbedingungen der Vögel genau

kennt. Er muß sich angeben lassen, ob er einen alten oder noch jungen Vogel bekommt, und dann seine bisherige Verpflegung genau fortführen. Die Atzung ist von größter Wichtigkeit, und unzählige Vögel gehen daran zu Grunde, daß ihre Besitzer aus Unkenntnis in dieser Hinsicht Fehler begehen.

Ein alter Harzer Vogel darf nur mit bestem, hederichfreiem Sommerrübsamen gefüttert werden, außerdem reiche man ihm täglich eine kleine Gabe Weizenbiskuit oder Böckersches Eifutter (ein Gemenge aus gleichen Teilen von hartgekochtem Hühnerei und altem, in Wasser eingeweichtem und dann ausgedrücktem Weißbrot); alle sonstigen Leckereien sind vom Uebel. Ein junger Vogel bedarf neben dem Futter aus Sommerrübsamen einer täglich zweimalig zu reichenden Gabe von Eifutter, bis er völlig erstarkt ist. Grünkraut irgend welcher Art darf kein Harzer Sänger erhalten, am allerwenigsten ein junger Vogel, da er sonst leicht Durchfall bekommt. Die gemeinen Kanarienvögel dagegen kann man mit einem Gemisch von Kanariensamen, Hanf und Rübsamen füttern, nebst gelegentlicher Zugabe von Grünkraut (Miere, Kreuzkraut, Salat), auch Zucker, Obst und andere Leckereien vertragen sie gut.

Das Trinkwasser erneuere man täglich, gebe es jedoch nicht unmittelbar vom Brunnen oder von der Wasserleitung, sondern lasse es erst abstehen. Zum Baden stelle man dem Vogel ein größeres Geschirr mit lauem Wasser in den Käfig, im Winter zweimal wöchentlich, im Sommer jeden Tag, nehme es nachher aber wieder heraus. Der Käfig muß selbstverständlich stets sauber gehalten und mindestens jede Woche einmal gründlich gereinigt werden; den Boden bestreue man nachher mit reinem Sand.

An das Fenster darf der Käfig nicht dauernd gestellt oder gehangen werden, denn das grelle Sonnenlicht thut dem Vogel weh, und Zugluft ist ihm ganz besonders schäd-

lich. Im Harz betreibt man die Zucht bei 18 bis 24 Grad Reaumur, deshalb sind die Tierchen sehr weichlich. Erhält man einen solchen Vogel, so muß man ihn nach seiner Reise



Atzung.

erst allmählich wieder an ein kühleres Zimmer gewöhnen und ihn dann in einer gleichmäßigen Temperatur von 15 bis 18 Grad erhalten. Wird das betreffende Zimmer im Winter des Nachts nicht geheizt, und geht die Temperatur

darin erheblich herunter, dann verhänge man den Käfig so lange mit einem dicken Tuch. Der beste Platz für die An-

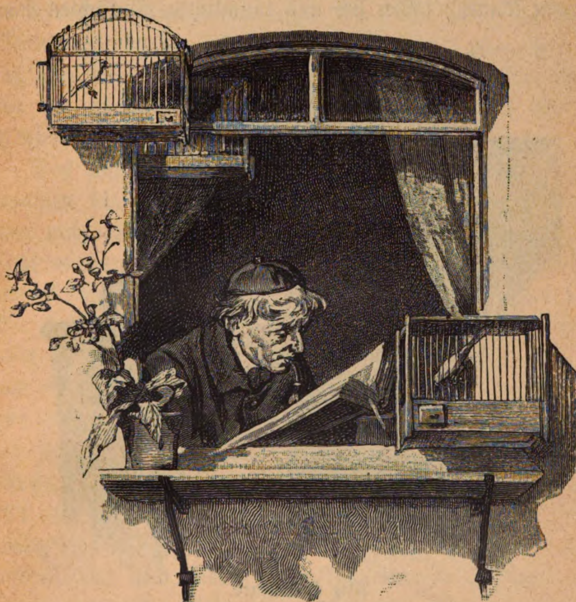


Geteilte Freude — doppelte Freude.

bringung des Käfigs ist eine geschützte Ecke in halber Zimmerhöhe. Im Halbdunkel singt der Vogel ruhiger und schöner als bei vollem Licht.

Sehr viel haben die Kanarienvögel von den roten Milben

oder Vogelläusen zu leiden, die man mit bloßem Auge entdecken kann, wenn man die Federn aufwärts bläst. Man bestreiche in einem solchen Falle alle Stellen, an denen der Vogel sich nicht selbst putzen kann, also Kopf, Schultern und Oberrücken, dünn mit Glycerin, um dann mittels einer



Friedliche Gesellschaft.

Federspule Insektenpulver darüber zu blasen. Es ist dabei aber darauf zu achten, daß das Pulver nicht in die Augen, den Schnabel oder in die Nasenlöcher gerät. Auch vorsichtiges Bespritzen mit Insektenpulvertinktur oder Bestreichen der vom Ungeziefer heimgesuchten Stellen mit einer schwachen Karbollösung (1 Teil auf 100 Teile Wasser) führt zum Ziele. Am nächsten Tage erhält der Vogel Badewasser; der Käfig muß durch Ausbrühen mit heißem Wasser gründ-

lich gereinigt werden. Bedeckt man während der Nacht den Käfig mit einem weißen Leinentuche, so wird man die Milben, wenn solche vorhanden sind, am anderen Morgen mehr oder weniger zahlreich auf diesem Tuche finden.

Die Krankheiten, von denen die Kanarienvögel befallen werden können, lassen sich aus räumlichen Rücksichten hier



Alte Bekannte.

nicht erörtern. Wir erwähnen nur die Mauser, die ja keine eigentliche Krankheit, sondern nur der alljährlich im Spätsommer vor sich gehende Federwechsel ist. Sie dauert gewöhnlich sieben bis acht Wochen, und der Vogel singt in dieser Zeit nur wenig. Er bedarf während dieser Periode besonders sorgsamer Pflege und ist in erster Linie vor Erkältung und zu niedriger Temperatur zu bewahren. Man gebe ihm reichliche Nahrung, besonders Eifutter und außerdem stets etwas Kalk, Sepienschale, geglühte Austernschale,

Kreide oder zerstoßene Eierschalen, auf den Boden des Käfigs gestreut.

Ein sorgfältig gepflegter Kanarienvogel, der nicht von besonderen Krankheiten heimgesucht wird, vermag zehn bis zwanzig Jahre im Käfig auszuhalten und seinen Besitzer zu erfreuen. Was die Preise betrifft, so werden für gute Mittelvögel 15 bis 20 Mark gezahlt; die Beträge steigern sich aber bis auf 50, 75 und 100 Mark, ja sogar 150 Mark für die vorzüglichsten Sänger, die sogenannten Prima-Hohlroller.

Das sind natürlich Liebhaberpreise, die nicht jedermann bezahlen kann und will. Der Kanarienvogel findet sich aber nicht nur in den Häusern der Reichen, sondern er ist nicht minder ein Liebling der kleinen Leute, die natürlich zumeist mit den weniger teuren Sorten vorlieb nehmen. Sie halten den goldgelben Hausfreund aber nicht minder wert. Wie manche fleißige Nähterin freut sich jedesmal von neuem über den gefiederten Stubengenossen, wenn sie von der Nähmaschine zu ihm aufschaut — ebensosehr wie die junge Dame aus wohlhabendem Hause, die ihrem Mätzchen regelmäßig zärtlich einen guten Morgen wünscht. Alt und einsam gewordene Männer und Frauen genügen einem Herzensbedürfnis, wenn sie die gelben Vögel hegen und pflegen, und finden in der friedlichen Gesellschaft dieser alten, vertrauten Bekannten Ersatz für so manches, was das Schicksal ihnen entrissen.

Ueberall bildet der frische, klangvolle und tonreiche Schlag dieser Vögel die Freude ihrer Besitzer; sie singen ja auch fast das ganze Jahr hindurch, zumal im Winter, wenn wir jeden anderen Vogelsang entbehren müssen. Außerdem ist ihr Unterhalt durchaus nicht teuer, und aus allen diesen Gründen ist der Kanarienvogel ein solcher Allerwelts-Liebling geworden, wie wir ihn mit Fug und Recht nennen dürfen.



Mannigfaltiges.

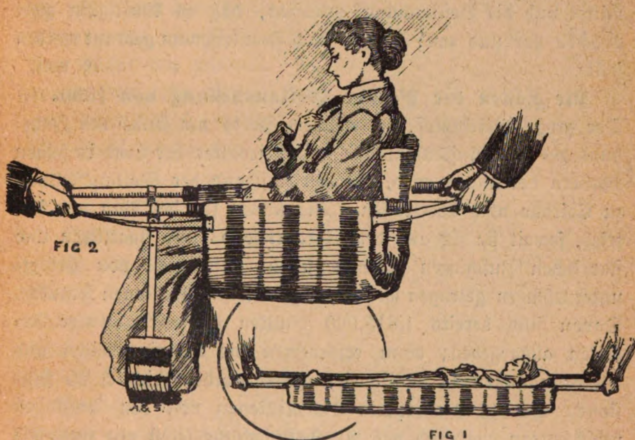
Ein prozeßschlichtender Regen. — Wenn man in der sächsischen Schweiz den Polenzgrund aufwärts steigt, so bemerkt man rechts einen Felsen, dessen unterer Teil weit überhängt, so daß er ein sicheres Schutzdach gegen Regen gewährt. Dieser Felsen heißt das „Schandauer Rathaus", und an ihn knüpft sich folgende Anekdote.

In jener Zeit, als Schandau noch keine selbständige städtische Verwaltung hatte, sondern zu dem benachbarten Amt Hohenstein gehörte, war zwischen dem Rat und den Viertelsmeistern in Schandau ein Streit ausgebrochen, zu dessen Beilegung beide Teile nach Hohenstein vor das Schultheißenamt citiert wurden. Ein plötzlich ausbrechender starker Regen trieb die beiden, natürlich abgesondert gen Hohenstein wandernden Parteien eine nach der anderen unter den erwähnten Felsen und zwang sie dort, Schutz zu suchen. Der Regen hielt lange an, der Raum für so viele Personen war eng, man mußte sich nahe zusammendrücken, und so kam es denn ganz natürlich, daß die zuerst mit abgewendeten Gesichtern und widerwillig nebeneinander sitzenden Streitleute sich allmählich ansahen, bald dann anredeten und endlich auch auf den Zweck ihres beiderseitigen, so unerwünscht unterbrochenen Berufsweges zu sprechen kamen. Der Meinungsaustausch war zwar anfangs sehr ungemütlich und heftig, nahm aber mehr und mehr eine friedliche Wendung, und schließlich fand eine Verständigung und Aussöhnung statt. Als der Regen aufgehört hatte, gingen die beiden Parteien anstatt weiter nach Hohenstein, einträchtig zusammen nach Schandau zurück, von

wo aus sie dem Amte anzeigten, daß sie sich vertragen hätten und seiner Vermittelung nicht mehr bedürften.

Auf diese Weise ist das „Schandauer Rathaus" im Polenzgrunde entstanden. C. T.

Neue Erfindungen: Für den Krankentransport im eigenen Hause, zum Beispiel von einem Zimmer ins andere, erscheint sehr geeignet ein zusammenlegbares Lager, das man in England neuerdings aus Segeltuch und Bambusstangen herge-



Praktischer Krankentransport.

stellt hat. Das Bett auf Fig. 1 kann zusammengerollt, unter ein größeres Bett geschoben oder sonstwie, ohne viel Platz zu beanspruchen, aufbewahrt werden. Fig. 2 zeigt einen nach demselben Prinzip hergestellten Tragestuhl mit Rückenlehne und Fußhalter. Ohne große Umstände kann man auf solche Weise invalide oder in Genesung begriffene Personen fortbewegen. Ho.

Der Ursprung des Münchener „Bock"-Bieres. — Maximilian von Bayern, der erste Kurfürst, hatte einen englischen Arzt für seine kranke Gemahlin um Rat gefragt, und dieser Buckinghamer Doppelbier, welches sich in jener Zeit eines vor-

züglichen Rufes erfreute, verordnet. Nachdem man dasselbe zweimal mit großen Kosten hatte kommen lassen, kam Maximilian auf den Gedanken, seinen Hofbrauer nach Buckingham zu senden, damit er am Herstellungsorte selbst die Kunst der Bereitung erlerne. Das nach der Rückkehr des Brauers in München gebraute Buckinghambier (später abgekürzt Buck- respektive Bockbier) kam erstmals im Jahre 1623, und zwar am 12. Oktober, dem Maximilianstage, auf die kurfürstliche Tafel. Anfangs mehr als Heiltrank angewendet, wurde es jedoch bald reines Genußmittel und die Bestimmung getroffen, daß es künftighin zwei Wochen vor und zwei Wochen nach Fronleichnam gebraut werden sollte. M. L—l.

Die Kosten der Pariser Weltausstellung von 1900. — Der große Wettkampf, in welchem Paris am Ende des Jahrhunderts zum fünftenmal alle Industrievölker der Erde in seinen Mauern vereinigen wird, soll den Aufwand der Weltausstellung zu Chicago noch übertreffen. Die Kosten für den Bau und Betrieb, soweit sie sich aus dem Garantiefonds und staatlichen und städtischen Zuschüssen zusammensetzen, also nicht von Privatunternehmern getragen werden, erreichen 107 Millionen Franken. Davon sind bereits 1,615,000 Franken für vorbereitende Arbeiten ausgegeben; dann erforderten die Terrainarbeiten und Baugründungen 11 Millionen, weiter werden reichlich 29 Millionen und 1899 abermals 24 Millionen von den Baukosten verschlungen, während das Ausstellungsjahr selbst mit mehr als 38 Millionen veranschlagt ist. Selbst im Jahr 1901 sind noch nahezu 3 Millionen Franken für Räumungsarbeiten und dergleichen vorgesehen. Die Zeichnungen des Garantiefonds belaufen sich auf 60 Millionen, für den Rest werden Stadt und Staat aufkommen. B.

Die kleinste Stadt des Deutschen Reiches ist Hauenstein im badischen Kreis Waldshut am Rhein. Das kleine Städtchen zählt nur 180 Einwohner, die noch gegenwärtig in Tracht und Sitte viel Originelles haben. Sie gehören dem alten alemannischen Volksstamme an und sind die malerisch schönsten Figuren des Schwarzwaldes. Historisch merkwürdig ist Hauenstein dadurch, daß daselbst im 14. Jahrhundert ein Bündnis schwäbischer

und schweizerischer Städte gegen Oesterreich geschlossen wurde. Der erste Anführer des sich entspinnenden Kampfes war ein Salpetersieder, Fridolin Albing, und nach ihm wurde der Krieg der „Salpeterkrieg" genannt. H. Th.

Wort gehalten. — Der Frankfurter Jurist Johann Brunnemann (1608 bis 1672) erzählt folgende heitere Geschichte von einem Anwalt und dessen Klienten. Ein wohlhabender Bäckermeister, gegen den ein Verleumdungsprozeß anhängig war, hatte einem Anwalt seine Verteidigung übertragen, und der Rechtsgelehrte hatte dem Manne versprochen, daß er durch seine Bemühung aus dem Handel weiß wie Schnee hervorgehen werde. Der Bäcker war hocherfreut und bezahlte dem Anwalt schon im voraus ein sehr reichlich bemessenes Honorar. Aber die Angelegenheit nahm vor Gericht einen schlimmen Verlauf, und der Angeklagte wurde neben einer beträchtlichen Geldstrafe dazu verurteilt, im Bußgewand, einem vom Hals bis auf die Füße reichenden Hemd, am Pranger zu stehen.

Die Strafe wurde vollzogen, und der Anwalt war taktlos genug, der Scene selbst beizuwohnen. Als sein Klient ihn sah, machte er ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß er ihn hintergangen hätte. „Nicht doch," entgegnete der Anwalt, „ich habe Euch Wort gehalten. Ihr steht im Hemde hier; nun, geht Ihr da aus dem Handel nicht weiß wie Schnee hervor?" J. D.

Die Kiebitzeier, welche jetzt als Delikatesse gelten und im Frühjahr von Feinschmeckern mit Vorliebe verspeist werden, wurden noch vor zweihundert Jahren keineswegs für ein „Herrenessen" angesehen, sondern hauptsächlich von den Bauern verzehrt. Im Jahr 1682 schrieb Dr. Johann Elsholtz in seinem zu Berlin gedruckten „Neuen Tischbuch", „daß die Kybitz Eier, blaß von Farben, legen, mit braunschwarzen Flecken getipfelt: die werden von den Bauren gern zur Speise gebraucht". Die „Getreuen von Jever" hätten also damals mit diesen Erzeugnissen ihres Landes als Geschenk für einen hervorragenden Staatsmann keine große Ehre eingelegt! Th.

Der Vergleich des Arztes. — Napoleon I. hatte stets große Angst, von einem Schlaganfalle betroffen zu werden, und befragte eines Tages seinen Leibarzt Corvisart eingehend über

das Wesen und die Gefährlichkeit solcher Anfälle. „Sire," entgegnete der Arzt, „jeder Schlagfluß birgt stets die Gefahr des Todes in sich. Allein der vernichtende Anfall hat in der Regel zwei Vorläufer, denn es ist selten, daß die Natur zu Boden schlägt, ohne vorher zu mahnen. Ein erster Anfall, beinahe immer leicht, ist eine kostenfreie Vorladung; ein zweiter, stärkerer, eine Vorladung mit Kosten; der dritte endlich ist ein Verhaftsbefehl."

Napoleon entging bekanntlich dem von ihm gefürchteten Schicksal, Doktor Corvisart selbst aber lieferte den Beweis für die Wahrheit seiner Behauptung: er starb am dritten Schlaganfalle. V.

Ein weißer Rabe. — Der große Naturforscher Agassiz, bekanntlich ein geborener Schweizer, Professor an der Universität Cambridge in Massachusetts, war einst aufgefordert worden, in New York eine Vorlesung zu halten. Agassiz lehnte ab, weil er anderweitig beschäftigt sei. Um ihn willig zu machen, bot man ihm einen enormen Preis für die Vorlesung. Aber umsonst, Agassiz lehnte ab und erklärte den erstaunten New Yorkern: „Ich habe überhaupt keine Zeit, Geld zu erwerben." —dn—

Korrespondenzerledigung. — Zu Schopenhauer kam kurz vor Neujahr ein Bekannter und fand ihn mit der Lektüre einer großen Menge von Briefen beschäftigt. Der berühmte Philosoph sah jedes einzelne Schreiben flüchtig an, warf die meisten davon auf den Fußboden und steckte sie dann in den brennenden Ofen. „Was machen Sie denn da?" fragte der Besucher erstaunt.

„Ich beantworte die Briefe aus dem verflossenen Jahre," versetzte Schopenhauer ironisch. J. D.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 110

